

Elke Dubbels, Jürgen Fohrmann,
Andrea Schütte (Hg.)

POLEMISCHE ÖFFENTLICHKEITEN

Zur Geschichte und Gegenwart von Meinungskämpfen in Literatur, Medien und Politik



[transcript] Lettre

Elke Dubbels, Jürgen Fohrmann, Andrea Schütte (Hg.)
Polemische Öffentlichkeiten

Lettre

Elke Dubbels, geb. 1975, ist Germanistin und forscht zu dem Bereich Literatur und Medien, insbesondere zur Gerüchtekommunikation im medien- und öffentlichkeitsgeschichtlichen Kontext.

Jürgen Fohrmann, geb. 1953, lehrt Allgemeine Literaturwissenschaft und Neuere deutsche Literatur am Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft der Universität Bonn.

Andrea Schütte, geb. 1972, lehrt Allgemeine Literaturwissenschaft und Neuere deutsche Literatur am Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft der Universität Bonn.

Elke Dubbels, Jürgen Fohrmann, Andrea Schütte (Hg.)

Polemische Öffentlichkeiten

Zur Geschichte und Gegenwart von Meinungskämpfen in Literatur, Medien
und Politik

[transcript]



The EOSC Future project is co-funded by the European Union Horizon Programme call INFRAEOSC-03-2020, Grant Agreement number 101017536

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch das Projekt EOSC Future.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnetet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© Elke Dubbels, Jürgen Fohrmann, Andrea Schütte (Hg.)

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagabbildung: Jason Rosewell / unsplash.com

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5471-4

PDF-ISBN 978-3-8394-5471-8

<https://doi.org/10.14361/9783839454718>

Buchreihen-ISSN: 2703-013X

Buchreihen-eISSN: 2703-0148

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Einleitung

Elke Dubbels, Andrea Schütte 7

Lenz contra Wieland.

Polemik als Theorie der Öffentlichkeit

Johannes F. Lehmann 21

Satirische Überformung, polemische Bloßstellung:

Die Publizistik der Mainzer Republik im Kontext der Kämpfe zwischen Aufklärung und Gegenaufklärung

Elke Dubbels 47

Gattungspolemik in Heinrich Heines »Geständnissen«

Dorothea Walzer 75

Das Manifest als (polemische) Öffentlichkeit.

Adresse und Unadressierbarkeit

Jürgen Fohrmann 99

Polemische Aktivitäten.

Karl Kraus und Stefanie Sargnagel

Rupert Gaderer 119

»Kampf um Emma«.

Polemik und feministische Öffentlichkeiten

Karolin Kupfer 141

»Wer ist hier das Arschloch?« Print- oder Netzpolemik?	
<i>Andrea Schütte</i>	165
Popularität und Populismus	
<i>Niels Werber</i>	185
Öffentlichkeit als selbsterzeugte Unsicherheit. Desinformation, Populismus und die Frage der Legitimation	
<i>Giancarlo Corsi</i>	205
Polemische Öffentlichkeit und die Öffentlichkeit der Literatur	
<i>Dirk Rose</i>	223
Autor*innenverzeichnis	249

Einleitung

Elke Dubbels, Andrea Schütte

›Öffentlichkeit‹ wird häufig als Sphäre polemischer Rede benannt, ohne ins Zentrum des Nachdenkens über Polemik gerückt zu werden. In den gängigen literaturwissenschaftlichen Theorien wird davon ausgegangen, dass die Polemik über den Gegner hinaus auf ein Publikum bezogen ist, das wahlweise als »Zeuge der Streit-Szene«¹, als richterliche entscheidungsmächtige »Instanz«², als »aggressive[] Horde«³ oder aber als »eigentliche Waffe des Polemkers«⁴ verstanden wird. Diese unterschiedlichen Beschreibungen verdeutlichen bereits, dass die Rolle des Publikums in der Polemik keineswegs eindeutig festgelegt erscheint, sondern schwankt. Wird es, wie es die hebre Tradition des erkenntnisförderlichen Streits, für die man mit Recht noch immer Lessing als Gewährsmann beansprucht, will, durch Polemik zum Nachdenken und zur rational abwägenden Urteilsfindung angeregt?⁵ Oder wird es vielmehr zur »soziale[n] ›Exkommunizierung‹«⁶ des Gegners angestachelt? Die unterschiedlichen Umschreibungen des Publikums implizieren bereits verschiedene Öffentlichkeitskonzeptionen, die in den literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der Polemik allerdings meist nicht eigens

-
- 1 Sigurd Paul Scheichl: Art. Polemik, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. III, hg. v. Jan-Dirk Müller, Berlin, New York 2003, S. 117-120, hier: S. 118.
 - 2 Jürgen Stenzel: Vorschläge zu einer Theorie der Polemik, in: Form und Formengeschichte des Streitens, hg. v. Helmut Koopmann, Franz-Josef Worstbrock, Tübingen 1986, S. 3-11, hier: S. 5f.
 - 3 Ebd., S. 7.
 - 4 Peter von Matt: Grandeur und Elend literarischer Gewalt, in: Ders.: Das Schicksal der Phantasie. Studien zur deutschen Literatur, München, Wien 1994, S. 35-42, hier: S. 42.
 - 5 Im Sinne der Vorstellung vom »Publikum als Richter«, wie eine einschlägige Studie zu Lessings Fragmentenstreit betitelt ist; vgl. Wolfgang Kröger: Das Publikum als Richter. Lessing und die »kleineren Respondenten« im Fragmentenstreit, Nendeln 1979.
 - 6 Andreas Stuhlmann: »Die Literatur – das sind wir und unsere Feinde«. Literarische Polemik bei Heinrich Heine und Karl Kraus, Würzburg 2010, S. 56.

reflektiert werden.⁷ Will man den unterschiedlichen Möglichkeiten, wie polemische Rede Öffentlichkeit(en) zu adressieren, zu entwerfen, zu formieren und zu mobilisieren vermag, auf die Spur kommen, müssen Polemik- und Öffentlichkeitsforschung in einen viel intensiveren Dialog miteinander gebracht werden, als es bislang geschehen ist. Das ist das Vorhaben dieses Bandes, der in perspektivischer Dopplung sowohl nach dem Stellenwert der Öffentlichkeit für die Polemik als auch nach der Bedeutung der Polemik für die Struktur historischer Öffentlichkeiten und deren Theorie fragt.

Polemik kann prinzipiell verschiedene Funktionen erfüllen, eine epistemische, eine affektive, eine soziale, eine (medien-)politische;⁸ aus der Verschiedenheit der Funktionen resultiert eine für die Polemik charakteristische »Grundspannung«⁹, die sich auch in der Vielgestaltigkeit ihres Öffentlichkeitsbezugs bemerkbar macht. Der Soziologe Ernst Manheim hat die epistemische und die politische Funktion der Polemik tendenziell mit unterschiedlichen Öffentlichkeitskonzeptionen in Verbindung gebracht. Manheim geht von drei Idealtypen (im Weber'schen Sinne) von Öffentlichkeit aus: einer qualitativen, einer transzendentalen und einer pluralistischen.¹⁰

7 Eine Ausnahme bildet die Studie von Stuhlmann (vgl. ebd., S. 33-58). Stuhlmann argumentiert allerdings noch vor dem Hintergrund des kritisch-aufgeklärten Öffentlichkeitskonzeptes Habermas'scher Prägung. Der Polemiker bedürfe einer solchen kritisch-aufgeklärten Öffentlichkeit als moralisch-politischen Referenzrahmens, auch wenn es ihm eigentlich nicht um den Prozess der Wahrheitsfindung gehe, sondern um die soziale Marginalisierung und Ausschließung des Gegners (vgl. ebd., S. 56f.). Diese Idee ist sicher interessant, zu fragen bleibt aber, inwiefern andere Öffentlichkeitskonzepte als das Habermas'sche noch weiter tragen, um die Öffentlichkeitsdimension der Polemik zu erfassen. – Die Frage nach »polemischen Öffentlichkeiten« als Frage nach den spezifischen Effekten des Konfliktmediums auf die Konfliktführung bildet auch eines von fünf systematischen Problemfeldern, die Carlos Spoerhase und Kai Bremer in dem von ihnen herausgegebenen Band zur »Gelehrten Polemik« um 1700 benennen. Vgl. Carlos Spoerhase, Kai Bremer: Rhetorische Rücksichtslosigkeit. Problemfelder der Erforschung gelehrter Polemik um 1700, in: Gelehrte Polemik. Intellektuelle Konfliktverschärfungen um 1700 [Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit 15, 2/3], Frankfurt a.M. 2011, S. 111-122, hier: S. 120f.

8 Vgl. zu den Funktionen der Polemik den Beitrag von Andrea Schütte in diesem Band.

9 Spoerhase, Bremer [Anm. 7], S. 114. Spoerhase und Bremer beziehen sich mit diesem Ausdruck auf die Spannung zwischen der epistemischen und der sozialen Dimension der Polemik.

10 Vgl. Ernst Manheim: Aufklärung und öffentliche Meinung. Studien zur Soziologie der Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert, Stuttgart-Bad Cannstatt 1979, S. 49-63. Die Studie ist zuerst 1933 unter dem Titel »Die Träger der öffentlichen Meinung. Studien zur Sozio-

In der »qualitativen Öffentlichkeit« haben nur bestimmte Wahrheiten legitimen Anspruch auf Publizität, nämlich solche, die den Vorstellungen einer herrschenden Schicht entsprechen, welche Anspruch auf ein gesamtgesellschaftliches Einverständnis mit ihren qualitativen Grundsätzen erhebt und diesen Anspruch auch mehr oder minder erfolgreich durchzusetzen versucht (Zensurregime). Über Polemik schreibt Manheim in diesem Öffentlichkeitypus nichts (sie wäre wohl auch allenfalls als Polemik einer untergründigen Gegenöffentlichkeit denkbar), er thematisiert sie erst im Zusammenhang mit den beiden anderen Formen. Im Unterschied zur »qualitativen Öffentlichkeit« basiere die »transzendentale Öffentlichkeit« auf der allen Beteiligten gemeinsamen Annahme, dass die inhaltliche Entscheidung über »die richtige, legitime Willenseinstellung«¹¹ das Ergebnis einer Diskussion sein und dieser nicht vorangehen solle.¹² Um die Offenheit der Diskussion zu gewährleisten, werden die gesellschaftlichen Rollen der Diskutanten zeitweilig eingeklammt und stattdessen das ›Individuum an sich‹ angerufen. Beschrieben wird hier das Leitbild der bürgerlichen Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts. In der »transzentalen Öffentlichkeit« soll der »polemische Weg«¹³ der Prüfung und Klärung der eigenen und der Positionen anderer im Rahmen einer auf Diskussion setzenden Wahrheitsheuristik dienen. Hier von grenzt Manheim die Art der Auseinandersetzung in der »pluralistischen Öffentlichkeit« ab, die keine Verständigung im Gespräch suche. Im Gegenteil: Im Vorfeld bestehende Willenspolaritäten sollen verstärkt, die Willensantithetik in noch nicht polarisierte Regionen des gesellschaftlichen Seins und Denkens vorangetrieben und solcherart totalisiert werden.

logie der Öffentlichkeit« erschienen. Sie war als Habilitationsschrift geplant, doch die Universität Leipzig entließ Manheim als »Juden und Ausländer« im April 1933, das Habilitationsverfahren hatte Manheim schon zuvor auf Anraten von Hans Freyer, dessen Assistent er war, abgebrochen, da es aufgrund der Machtübernahme der Nationalsozialisten keine Chance auf einen Abschluss des Verfahrens für ihn gegeben hätte. Vgl. zu Manheim als noch immer verhältnismäßig wenig bekanntem »Klassiker« der Öffentlichkeitstheorie Stefanie Averbeck-Lietz: Soziologie der Kommunikation. Die Mediatisierung der Gesellschaft und die Theoriebildung der Klassiker, Berlin, Boston 2015, Kap. 4: Ern(e)st Manheim – Ein Klassiker für die Mediatisierungsforschung, S. 101-147.

¹¹ Manheim [Anm. 10], S. 57.

¹² »Die Diskussion soll eben nicht durch den fertig vorgegebenen Willen entschieden werden, sondern sie soll diesen selbst erst sichten und über ihn befinden.« (Ebd., S. 53).

¹³ Ebd.

Mitteilungen im pluralistischen Raum haben polemischen Charakter, aber der Charakter der öffentlichen Diskussion ist von dem der Auseinandersetzung im transzentalen Raum grundverschieden. Denn die Diskussion ist hier mit Bezug auf den Gegenspieler, mit dem sie geführt wird, wesensmäßig *indirekt*. Direkter Adressat der polemischen Mitteilung ist nicht der willensmäßig formierte Gegner – auch dann nicht, wenn er als solcher nominell angesprochen wird (z.B. im »offenen Brief«), – sondern einerseits der Kreis jener, deren Willensentscheidung noch nicht vollzogen ist oder noch nicht als endgültig empfunden wird, und andererseits der eigene Kreis der Eingeweihten, deren Konsensus dadurch erneut bestätigt und reproduziert wird.¹⁴

Der Meinungsstreit ändert für Manheim in der pluralistischen Öffentlichkeit radikal sein Gesicht: Statt als Mittel der Erkenntnis zu fungieren, zielt Polemik darauf, den Riss zu vertiefen, immer mehr Personen von ihm zu affizieren, die Unentschiedenen auf die eigene Seite zu ziehen. Polemik wird zu einer Frage der Polarisierung und Aktivierung eines Publikums, das nicht als erhabener, rational urteilender Richter, sondern als mobilisierbare Menge adressiert wird. Dies ist erkennbar vor dem Hintergrund von Manheims eigener Gegenwart geschrieben, den publizistischen Parteienkämpfen am Ende der Weimarer Republik. Manheim will aber mit allen drei Öffentlichkeitstypen keine Wertung verbunden sehen, sondern versteht sie dezidiert als formalsoziologische Analysekategorien, die auf unterschiedliche historische Öffentlichkeiten anwendbar sein sollen. Gleichwohl legt er eine zeitliche Zuordnung nahe, nach der die »qualitative Öffentlichkeit« des Ancien Régime von der bürgerlichen »transzentalen Öffentlichkeit« der Aufklärung abgelöst wird, die wiederum in eine moderne pluralistische Öffentlichkeit mündet, die fundamental auf Dissens beruht, der nicht, wie etwa noch bei Manheims Lehrer Ferdinand Tönnies, auf den Konsens hin ausgerichtet ist. Diese pluralistische Öffentlichkeit ist immer schon und ganz grundlegend eine polemische Öffentlichkeit. Sie gibt sich in der zeitlichen Perspektive als ein Verfallsprodukt einer auf rationalen Diskurs setzenden »transzentalen Öffentlichkeit« zu lesen – auch Manheims Öffentlichkeitstheorie wird von einer »nost-

14 Ebd., S. 55f.

algischen Trope¹⁵ begleitet, die Seyla Benhabib als charakteristisch für die klassischen Öffentlichkeitstheorien des 20. Jahrhunderts veranschlagt hat.

Wie später gegen Habermas lässt sich auch gegen Manheim einwenden, dass nicht genügend zwischen historischer Empirie und normativer Idealvorstellung unterschieden wird. Die »transzendentale Öffentlichkeit« war zwar das Leitbild der Aufklärung, diese war aber keineswegs frei von Parteienkämpfen, wenn natürlich auch in einem anderen Sinne als im 20. Jahrhundert. Polemik lässt sich auch in der Aufklärung nicht auf ihre epistemische Dimension reduzieren, sondern es geht immer auch um kulturelle Deutungshoheit und um die literatur- und medienpolitische Behauptung gegenüber der Konkurrenz. Auf dem literarischen Feld wird mit der Etablierung moderner Autorschaft in Gestalt des ›freien‹, für den expandierenden Bücher- und Zeitschriftenmarkt schreibenden Schriftstellers Polemik zu einem seither rekurrenten Mittel literarischer Selbstbehauptung von Einzelnen genauso wie von literarischen Gruppen.¹⁶ Vieles spricht dafür, die moderne, massenmediale Öffentlichkeit als grundsätzlich »polemogen«¹⁷ anzunehmen, insofern in ihr um die knappe Ressource »Aufmerksamkeit« gerungen wird, die über den Programmcode »Konflikt« sehr effektiv für sich zu gewinnen ist. Und wenn es bei der »öffentlichen Meinung« prinzipiell darum geht, Aufmerksamkeit für bestimmte Themen zu erzeugen,¹⁸ dann lässt sich diese Annahme auch auf das politische Feld übertragen.

Wenn die moderne Öffentlichkeit seit dem 18. Jahrhundert immer schon polemisch gewesen ist, so ist sie selbstverständlich nicht immer dieselbe geblieben. Es ändern sich die Konfliktmodelle, die Diskursregeln, die politischen Rahmenbedingungen, die Möglichkeiten der Teilhabe, die Medien und die Praktiken der öffentlichen Auseinandersetzung. Je mehr sich ein Bewusstsein für »Öffentlichkeit« einstellt und je stärker sich diese diversifiziert, können Meinungskämpfe nicht nur *in*, sondern auch *zwischen* verschiedenen Öffentlichkeiten ausgetragen werden, die um Geltungsansprüche und Vorherr-

¹⁵ Seyla Benhabib: Hannah Arendt. Die melancholische Denkerin der Moderne, übersetzt v. Karin Wördemann, Frankfurt a.M. 2006, S. 317.

¹⁶ Vgl. Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, übersetzt v. Bernd Schwibs und Achim Russer, Frankfurt a.M. 1999, S. 379–384.

¹⁷ Niklas Luhmann: Ethik als Reflexionstheorie der Moral, in: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 3, Frankfurt a.M. 1989, S. 358–447, hier: S. 370 et passim.

¹⁸ Vgl. Niklas Luhmann: Öffentliche Meinung, in: Politische Vierteljahrsschrift 11, 1970, 1, S. 2–28.

schaft konkurrieren.¹⁹ Gestritten werden kann dabei gerade auch um verschiedene Öffentlichkeitsvorstellungen und -ideale, sowohl in einer als auch zwischen unterschiedlichen Öffentlichkeiten.

Geht man von mehreren Öffentlichkeiten aus, wird der Öffentlichkeitsbegriff aus der Perspektive der unterschiedlichen Medienformate, Sozialgruppen und Positionsbestimmungen betrachtet, die mit-, neben- und gegeneinander agieren. In diesem Sinne ist »Öffentlichkeit« seit dem 18. Jahrhundert immer schon heterogen und pluralistisch. Es erstaunt nicht, dass sich in einem solchen Milieu Tribunalisierung (Öffentlichkeit als Zeuge oder Entscheidungsinstanz) und Mobilisierung (Emotionalisierung, Dynamisierung, Polarisation oder Instrumentalisierung) als Funktionen von Öffentlichkeit ausbilden.

Wenn man nun trotz zunehmender Ausdifferenzierung Öffentlichkeit im Singular versteht, so weist das auf eine andere Perspektivierung des Öffentlichkeitsbegriffs hin: Öffentlichkeit lässt sich als Medium begreifen, in dem – so Luhmann – »durch laufende Kommunikation Formen abgebildet und wieder aufgelöst werden«.²⁰ Öffentlichkeit bezeichnet hier einen Möglichkeitsraum, dessen Funktion vor allem in der Ausweitung des Sag- und Formierbaren besteht: Sie ist grundsätzlich offen für alles, was in ihr verhandelt wird, ohne dass es prinzipiell festinstallierte Gatekeeper gäbe. Während die aufgeklärte Öffentlichkeit rationale Entscheidungen favorisiert, hält sich ein Verständnis von Öffentlichkeit als Medium offen für alle möglichen Positionen, auch die affektiv vertretenen.²¹

Öffentlichkeit fungiert dann als Raum, in dem unterschiedliche Beobachtungspositionen beobachtet werden. Wenn in der Öffentlichkeit eine bestimmte Position eingenommen wird, werden direkt oder indirekt die nicht gewählten Positionen mit aufgerufen. Deren Legitimität steht genauso zur Prüfung an wie diejenige der gewählten Position. Öffentlichkeit hat hier die Funktion eines Resonanzraums, in dem sich die Gesellschaft vergegenwärtigt.

¹⁹ Vgl. die einleitenden Bemerkungen des Beitrags von Jürgen Fohrmann sowie den Sammelband: *Zerstreute Öffentlichkeiten. Zur Programmierung des Gemeinsinns*, hg. v. Jürgen Fohrmann, Arno Orzesek, München 2002.

²⁰ Niklas Luhmann: *Gesellschaftliche Komplexität und öffentliche Meinung*, in: Ders.: *Soziologische Aufklärung*, Bd. 5, Opladen 1990, S. 170–182, hier: S. 174; an anderer Stelle heißt es: »Das Medium ist die öffentliche Meinung selbst. Presse und Funk sind Formgeber dieses Mediums« (ebd., S. 176).

²¹ Vgl. den Beitrag von Giancarlo Corsi in diesem Band.

tigt, welche Handlungsspielräume sie hat.²² Das prinzipielle Nebeneinander unterschiedlicher, auch konträrer Positionen, die in der Öffentlichkeit eingenommen werden können – manchmal auch von derselben Person –, macht sie nicht zu beliebigen. Aber es zeigt, dass öffentliche Positionen volatil und die Anschlusskriterien offensichtlich schwach sein können.

Vor dem Hintergrund dieser basalen Öffnungsbewegung²³ werden die weiteren Funktionen von Öffentlichkeit – Tribunalisierung, Mobilisierung, auch Polemisierung – evident: Es bedarf robuster Formen wie der Polemik, um angesichts des vielfältig Sag- und Vertretbaren ausgewählte Positionen durchzusetzen. Auf die Öffnung wird mit Schließung reagiert: Polemik, die die Gegner auszuschalten oder ihre Positionen zu delegitimieren versucht, bewirkt eine Reduzierung des Sagbaren. Darin besteht die grundsätzliche Orientierungsleistung von öffentlich ausgetragener Polemik, wie fragwürdig Mittel und Zwecke auch immer sind. Auf jede Schließungsbewegung reagiert die Öffentlichkeit, deren Proprium ja die Öffnung ist, empfindlich und holt das Ausgeschlossene, gegen das polemisiert worden ist, auf andere Weise wieder zurück.

Das Wechselspiel von Öffnung und Schließung, das sich im Begriff der polemischen Öffentlichkeiten darstellt, lässt sich auch an der komplexen Konfiguration von Verdeutlichung und Verunklarung ausbuchstabieren: Polemische Zuspitzung vereindeutigt auf Kosten des Polemisierten und muss dabei notwendig dessen Position verunklaren oder im Dunkeln lassen. Diese Verwobenheit von perspicuitas und obscuritas, hier: aggressiv-deutlicher Rede und politischem Kalkül, zeigt sich dort besonders deutlich, wo Handlungsnormen und Autoritäten sowohl weltlicher Herrschaft als auch textlicher Gestaltung zunehmend uneindeutig werden. Öffentliche Polemik scheint gerade in diesen Zeiten besonders funktional, da sie verdeutlichende Kraft hat, zugleich aber anderes invisibilisiert, das dann wiederum von anderen polemisch aufgegriffen werden kann, nicht aber ohne wieder etwas zu veruneindeutigen. Es ist dieser sich selbst befördernde Mechanismus der öffentlichen

²² Vgl. Volker Gerhard: Öffentlichkeit. Die politische Form des Bewusstseins, München 2012, S. 44.

²³ Elisabeth Noelle-Neumann fächert den Öffnungsaspekt des Öffentlichkeitsbegriffs auf in ein sozialpsychologisches, ein rechtliches und ein politisches Verständnis, vgl. dies.: Art. Öffentliche Meinung, in: Das Fischer Lexikon Publizistik. Massenkommunikation, hg. v. ders., Winfried Schulz, Jürgen Wilke, 3. Auflage, Frankfurt a.M. 2004, S. 392-406, hier: S. 406.

Polemik, der wesentlich dazu beiträgt, dass Öffentlichkeit am Laufen gehalten wird.²⁴

All diese Überlegungen zu Struktur und Funktion von Öffentlichkeit lassen offen, ob sich eine historische Entwicklungslinie polemischer Öffentlichkeiten – wie unregelmäßig auch immer – feststellen lässt. Die zunehmende Ausdifferenzierung von Öffentlichkeit insgesamt ist umstritten. Was bedeutet das für die polemische Öffentlichkeit? Die These vom Wandel einer rational-aufgeklärten zu einer polemischen Öffentlichkeit hält sich auch in heutigen Diagnosen zur Öffentlichkeit im Zeitalter der Online-Medien.²⁵ Welche Gründe werden dafür genannt? Welche Funktion erfüllt die These des Verlusts einer kritischen Öffentlichkeit im öffentlichen Diskurs? Und welche Chancen hat eine kritisch-rationale Auseinandersetzung, wenn die moderne Öffentlichkeit eine polemogene Grundtendenz hat?

Wenn Öffentlichkeiten als immer schon polemische verstanden werden: Welche Gründe sprechen dafür? Gibt es Veränderungen in der Energie der polemischen Aggression, die für eine zunehmende Ausdifferenzierung oder für eine Verschärfung polemischer Öffentlichkeiten sprechen? Oder gibt es historische Höhepunkte polemischer Öffentlichkeiten, die parallel zu angenommenen Höhepunkten gesellschaftlichen Strukturwandels entstehen und besonders polemisch sind? Welche Konstellationen leisten solchen angenommenen Höhepunkten Vorschub? Wie lösen sich diese Hotspots öffentlicher Polemik auf?

Neben den Überlegungen zu Entwicklung, Struktur und Funktion polemischer Öffentlichkeiten stellt sich die Frage nach ihren Medien: In welchen Medien und wie wird die Öffentlichkeit im Rahmen der Polemik adressiert? Welche Möglichkeiten und Formen der Teilhabe bieten dabei verschiedene Medien dem Publikum, nicht bloß als eine erhabene richterliche Instanz über den Streitparteien zu thronen, sondern sich direkt am publizistischen Kampf zu beteiligen? In welchen Öffentlichkeiten und um welche Öffentlichkeit wird

²⁴ Luhmann spricht davon, dass in der Öffentlichkeit vorzugsweise Konflikte reproduziert werden, weil der Konflikt eine hochexplizite Zwei-Seiten-Form ist, eine formenproduzierende Form (vgl. Luhmann: Gesellschaftliche Komplexität [Anm. 20], S. 179).

²⁵ Eva Menasse: Alles geht in Trümmer – und das, was Öffentlichkeit war, wird bald nicht einmal mehr eine Erinnerung gewesen sein, in: Neue Zürcher Zeitung, 27.05.2019, online verfügbar unter: <https://www.nzz.ch/feuilleton/eva-menasse-sieht-die-oeffentlichkeit-vor-dem-zerfall-ld.1484079?fbclid=IwAR1XBjpnClYSEhD6wxp-JcGlzf8jMDI8ZwXvU7SBnoAfGKFT2KGzWIOlJQ> (zuletzt 06.04.2021).

sich gestritten? Und in welchem Verhältnis stehen hierbei speziell literarische und politische Öffentlichkeit?

Um diese Fragen beantworten zu können, bedarf es historischer Probebohrungen, die das intrikate Verhältnis von Einschluss und Ausschluss, Vereindeutigung und Verunklarung, Kampf und Spiel in den polemischen Öffentlichkeiten jeweils fassen und deuten. In diesem Sinne kommentieren und vertiefen die Beiträge des Bandes in historischer wie systematischer Perspektive die oben dargelegten Zusammenhänge. Sie beschäftigen sich dabei mit Fällen literarischer oder politischer Polemik, wobei die Fälle literarischer Polemik immer schon in den Bereich der politischen Kommunikation hinausgreifen.

*

Die ersten beiden Aufsätze fokussieren den Zusammenhang von Polemik und Öffentlichkeit am Ende des 18. Jahrhunderts. *Johannes Lehmann* geht in seinem Aufsatz »Lenz contra Wieland. Polemik als Theorie der Öffentlichkeit« von der Annahme aus, dass sich in den polemischen Texten Lenzens gegen Wieland ein neues Konfliktmodell der Polemik erkennen lasse, das zugleich auf eine neue Theorie und eine neue Metaphorisierung der Öffentlichkeit verweise: Öffentlichkeit werde bei Lenz als eine Sphäre des möglichen oder verhinderten Kräftewachstums der Nation gedacht. Nach dieser Auffassung soll Polemik nicht allein eine andere Position diskreditieren, sondern als Stimulanz von Kräften wirken. Wielands Philosophie schreibt Lenz dabei eine ruinöse Wirkung auf die Kräfte der Nation zu. Er versteht Wieland als Repräsentanten einer marktbasierten, das Leichte, Leichtfertige und Angenehme prämierenden Öffentlichkeit, die zu bekämpfen sei.

Der Beitrag von *Elke Dubbels*, »Satirische Überformung, polemische Bloßstellung: Die Publizistik der Mainzer Republik im Kontext der Kämpfe zwischen Aufklärung und Gegenaufklärung«, untersucht, wie in der Mainzer Republik um die öffentliche Zustimmung bzw. Ablehnung der revolutionären Staatserneuerung gerungen wurde. Die polemische Öffentlichkeit in der Mainzer Republik wird im Zusammenhang mit den publizistischen Kämpfen zwischen Aufklärung und Gegenaufklärung betrachtet, um die konfliktverstärkende Wirkung einer für die Aufklärung typischen Behandlung politischer Fragen unter allgemein moralischen Gesichtspunkten herauszustellen, die sich, persönlich zugespielt, mit großer Wucht zuerst gegen die Aufklärer und später gegen die Mainzer Jakobiner kehrte. Die Auseinandersetzungen

spielten sich nicht nur *in* der Öffentlichkeit ab, sondern es ging in politischer Hinsicht gerade auch *um* die Institutionen und Ideale der aufgeklärten Öffentlichkeit selbst, an die sich die Aufklärungs- und Republikgegner nicht gebunden fühlten. Hierin wird ein Grund für die besondere Schärfe ihrer Polemik gesehen.

Dorothea Walzers Aufsatz »Gattungspolemik in Heinrich Heines ›Geständnissen‹« befasst sich mit einem Meister der Polemik des 19. Jahrhunderts, Heine, wendet den Blick aber auf Beispiele, die bislang weniger im Fokus gestanden haben als Heines Auseinandersetzungen mit Platen und Börne, nämlich auf seine polemischen Abgrenzungen gegenüber Madame de Staël (»*De l'Allemagne*«) und Jean-Jacques Rousseau (»*Confessions*«). Im Mittelpunkt von Heines Polemik steht für Walzer das Authentizitätsgebot, dem sich Rousseau in seiner Autobiographie und de Staël in ihren Gesprächen mit den Interviewpartnern für ihr Deutschlandbuch verpflichtet fühlten. Mit seinem eigenen publizistischen Deutschlandprojekt konkurrierte Heine mit de Staël um die kulturelle und politische Deutungshoheit über die deutsche Geistesgeschichte. Die Fragetechnik de Staëls deutet für ihn auf eine ideologisch festgelegte Grundhaltung, die ein verzerrtes Deutschland-Bild produziere. Ähnlich skeptisch wie bei de Staël betrachtete Heine die postulierte Wahrhaftigkeit von Rousseaus »*Confessions*«. Er ging in seinem eigenen autobiographischen Œuvre einen anderen Weg, indem er, so die These, die vermeintlich authentischen Formen der Selbst- und Fremdbefragung durch Anekdoten aus dem Reservoir von Klatsch und Gerücht ersetzte und auf diese Weise einer spezifischen Literarisierung der Zweckform Autobiographie zuarbeitete.

Jürgen Fohrmann untersucht in seinem Beitrag »Das Manifest als (polemische) Öffentlichkeit. Adresse und Unadressierbarkeit« mit dem Manifest eine literarische Gattung von Öffentlichkeit, die polemische Züge tragen kann. Das Manifest als Behauptungsform verlautbart Souveränität und markiert dabei direkt oder indirekt den Gegner, der auch in illegitimen Strukturen und Zuständen bestehen kann. Die Begründungsfigur für den Machtanspruch wandelt sich dabei in der hier dargestellten Geschichte des Manifests. Ihren Höhepunkt erreicht diese Entwicklungslinie im Manifest des DADA, das ein Manifest gegen die Manifester sein will und den Behauptungsanspruch selbst performativ durchstreicht. Ein solcher Modus der Souveränitätserzeugung qua Negation lässt sich weder auf Dauer stellen noch wiederholen, sodass gegenwärtige Souveränitätsgesten oft polemisch sind, um Aufmerksamkeit über Feindmarkierung zu erzeugen.

Ausgehend von Jonathan Franzens Interesse am Polemiker Karl Kraus, den Franzen für die eigene Kritik an den sozialen Medien vereinnahmt, fragt *Rupert Gaderer* in seinem Beitrag »Polemische Aktivitäten. Karl Kraus und Stefanie Sargnagel« nach der Differenz zwischen analoger und digitaler Polemik. In Auseinandersetzung mit Kraus' Drama »Die letzten Tage der Menschheit« liefert Rupert Gaderer eine differenzierte Bestimmung von Polemik im Hinblick auf ihre Gegenstände (diskutabel, längerfristig attraktiv), ihren Darstellungsmodus (skalierend, aufschiebend, zitierend), ihre Semantik (Feind als Parasit), ihren Austragungsort (Foren) und ihre Effekte (Kritik, Mobilisierung). Bei Kraus zeigt sich ein komplexer und polemischer Umgang mit der Hassrede der Menschenmassen in den Straßen Wiens, die erstaunliche Parallelen zur Hatespeech in den digitalen Meinungsforen um Stefanie Sargnagel aufweist.

Mit den Kämpfen um eine feministische Öffentlichkeit seit den 1970er Jahren beschäftigt sich der Beitrag von *Karolin Kupfer*, »Kampf um Emma«. Polemik und feministische Öffentlichkeiten«. Sie zeigt, dass es keine singuläre feministische »Gegenöffentlichkeit« gibt, sondern diese von Anfang an ein höchst umstrittenes diskursives Feld dargestellt hat. Kupfer verdeutlicht dies an der Geschichte der Zeitschrift »Emma«, die nicht nur von polemisch geführten Auseinandersetzungen um unterschiedliche Vorstellungen von Feminismus, sondern auch um divergierende Ideen einer dezidiert feministischen Öffentlichkeit geprägt sei. Insbesondere geht Kupfer den diskursiven Verbindungslien der Debatte nach der Kölner Silvesternacht 2015/16 zu den Streitigkeiten um feministische Öffentlichkeit in den 1970er Jahren nach. Die innerfeministischen Auseinandersetzungen seien als politische Konflikte zu verstehen, die sich immer wieder an den Paradoxien der universalistischen Prinzipien entzündet hätten, die Alice Schwarzers Verständnis des Feminismus und der feministischen Öffentlichkeit zugrunde liegen.

Andrea Schütte untersucht in ihrem Beitrag »Wer ist hier das Arschloch? Print- oder Netzpolemik?« die unterschiedlichen Funktionen, die polemisches Sprechen hat, um sie am Beispiel von Maxim Biller auf die Mediendifferenz ›analog-digital‹ zu beziehen. Während Biller die Printpolemik von der Netzpolemik kategorial trennt, zeigt Andrea Schütte, dass sich die öffentliche Polemik in beiden Mediensystemen als Reaktion auf die zunehmende Ausdifferenzierung und Verdichtung von Kommunikation etabliert. Öffentliche Polemik legitimiert sich in beiden Mediensystemen durch kognitive, technisch-ökonomische, soziale und affektive Zugewinne, die jeweils nur anders zu lesen sind. Aus literaturwissenschaftlicher Perspektive

zeigt sich darin die Notwendigkeit von Interpretation als einem Verfahren, das Fragmentarisches, Unzusammenhängendes und eben auch Ausfälliges in einen Sinnzusammenhang bringt und in eine kulturelle Ordnung übersetzt.

Ausgehend von der These, dass Polemik ihre Wirksamkeit nur entfaltet, wenn sie hinreichend populär ist, fokussiert *Niels Werber* in seinem Beitrag das Verhältnis von »Popularität und Populismus«. Er erklärt die Popularität, die demjenigen zukommt, das von vielen beachtet wird, als ein immanentes Phänomen des Populismus. Diese Popularität, die sich als rein quantitativer Begriff darstellt, gelte es nicht abzuwerten, um Populismen dadurch nicht weiter zu nähren. Ausgehend von Niels Werbers Beitrag, der eine Unterscheidung zwischen legitimer und illegitimer Popularität ablehnt, stellt sich die Frage, ob dies analog für öffentliche Polemik gilt.

Giancarlo Corsi lotet in seinem Beitrag »Öffentlichkeit als selbsterzeugte Unsicherheit. Desinformation, Populismus und die Frage der Legitimation« das Verständnis von polemischer Öffentlichkeit aus systemtheoretischer Perspektive aus. Dabei konzentriert er sich auf die Funktion von Öffentlichkeit, Unsicherheit herzustellen, die er als das entscheidende Kennzeichen von öffentlicher Meinung bezeichnet. Öffentlichkeit wird hier als Medium verstanden, das möglichst viele Optionen, die die Gesellschaft zur Verfügung hat, zur Beobachtung bereitstellt. Aus dieser Perspektive könne öffentliche Kommunikation nicht beschränkt werden, auch nicht für Polemik. Vielmehr stellt Corsi sie als Kehrseite einer aufgeklärt-rationalen Öffentlichkeit dar: Beide Formen öffentlicher Kommunikation seien in demselben Beobachtungsschema konfundiert. Sich der Polemik vollständig zu entsagen, bedeute, sich aus der Öffentlichkeit ganz herauszunehmen.

Am Schluss rollt *Dirk Roses* Beitrag »Polemische Öffentlichkeit und die Öffentlichkeit der Literatur« das Thema des Bandes noch einmal auf grundlegende Weise auf. In einem weiten historischen Bogen von der Frühen Neuzeit bis in unsere Gegenwart fragt Rose nach der Entstehung und den Strukturbedingungen einer spezifisch modernen, massenmedialen Öffentlichkeit als einer polemischen Öffentlichkeit. Diese bilde sich im 18. Jahrhundert heraus und stehe mit der Moderne als medien- und epochengeschichtlichem Konstrukt in einem generischen Systemzusammenhang. Die literarische Öffentlichkeit lasse sich einerseits als Teilbereich der modernen polemischen Öffentlichkeit begreifen. Darüber hinaus schlägt Rose jedoch vor, hiervon heuristisch eine »Öffentlichkeit der Literatur« zu unterscheiden. In dieser wirkten, so die These, Konzepte einer älteren repräsentativen Öffentlichkeit nach. Für die »Öffentlichkeit der Literatur« könne die moderne polemisch-publizis-

tische Öffentlichkeit zum Gegenstand der Kritik oder gar der Polemik zweiter Ordnung werden, wie Rose an verschiedenen Beispielen (Heine, Musil, Kraus, Handke) darlegt. Der Frage, wie sich die »Öffentlichkeit der Literatur« zur »digitalen Öffentlichkeit« verhält, widmet sich dann der letzte Teil seines Beitrages, der die Diskussion um Maxim Billers publizistische und literarische Texte fokussiert.

Lenz contra Wieland.

Polemik als Theorie der Öffentlichkeit

Johannes F. Lehmann

Polemik in der Öffentlichkeit ist für eine Theorie der Öffentlichkeit und eine Theorie ihrer Geschichte ein zentrales Phänomen, insofern fraglich ist, ob die Formen und spezifischen Exzesse sprachlich-textueller Aggression Anomalien, normale Begleiterscheinungen oder gar konstitutive Kräfte der Bildung von Öffentlichkeit sind. Der These, es handele sich um Formen der Degeneration einer ursprünglich rein deliberativen und rational argumentierenden Öffentlichkeit, um Symptome des Verfalls also,¹ muss man entgegenhalten, dass öffentliche Polemiken und ihre Exzesse bereits um 1800 keine neuen Erscheinungen sind. Ganz im Gegenteil, eine Fülle von Textformen und Textgattungen betreiben und diskutieren Polemik in der Frühen Neuzeit, in unzähligen Flugblättern, Pamphleten, Pasquillen, Palinodien, Satiren, Traktaten, Dramen, Gelegenheitsgedichten, Abhandlungen, Streitschriften, Vindicationes, Kritiken und Anti-Kritiken und so weiter.² Die Intensität der polemischen Angriffe jenseits eines auf Konsens ziellenden rationalen Diskurses (gemäß der Fiktion einer »transzendentalen« Öffentlichkeit nach Ernst Man-

1 So die These von Hans Dieter Dahnke, Bernd Leistner: Von der Gelehrtenrepublik zur Guerre ouverte. Aspekte eines Dissoziationsprozesses, in: Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts, hg. v. Hans Dieter Dahnke, Bernd Leistner, Berlin, Weimar 1989, Bd.1, S. 13-38. Dagegen argumentiert: Marian Füssel: Die Gelehrtenrepublik im Kriegszustand. Zur bellizistischen Metaphorik von gelehrten Streitkulturen der Frühen Neuzeit, in: Gelehrte Polemik. Intellektuelle Konfliktverschärfungen um 1700, hg. v. Kai Bremer, Carlos Spoerhase, Frankfurt a.M. 2011, S. 158-175.

2 Vgl. die Beiträge in Bremer, Spoerhase [Anm. 1]. Sowie: Verteidigung als Angriff. Apologie und »Vindicatio« als Möglichkeiten der Positionierung im gelehrten Diskurs, hg. v. Michael Multhammer, Berlin, Boston 2015.

heim³) prägt etwa in den 1740er Jahren den berühmten Literaturstreit zwischen Gottsched und den Schweizern über die Rolle der Einbildungskraft. Es geht in dieser Auseinandersetzung nicht um Überzeugung des Gegners, um diskursive Ermittlung der Wahrheit oder das bessere Argument, sondern um die Vernichtung des Gegners, um seine möglichst vollständige Diskreditierung. Um polemische Kommunikationsakte herum gruppieren sich Parteien, bilden sich Zugehörigkeiten mit den entsprechenden Ein- und Ausschlüssen. Dabei findet militärische Metaphorik regelmäßig Verwendung, etwa wenn Bodmer im Hinblick auf seinen Feind Gottsched schreibt, dass das »finstere Reich der Teutobochs nothwendig geschwächt und seinem Untergang näher gebracht«⁴ werden solle. Erklärtes Ziel vieler Polemiken ist, man zitiert hierfür Matthäus 22,34 nach der Übersetzung Luthers, dem anderen »das Maul zu stopfen.«⁵ Insofern die Mitglieder der Gelehrtenrepublik quasi in einem »*statu naturali*«⁶ leben, können sie, wie die Fürsten, untereinander Kriege führen, aber eben mit der Feder – Polemiken sind integraler Teil dieses, zunächst lateinischen, dann zunehmend muttersprachlichen Kommunikationssystems.⁷ Beleidigungen, Beschimpfungen, Injurien und persönliche Herab-

-
- 3 Ernst Manheim: Aufklärung und öffentliche Meinung. Studien zur Soziologie der Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert, Stuttgart-Bad Cannstatt 1979 [Brünn u.a. 1933], S. 49-54.
 - 4 Zit. n. Detlef Döring: Der Literaturstreit zwischen Leipzig und Zürich in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Neue Untersuchungen zu einem alten Thema, in: Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung, hg. v. Anett Lütteken, Barbara Mahlmann-Bauer, Göttingen 2006, S. 60-104, hier: S. 97.
 - 5 Ebd., S. 97. Vgl. zur Sprache des Krieges Füssel [Anm. 1] sowie Sylvia Kall: »Wir leben jetzt recht in Zeiten der Fehde.« Zeitschriften am Ende des 18. Jahrhunderts als Medien und Kristallisierungspunkte literarischer Auseinandersetzungen, Frankfurt a.M., Bern, Brüssel 2004.
 - 6 Christian Gottfried Hoffmann: Vorrede de Libertate sentiendi in Republica Eruditorum, in: Aufrichtige und Unpartheische Gedancken, über die Journale, Extracte und Monaths-Schriften, 4. Stück, Freyburg 1714, S. 310: »und lebet man hier [in der Gelehrtenrepublik, J.L.] in *statu naturali* und in einer ungebundenen Freyheit«. Auch Pierre Bayle weist in seinem Artikel »Catius« auf die »Unabhängigkeit des Naturzustandes« der Gelehrtenrepublik hin (Pierre Bayle: Historisches und kritisches Wörterbuch. Eine Auswahl, übersetzt und hg. v. Günter Galwick, Lothar Kreimendahl, Hamburg 2003, S. 21).
 - 7 Vgl. zum Verhältnis deutscher und lateinischer Bücher und der Verschiebung zugunsten der muttersprachlichen Drucke im Laufe des 18. Jahrhunderts: Rudolf Jentzsch: Der deutsch-lateinische Büchermarkt nach den Leipziger Ostermeßkatalogen von 1740, 1770 und 1800 in seiner Gliederung und Wandlung, Leipzig 1912.

setzungen prägen in intensiver Weise die Federkriege der Aufklärung, wobei die hier entstehende »völlige Anarchie«, wie Friedrich Riedel 1768 formuliert, den Vorteil habe, wiederum weitere Textproduktionen und weitere Kriege anzureizen.⁸

Es ist demnach nicht so, dass die Aufklärung die Polemik verdrängt habe, im Gegenteil, im Zuge der Ausweitung des Schriftverkehrs und des anwachsenden Buchmarktes wird der Kampf um Positionen und Gruppierungen weiter und schärfer mit allen Mitteln der Polemik und des persönlichen Angriffs geführt, wobei man natürlich auch gegen die Polemik polemisieren kann.⁹ Dies tut etwa Friedrich Nicolai in einem Brief an Lessing am 5. Juni 1777, wobei er wohl nicht zufällig ein Bild aus dem Feld des monetären Verkehrs wählt: »Die Polemik ist eine schöne Hure, die zwar an sich lockt, aber wer sich mit ihr gemein macht –, und das begegnet den gesündesten am leichtesten –, bekommt Krätze oder Filzläuse, die dann fest sitzen, wenn die Hure schon längst vergessen ist.«¹⁰ Polemik, so könnte man sagen, wächst mit der zunehmenden und zunehmend markt- und warenförmigen Publikationsdichte und der damit einhergehenden Ausweitung des Publikums über die Gelehrtenrepublik hinaus. Das wird auch von Zeitgenossen beobachtet: Johann Michael Loen etwa macht den Missbrauch des Buchdrucks für die Zunahme an Polemik verantwortlich. Ohne diesen würden die »Zänkereyen der Gelehrten [...] unter den Gelehrten geblieben seyn, und nicht zugleich

- 8 Friedrich Just Riedel: Ueber das Publikum. Briefe an einige Mitglieder desselben, Jena 1768, S. 170. Die Produktivität der Polemik betonte auch Lessing, allerdings im Hinblick auf Einigung: »Es scheinet vergessen zu wollen, daß es die Aufklärung so mancher wichtigen Punkte dem bloßen Widerspruche zu danken hat, und daß die Menschen noch über nichts in der Welt einig sein würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.« Gotthold Ephraim Lessing: Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung, in: Ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden, hg. v. Wilfried Barner u.a., Bd. 6, hg. v. Klaus Bohnen, Frankfurt a.M. 1985, S. 7-1142, hier: S. 717.
- 9 Günter Oesterle: Das »Unmanierliche« der Streitschrift. Zum Verhältnis von Polemik und Kritik in Aufklärung und Romantik, in: Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit, hg. v. Franz-Josef Worstbrock, Helmut Koopmann, Tübingen 1986, S. 107-120. Oesterle verfolgt die negative Bewertung der Polemik in der Aufklärung und liefert gerade hierin Belege für ihren intensiven Gebrauch auch da, wo es darum geht, Polemik als Mittel der Auseinandersetzung zu diskreditieren. Siehe hierzu auch Caspar Hirschi: Piraten der Gelehrtenrepublik. Die Norm des sachlichen Streits und ihre polemische Funktion, in: Bremer, Spörhase [Anm. 1], S. 176-213.
- 10 Zit. n. Oesterle [Anm. 9], S. 109.

auch das Volk in ihre Secten und Banden mit eingeflochten haben.«¹¹ Solche agonistisch ausgreifenden Verhältnisse einer »pluralistischen Öffentlichkeit« im Sinne Manheims, einer Öffentlichkeit, in der die Akteure sich nicht gegenseitig überzeugen, sondern das neutrale Publikum gewinnen wollen, finden sich lokal bereits um 1700. So etwa in der Zeitungsstadt Hamburg, wo es in skandalisierenden Polemiken jeweils darum ging, die Meinungshoheit des neutralen Publikums zu gewinnen, es als ›polemische Instanz‹¹² zu adressieren, so dass die Polemiken zunehmend auch auf einem monetären Markt der Flugblätter und Drucke ausgetragen wurden.¹³ Es geht hier allerdings um Meinungshoheit und öffentliche Meinung bezüglich von Streitfällen vor Ort. Die Meinungsbildung und der Markt der Flugblätter, Satiren und Pasquillen bleiben sozusagen gebunden an das lokale Ereignis, das die Polemiken anreizt. Der urbane Raum, so Daniel Bellingradt, konnte temporär so »zu einem medialen Resonanzraum avancieren.«¹⁴

Der Buchmarkt blieb aber dennoch zunächst fest mit der Gelehrtenrepublik verkoppelt. Eine allgemeine Öffentlichkeit, die nicht nur lokal und temporär, sondern auf Dauer gestellt und das gesamte Publikum der ständeübergreifenden Nation adressiert, entwickelt sich erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Dies geschieht, hier folge ich der These Heinrich Bosses, angetrieben durch die Expansion der sogenannten Schönen Wissenschaften auf dem Buchmarkt und über die Zunahme von solchen Druckerzeugnissen, die zunehmend für Nur-Leser geschrieben wurden. Dieses wachsende Publikum

¹¹ Johann Michael von Loen: Freye Gedanken von dem Hofe, dem Adel, den Gerichts-Höfen, von der Policey, von dem Gelehrten- Bürgerlichen- und Bauren-Stand, von der Religion und einem beständigen Frieden in Europa, Zweyte, vermehrte Auflage, Ulm, Frankfurt, Leipzig 1761, S. 28.

¹² Jürgen Stenzel: Rhetorischer Manichäismus. Vorschläge zu einer Theorie der Polemik, in: Worstbrock, Koopmann [Anm. 9], S. 3-11, hier: S. 5.

¹³ Dirk Rose: Pasquelle, Pseudonyme, Polemiken. Skandalöse Öffentlichkeit in Hamburg um 1700, in: Hamburg. Eine Metropolregion zwischen Früher Neuzeit und Aufklärung, hg. v. Johann Anselm Steiger, Sandra Richter, Berlin 2012, S. 443-459, hier: S. 446. Vgl. auch Elke Dubbels: Pasquill als Komödie. Zu Barthold Feinds »Das verwirrte Haus Jacob/Oder das Gesicht der bestraften Rebellion an Stilcke und Lütze« [1703], in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 42, 2017, 1, S. 191-213.

¹⁴ Daniel Bellingradt: Flugpublizistik und Öffentlichkeit um 1700. Dynamiken, Akteure und Strukturen im urbanen Raum des alten Reiches, Stuttgart 2011, S. 369. Vgl. auch Andreas Würgler: Unruhen und Öffentlichkeit. Städtische und ländliche Protestbewegungen im 18. Jahrhundert, Tübingen 1995.

von Buchkäufern und Lesern fällt nicht mehr mit der Gelehrtenrepublik zusammen, sondern geht über sie hinaus.¹⁵ Es sind vor allem Romane, Schauspiele und Gedichte, die die Expansion auf dem Buchmarkt und die Ausweitung der Nur-Leser vorantreiben.¹⁶ Was den Buchmarkt mehr und mehr anfüllt, sind demnach Schriften, die sich leicht lesen und konsumieren lassen, die unterhalten und das *delectare* bewirtschaften. Das gilt auch für einen kompromisslosen Markt an Raub- und Nachdrucken wie für einen wachsenden Geheim- und Semi-Geheimbuchhandel vor allem von erotischer Literatur.¹⁷ Es gilt aber auch für die Ausweitung der Gelehrtenrepublik selbst, die in der anvisierten Erweiterung ihres Adressatenkreises über die Gelehrten hinaus von »anmutiger Gelehrsamkeit« und »angenehmen Wissenschaften« spricht. Gottscheds Monatsschrift »Das anmuthige aus der Neuesten Gelehrsamkeit« (1751-1762) richtet sich an Leser, die »bloß zur Lust Bücher lesen.«¹⁸ Sie wollen sich mit den Ergebnissen der Wissenschaften auf leichte und angenehme Weise unterhalten, aber mit diesem Wissen nicht selbst arbeiten.

Sie wollen bald ein hübsches moralisches Werk durchblättern, welches ihnen im Vertrauen schöne Lehren giebt; bald eine anmuthige Reisebeschreibung lesen; bald eine Beschreibung natürlicher Seltenheiten durchlaufen; bald eine Sammlung lustiger Historien, oder artiger Einfälle belachen; bald eine Vermischung von allerley politischen, öconomicischen und militärischen Gedanken sich bekannt machen. Und wer kann alle die Arten von Büchern erzählen, die zu solcher erlaubten, nützlichen, und höchstrühmlichen Zeitkürzung füglich dienen können?¹⁹

-
- 15 Heinrich Bosse: Die geleherte Republik, in: Ders.: Bildungsrevolution 1770-1830, hg. mit einem Gespräch von Nacim Chanbari, Heidelberg 2012, S. 305-325. Sowie Heinrich Bosse: Der Strukturwandel des Publikums im 18. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 47, 2017, S. 505-523.
- 16 Diesen Prozess stellt dar: Wolfgang von Ungern-Sternberg: Chr. M. Wieland und das Verlagswesen seiner Zeit. Studien zur Entstehung des freien Schriftstellertums in Deutschland, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens XIV, 1974, Sp. 1211-1534, bes. Sp. 1219-1230.
- 17 Geheimliteratur und Geheimbuchhandel in Europa im 18. Jahrhundert, hg. v. Christine Haug u.a., Wiesbaden 2011.
- 18 [Johann Gottfried Gottsched]: Vorrede an den geneigten Leser, in: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, Leipzig 1751, S. 4.
- 19 Ebd., S. 4f.

Der expandierende Buchmarkt entdeckt den Unterhaltungsaspekt von Wissenschaft und begleitet ihn mit Kritik und Bekanntmachung dessen, was auf dem Buchmarkt zu kaufen ist. Der ökonomische Motor der Unterhaltung arbeitet natürlich erst Recht im Bereich der schönen Literatur, wo neben dem *docere* immer schon das *delectare* und das *movere* heimisch waren und Emotionen und Empfindungen adressiert werden. Eine besondere Rolle spielt hierbei die Leichtigkeit: Der Schriftsteller und Publizist Johann Wilhelm von Archenholz schreibt:

Die allerwenigsten Leser finden Vergnügen am Denken, folglich die vortrefflichsten Aufsätze, die blos den Verstand beschäftigen, sind für sie verloren, und nur eine kleine Anzahl Menschen liest sie. Eine weit größere will ihre Einbildungskraft oder ihre Neugierde beschäftigt haben; die größte Menge aber sucht Nahrung fürs Herz, weil das Empfinden *so leicht* ist.²⁰

Das Angenehme, das Leichte, das Galante, das wenig Anstrengende (und auch das Erotische)²¹ treibt den öffentlichen wie den halböffentlichen Buchmarkt an und lockert seine Zugehörigkeit zur *res publica literaria*. In einem Text über den deutschen Meßkatalogus heißt es 1780 angesichts der Tatsache, dass die »Bücher zur angenehmen Lektüre« die »Hälften aller Bücher« ausmachen: »Der Zustand der Litteratur in Deutschland wäre also jetzt, daß die Verleger nicht so eigentlich mehr für Gelehrte, sondern für ihre Leser drucken lassen.«²² Gerade für die poetischen Texte gilt dies, sie fallen dann irgendwann – Kant macht die Sache begrifflich klar – auch nicht mehr unter den Begriff der ›Schönen Wissenschaften‹, sondern nur noch unter den des Schönen.²³ Romane sind keine Wissenschaft. Aber auch Populärphilosophie oder Bücher der Volksaufklärung sind keine Wissenschaft, und so löst sich der Buchmarkt von seiner Kopplung an die Gelehrtenrepublik. Mit dem

²⁰ Johann Wilhelm von Archenholz: Gedanken über die Journallectüre, in: Neue Litteratur und Völkerkunde, VII. Junius 1788, S. 3-9, hier: S. 5 (Hervorh. J.L.).

²¹ Vgl. zum Handel mit erotischer und pornographischer Literatur: Die Erfindung der Pornographie. Obszönität und die Ursprünge der Moderne, hg. v. Lynn Hunt, Frankfurt a.M. 1994.

²² Frömmichen: Bemerkungen welche sich über den deutschen Meßkatalogus machen lassen, in: Deutsches Museum 1780, Bd. II, S. 176-187, hier: S. 182. Vgl. auch ebd., S. 179: »Noch vor 60 Jahren waren diejenigen, welche Bücher kauften, blos Gelehrte [...] der lesende Theil findet sich jetzt unter allen Ständen.«

²³ Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft, hg. v. Karl Vorländer, mit einer Bibliographie von Heiner Klemme, Hamburg 1990, §44, S. 157-158.

expandierenden Buchmarkt, der zunehmend alle adressiert, entsteht an Stelle einer ständischen eine nationale Öffentlichkeit: »Im 18. Jahrhundert wandelt sich das Publikum von den Mitgliedern der *res publica literaria* zu den Angehörigen der deutschen Nation.«²⁴

Dabei verändern sich, dies ist die im Folgenden zu entfaltende These, die Art, der Einsatz und insbesondere die *Funktion* von Polemik, namentlich das Konfliktmodell, das der Polemik zugrunde liegt. Ging es in den Polemiken der Frühen Neuzeit und der Aufklärung auf der Ebene der Sache um das umkämpfte Dogma der reinen Lehre bzw. um die Kunst, Irrtümer öffentlich zu widerlegen,²⁵ sowie auf der Ebene der beteiligten Personen um Ehre und Beleidigung, um Gegenbeleidigung, ja um ›bürgerlichen Totschlag«²⁶, so geht es nun um die Öffentlichkeit als jener umgreifenden kommunikativen Sphäre, in der die Kräfte der Gesellschaft reflektiert, in der sie ein- und ausgerichtet werden. In ihr geht es um die Zukunft und die Gesamtheit der Nation: »Was man letztes Jahr die Öffentlichkeit nannte, ist das, was man heute die Nation nennt.«²⁷ Impliziert ist hier bereits jene neue Funktion von Öffentlichkeit als Medium der Gegenwartsreflexion der Gesellschaft, wie sie wenig später Kant formulieren wird. Kant begründet die Freiheit des öffentlichen Vernunftgebrauchs wesentlich temporal, nämlich mit dem notwendigen Recht einer Gesellschaft auf Fortschritt und Veränderung und darauf, sich selbst und ihre eigene Zukunft zu bestimmen.²⁸ Polemiken in der Öffentlichkeit entscheiden

24 Bosse [Anm. 15], S. 506. Vgl. zur Rolle der Nation bei der Entstehung der Öffentlichkeit James van Horn Melton: *The Rise of the Public in Enlightenment Europe*, Cambridge 2001.

25 Vgl. Zedler: Art. Polemische Schreibart, in: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Bd. 28, Sp. 3-1958, hier: Sp. 1079.

26 Bayle [Anm. 6]. Bayle unterscheidet Kritik von Satire (und Polemik), indem er letztere als »eine Art bürgerlicher Totschlag« (ebd., S. 22) bezeichnet. Die Entscheidung über die Ehre und den ›bürgerlichen Tod‹ ist Sache des Souveräns, die sich kein Privatmann anmaßen soll. Es geht nicht um die Gegenstände der Polemik, sondern um die juridische Qualität der Polemik, wenn sie die Ehre von Personen zerstört. Eine ehrverletzende Polemik im Feld der Wahrheit greift ein in die Sphäre des Souveräns und dessen Kompetenz, über Leben und Tod/Ehre seiner Bürger zu entscheiden, und ist daher abzulehnen.

27 So Chrétien-Guillaume de Lamoignon de Malesherbes im Jahr 1788, zit. n. Robert Darnton: *Poesie und Polizei. Öffentliche Meinung und Kommunikationsnetzwerke im Paris des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M. 2002, S. 134.

28 Vgl. hierzu: Johannes F. Lehmann: ›Literatur der Gegenwart‹ als politisches Drama der Öffentlichkeit – der Fall Robert Prutz und seine Voraussetzungen im 18. Jahrhundert,

nun nicht mehr vorrangig Wahrheitsfragen, sondern können selbst als Elemente jener wirksam-gegenwärtigen Kräfte begriffen werden, die – im Blick auf die Gegenwart als einer Sphäre unendlicher sozialer und ökonomischer Rückkopplungen – die Zukunft bilden.²⁹ Polemik ist der modernen Öffentlichkeit in diesem Sinne inhärent, allerdings nicht, wie Habermas meint, weil sie aus der Privatsphäre stamme und prinzipiell gegen die Unmoral der Regierenden gerichtet sei,³⁰ sondern weil jede öffentliche Aussage als Intervention in die Öffentlichkeit und als Element des Kampfes um Deutung gedacht werden kann. Noch die unpolemischste Publikation wissenschaftlicher Ergebnisse kann sofort als Intervention in den politischen Kampf begriffen werden (Warum publiziert man das jetzt?, warum überhaupt?) – und so wird nun immer öfter auch der Zeitpunkt der Publikation zum wesentlichen Element ihrer Bedeutung. Wie überhaupt die Zeitdimension vor dem Hintergrund einer expandierenden Öffentlichkeit als Medium der Wahrheitsfindung seit dem letzten Drittelpunkt des 18. Jahrhunderts explizit in Anspruch genommen wird, prominent etwa in Wielands Vorrede zum »Teutschen Merkur«, in der er argumentiert, dass »die Zeit allein seinen [des Publikums, J.L.] Aussprüchen das Siegel der Gültigkeit aufdrückt«.³¹ Jakob Michael Reinhold Lenz ist ein Autor, der sich in der zentralen Schaffensphase seines Lebens dieser neuen Vorstellung einer nationalen Öffentlichkeit als Organon der Selbstgegenwärtigkeit der Gesellschaft und als Sphäre ihrer Kräfteregulation vollständig ver-

in: Dramatische Eigenzeiten des Politischen um 1800, hg. v. Michael Camper, Peter Schnyder, Hannover 2017, S. 191–214.

29 Wie sehr die Öffentlichkeit und das Verhältnis von Schriftsteller zu Publikum als eine genuin schriftvermittelte Sphäre miteinander ringender Kräfte gedacht werden, in der über die Konstitution der ›Gegenwart‹ entschieden wird, zeigt, auf dem historischen Niveau der Transzentalphilosophie, der Text von Johann Jakob Wagner: Ueber Fichtes Nikolai oder Grundsätze des Schriftsteller-Rechts, Nürnberg 1801, S. 35f.: »Die litterarische Wechselwirkung ist, gleich der physischen, ein Streit feindlicher Kräfte, der nur im Produkte erlöscht. Die feindlichen Kräfte sind hier Meinungen, ihre Entgegensetzung besteht in ihrer Individualität, und diese ist es, die im Kampfe untergehen muß. Was nach Vertilgung des Individuellen noch zurückbleibt, ist Wahrheit, die still in das Zeitalter übergeht, in welchem sie erkämpft wird.«

30 Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990, Frankfurt a.M. 1990, S. 117f. Siehe hierzu die Gegenargumentation bei Horn Melton [Anm. 24].

31 Christoph Martin Wieland: Vorrede des Herausgebers [1773], in: Ders.: Schriften zur deutschen Sprache und Literatur I, hg. v. Jan Philipp Reemtsma, Hans und Johanna Radspieler, Frankfurt a.M., Leipzig 2005, S. 323–333, hier: S. 328.

schrieben hat und von hier aus auch offen und verdeckt polemisiert. An seinen vielfältigen Polemiken gegen den Autor, Kritiker und Herausgeber Christoph Martin Wieland lässt sich in diesem Sinne Polemik als Theorie der Öffentlichkeit lesen.

Die Polemiken von Lenz gegen Wieland fallen vor allem in die Jahre 1774–1776, in eine Zeit, in der Lenzen's wichtigste und berühmteste, zum Teil in den Jahren davor entstandene Texte erschienen sind und geschrieben wurden, die Dramen »Der Hofmeister« (ED 1774), »Der Neue Menoza« (ED 1774), »Pandaemonium Germanicum« (entstanden 1775), »Die Soldaten« (ED 1776), die Theatertheorie »Anmerkungen übers Theater« (ED 1774), die Erzählung »Zerbin« (ED 1776), um nur die wichtigsten zu nennen. Bereits 1774 hatte Lenz Goethes Anti-Wieland-Satire »Götter, Helden und Wieland« ohne dessen Wissen in Kehl zum Druck befördert. Im Zusammenhang und als Reaktion auf Wielands kritisch-herabsetzende Rezensionen von Lenzen's Texten, der Kritik am »Hofmeister«, am »Neuen Menoza« und insbesondere an den »Anmerkungen übers Theater« im Januarheft 1775 des »Teutschen Merkur«, erscheinen anonym ab Sommer 1775 unmittelbar auf Wieland zielende polemische Texte, die zum Teil bereits 1774 entstanden.³² Womöglich steht hinter Lenz' intensivem Engagement auch eine Art stellvertretendes Handeln im Geiste Klopstocks, des zentralen Antipoden Wielands in der Zeit des Sturm und Drang. In einem Brief von Johann Heinrich Voß an die Mitglieder des Göttinger Hainbunds und an den Herausgeber Christian Boie (Ostermontag 1774) heißt es, dass Klopstock sich ausdrücklich wünsche, dass »ihn [Wieland] jemand öffentlich und mit kaltem Ernst angreifen möchte«.³³ Es ist nicht un-

32 Implizite Kritik an Wieland findet sich aber bereits im Drama »Der neue Menoza«, in dem die Figur Zierau als Adept Wielands porträtiert wird.

33 Johann Heinrich Voß an den Bund, in: Der Briefwechsel zwischen Johann Martin Miller und Johann Heinrich Voß, hg. v. Manfred von Stosch unter Verwendung von Vorarbeiten von Alain Faure, Berlin, Boston 2012, S. 15. Ausdrücklich habe Klopstock darauf hingewiesen, dass ein solches öffentliches Vorgehen gegen Wieland nicht anonym erfolgen solle und daher eine Art von Opferbereitschaft voraussetze: »Wer ihn sonst angreifen wollte, müßte sich nennen, u sich nichts daraus machen, daß man ihm anfangs eine Art von Ruhmsucht Schuld gäbe.« (Ebd.) Die Rolle des Märtyrers nimmt Lenz den Freunden gegenüber im Hinblick auf seine Polemiken gegen Wieland immer wieder ein. Dazu unten mehr. Den Hinweis auf diesen Brief verdanke ich Heinrich Bosse. Siehe zum Kontext: Erika Thomalla: Der polemische Bund. Zwischen Göttinger Hain und deutschem Parnass, in: Dies.: Die Erfindung des Dichterbundes. Die Medienpraktiken des Göttinger Hains, Göttingen 2018, S. 73–100.

wahrscheinlich, dass Lenz über Boie von diesem Wunsch unterrichtet war, so wäre jedenfalls Lenz' Insistenz auch im Sinne eines von Klopstock ausgehenden höheren Auftrags zu verstehen. Es handelt sich im Wesentlichen um folgende Texte:

- Rezension des Neuen Menoza von dem Verfasser (erschienen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1775, Nr. 55/56, 11. Juli)
- Menalk und Mopsus (ED 1775)
- Über die Stelle einer Vorrede (entstanden 1775, ED 1913)
- Eloge du Feu Monsieur **ND (ED 1775 in Hanau)
- Pandämonicum Germanicum (entstanden im Sommer 1775, von Lenz nicht publiziert, ED 1819)
- Die Wolken (entstanden 1775, Manuskript nicht gedruckt und verloren)
- Verteidigung des Herrn W. gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken (ED 1776)

Daneben gibt es einige Texte, die eher am Rande Spitzen und kritische Anspielungen auf Wieland enthalten oder implizit gegen ihn gerichtet sind:

- Über Ovid (entstanden Sommer 1775, ED 1910)
- Matz Höcker (entstanden 1775, ED 1776)
- Moralistische Bekehrung eines Poeten (entstanden Frühjahr und Sommer 1775, ED 1889)
- Zerbin, oder die Neuere Philosophie (entstanden Ende 1775, ED 1776)
- Aus einem Neujahrswunsch aus dem Stegreif auf das Jahr 1776 (entstanden Jahreswende 1775/1776, ED 1776)
- Übersetzung einer Stelle aus dem Gastmahl des Xenophons (entstanden Anfang 1776, vorgetragen am 1.2.1776 in der Deutschen Gesellschaft in Straßburg)
- Der Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden (entstanden 1776)

Schließlich sind einige gegen Wieland gerichtete Epigramme, die 1775 in den »Frankfurter Gelehrten Anzeigen« erschienen, Lenz zugeschrieben worden.³⁴

³⁴ So Richard Daunicht: J.M.R. Lenz und Wieland, Dresden 1942, S. 51-74. Vgl. hierzu, wie zum Verhältnis Wieland-Lenz: Heike Steinhorst: Antinomien und Affinitäten der Aufklärung – Lenz und Wieland, in: Euphorion 96, 2002, S. 371-385. Sowie Helga Madland: Lenz and Wieland: The Dialectics of Friendship and Morality, in: Lessing Yearbook

Allen diesen Texten ist eigen, dass Lenz Wieland auf jenem Feld angreift, auf dem er selbst intensiv gearbeitet hat, auf dem Feld der Reflexion der menschlichen Kräfte, vor allem der sexuellen Triebkräfte und der Möglichkeit ihrer Sublimierung. Sexuelles Begehrten bezeichnet Lenz in seinen theologisierenden Schriften als Konkupiszenz und wertet diese – gegen die theologische Tradition – nicht als Erbsünde ab, sondern, mit Newton'scher Begrifflichkeit, als Bewegungskraft zur edelsten göttlichen Gabe auf. Diese Kraft soll allerdings als solche erhalten werden und nicht in vorzeitigem Sex verbraucht werden.³⁵ Aus dieser Perspektive erscheint Wielands literarische Produktion als Ausdruck und Ausfluss einer Philosophie, die gerade diese Theorie einer möglichen und nötigen Erhöhung der Kräfte über die Sexualität hinaus, ihre Sublimierung, bezweifelt und für Unsinn erklärt. Indem Wieland das aber tue, arbeite er im Grunde selbst als Verführer und Verderber der Jugend, arbeite er – in der Maske eines Sokrates – am Verderben der Gesellschaft.³⁶ Am schärfsten hat Lenz das wohl in seiner nicht erhaltenen Satire »Die Wolken« ausgeführt. Es ist nur eine Szene des Stücks erhalten, das Lenz im Sommer 1775 geschrieben haben muss und das er zunächst unbedingt drucken lassen wollte, als ob davon die gesamte Zukunft Deutschlands abhänge: An Lavater überschickt er das Manuskript mit den Worten:

XVIII, 1986, S. 197-208. Vgl. auch Jens Feldmann: Von ›Burgunderlaune‹ und ›Sommerhitze‹: Goethes und Lenz' satirische Attacken auf Wieland als Beispiele für strategisch-taktisches Agieren im literarischen Feld der Sturm-und-Drang-Zeit, in: Lenz-Jahrbuch 22, 2015, S. 45-75, dessen Fokussierung auf literarische Konkurrenz und symbolisches Kapital allerdings die eigentlich verhandelten Konflikte und deren historischen Voraussetzungen nicht erfasst.

- 35 Vgl. hierzu Heinrich Bosse, Johannes F. Lehmann: Sublimierung bei J.M.R. Lenz, in: Kunst – Zeugung – Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit, hg. v. Christian Begemann, David Wellbery, Freiburg i.Br. 2002, S. 177-201. So wie Johannes F. Lehmann: Leidenschaft und Sexualität: Materialistische Anthropologie im Sturm und Drang. J.M.R. Lenz' ›Die Soldaten‹ und ›Zerbin‹, in: Sturm und Drang. Epoche, Autoren, Werke, hg. v. Matthias Buschmeier, Kai Kauffmann, Darmstadt 2013, S. 180-202.
- 36 Lenz übernimmt damit eine Positionierung, wie sie auch von den Mitgliedern des Göttinger Hainbundes in der Konfrontation zwischen den Antipoden Klopstock und Wieland eingenommen wurde. Vgl. hierzu etwa die satirisch-polemische »Künftige Grabinschrift«, die am 28.4.1774 anonym in der »Hamburgischen Neuen Zeitung« erschienen war: »Hier modert/----- Gebein,/das beseelt schon dörre; /er sang/Religion/und/Buhlerey; als/Volksverführer,/Franzosen-nachäffer,/Weisheitsgaukler«. Hierzu Thomalla [Anm. 33], S. 9of.

Hier etwas das unserer ganzen Literatur wohl andern Schwung geben möchte. Und somit ihren Einfluß auf die Gemüter. Tut darnach was ihr wollt. Nur setzt ein Denkmal von Rasen und ein weißes Steinchen drauf: Da liegt dessen Laune bei all seinem harten Schicksal die Riesen von dem Schauplatz lachte. Daß die Edlen drauf wurzeln und grünen hoch über das Gesträuch hinaus. Nesseln vorweg zu hauen ist von Jugend auf mein höchstes Vergnügen gewesen. Kann ich das, sterb ich selig.³⁷

Geradezu als Märtyrer der deutschen Literatur und ihrer Zukunft entwirft sich Lenz hier, indem er qua heroischem Selbstopfer Wieland als Riesen vertreibt und ihn in Gestalt von Nesseln abhaut, so dass die Edlen wachsen können. Die Polemik gegen Wieland, das sieht man schon hier, ist nicht einfach ein Schachzug im polemischen Positionskampf einer bestimmten Wahrheitsfrage, sondern in ihr geht es um Alles und das Ganze – um »unsere ganze Literatur« und darum, dass deren Schwung »Einfluß auf die Gemüter« habe. Zugleich geht es aber auch um das Ganze des polemisierenden Autors, für den der eigene Tod mit dem Leben der Edlen in Zukunft nicht zu teuer erkauft wäre. Auf dem Spiel steht für Lenz die gesamte Nation: »Wehe über mein Vaterland, wenn die Wolken nicht gedruckt werden«, so heißt es im nächsten Brief an Lavater, als der den Druck verweigerte. Und: »Wenn es nur balde in Deutschland herumkommt. Noch diese Messe und notwendig diese Messe, schick mir Giftpulver lieber als daß Du mir diese Bitte abschlägst. Werd ich gewürdigt für dies Stück zu leiden, wer ist glücklicher als ich?«³⁸ Als Lavater den Druck weiter verweigert, Wieland als Person in Schutz nimmt und sogar vorschlägt, ihm den Text persönlich zuzustellen, wird Lenz noch deutlicher, indem er darauf drängt, der Text gehöre in die Öffentlichkeit: »Was hab ich mit W. zu schaffen! [...] Ich hab hier eben grad mit keinem einzigen Individuum auf der Welt zu tun, sondern mit dem *Ganzen*, das mir am Herzen liegt.«³⁹

37 J.M.R. Lenz: Lenz an Lavater am 3. September 1775, in: Ders.: Werke und Briefe in drei Bänden, hg. v. Sigrid Damm, Bd. 3: Briefe und Gedichte, Frankfurt a.M., Leipzig 1992, S. 334f.

38 J.M.R. Lenz: Lenz an Lavater im September 1775, in: Lenz [Anm. 37], S. 336. Lenz betont, dass der Druck gerade eben jetzt erfolgen müsse: »Und gerade itzt muß es ins Publikum, oder alle Gemälde verlieren ihre Anzüglichkeit Stärke und Wahrheit« (ebd.).

39 J.M.R. Lenz: Lenz an Lavater Ende September 1775, in: Lenz [Anm. 37], S. 342 (Hervorh. J.L.). Lenz bot den Text nach Lavaters Weigerung Christian Heinrich Boie an, der mit seinen »Buchhändlerverbindungen« helfen sollte, den Text an der »Küste der Zensur« vorbei zu führen und zu publizieren (J.M.R. Lenz: Lenz an Boie am 2. Oktober 1775, in: Lenz [Anm. 37], S. 343). Der Text sei sein Sohn, »der rasch und wild und frei ist wie sein

Was war so wichtig an diesem Text, dass Lenz ihm eine so entscheidende Rolle für die Nation zusprechen konnte? Aus der überlieferten Szene geht hervor, dass Lenz – in Analogie zu Aristophanes »Wolken« und ihrer Kritik an Sokrates – Wieland als lüsternen Verführer junger Menschen verunglimpt. In einer Notiz heißt es: »Thema Wiel. Der den Sokrates machen will zu dem allerlei Leut kommen und sich Rats über ihre Seelenanliegen erholen. Sitzt der Esel da in der Löwenhaut.«⁴⁰ In der erhaltenen Szene unterhält sich Sokrates-Wieland mit einem pietistischen Mädchen, das über den von ihr begangenen Ehebruch, der den Ehemann ins Grab gebracht hat, Sündenreue empfindet. Sokrates versucht dem Mädchen nun zunächst diese Reue auszureden, da Liebe etwas Menschliches sei, um sie dann – nach derlei Nachahmungen der Reden des Verführers – selbst verführen zu wollen: »Wenn doch die Frau moralisch gemacht werden könnte! – (beißt sich in die Finger) he wenn ich sie einmal aufs Bett hätte, ich wollte sie schon kurieren!«⁴¹ Hier schlägt Lenz' Vorwurf, Wieland verführe die jungen Menschen mit der falschen Philosophie zu einer Haltung der laxen Nachlässigkeit gegenüber Lockungen der Lust, um in das Porträt eines seine Macht missbrauchenden Verführers selbst. Es geht um die gesamte Nation, weil es um die Kräfteregulation der Jugend geht.

Sämtliche weitere Texte gegen Wieland kreisen um das Thema der Sexualität und die Möglichkeiten ihrer Sublimierung. Angegriffen werden Wielands Versdichtungen wie die »Comische Erzählungen« (1765), Versepen, wie zum Beispiel »Idris und Zenide« (1768), dessen Ausgabe von den jungen Mitgliedern des Göttinger Hains zu Klopstocks Geburtstag 1773 verbrannt wurde,⁴²

Vaterland«, und es komme Lenz nicht auf Geld an, sondern nur darauf, »daß er in die Welt kommt wirkt und lebt, sollte er seinem Vater auch selber durch seinen Mutwillen den Hals brechen.« (Ebd.) Lenz konnte in der Folge aber dann überredet werden, den Druck zu unterlassen, zumal Lenzen Aussicht, in Weimar Wieland auch persönlich zu begegnen, hier die Perspektiven verschoben. Mit derselben Vehemenz versuchte er nun den Druck zu verhindern bzw. – als der Druck im März 1776 durch Boie schon veranlasst worden war – alle Exemplare vernichten zu lassen (J.M.R. Lenz: Lenz an Boie Anfang März 1776, ebd., S. 401): »Lassen Sie die abgedruckten Exemplare alle zu sich kommen und heben Sie sie sorgfältiger als Schießpulver auf – Kein Mensch darf sie zu Augen bekommen.« Boie vernichtete sämtliche Exemplare.

40 Vgl. den Abdruck der aus dem Nachlass erhaltenen Szenen der »Wolken«, in: Lenz [Anm. 37], Bd. 2, S. 926-928, hier: S. 926.

41 Ebd., S. 928.

42 Siehe hierzu: Hans-Edwin Friedrich: »Volksverführer, Franzosennachäffer, Weisheitsgaukler«. Zensur als ästhetischer Akt. Wieland und der Göttinger Hain, in: Zensur im

»Combabus« (1770), eine Erzählung, in der, wie bei Lenz' »Hofmeister«, eine Selbstkastration erzählt wird, »Der neue Amadis« (1771), sein Roman »Der goldene Spiegel«, Wielands Rolle als Herausgeber des Romans von Sophie von La Roche und seine Zentralstellung als Kritiker in der Herausgabe des »Teutschen Merkur« seit 1773. Lenz kritisiert, dass Wieland Ideale für Lügen hält und damit alle Anstrengungen, ihnen zu folgen, diskreditiert: In der »Eloge de Feu Monsieur ** ND« heißt es unter Abschnitt I mit dem Titel »Der neue Amadis«, der mit »W-nd.« unterzeichnet ist:

Welch eine schöne Kunst, Zerstörungen zu malen
Und das, wie Herostrat, von Idealen!⁴³

Die Zerstörungen der Ideale vollziehen sich in der unmittelbaren Anrede an die Schönen:

O Schönen hört mir zu, laßt euch entfärben
Ihr seid betrogen, Liebe ist Verderben
Sie tötet eure Freuden, sie ist Dunst.
Willfahret jedem, gönnnet eure Gunst
Dem ersten besten Haushahn auf zwei Beinen –⁴⁴

Als Autor solcher Texte habe Wieland beim Schreiben »die linke Hand beständig in den Hosen«.⁴⁵ In der Satire »Menalk und Mopsus. Eine Ekloge nach der fünften Ekloge Vergils« porträtiert Lenz Wieland als Mopsus, setzt diesen aber zugleich in Analogie zu Menalk, gemeint ist der Straßburger Maler und Dichter Kamm, der, wie es im Text heißt, von den »Idealen/die Genitalien nur malen« kann und sich ständig an den »Hosen« zieht.⁴⁶ Mopsus dagegen macht ihm vor, wie man Verführungseffekte unter Einsatz von sokratischen Grazien verdeckt und umso wirksamer erzielt. Menalk ist von den Kostproben, die Mopsus hier gibt – Lenz zitiert Stellen aus Wielands »Der neue Amadis« –, sehr beeindruckt: »Wie wißt Ihr doch das Ding so zierlich

Jahrhundert der Aufklärung. Geschichte – Theorie – Praxis, hg. v. Wilhelm Haefs, York-Gottthart Mix, Göttingen 2000, S. 189–202. Sowie Thomalla [Anm. 33], S. 95.

43 J.M.R. Lenz: Eloge de Feu Monsieur ** ND, in: Lenz [Anm. 37], Bd. 1, S. 162–167, hier: S. 162.

44 Ebd., S. 163.

45 Ebd., S. 165.

46 J.M.R. Lenz: Menalk und Mopsus. Eine Ekloge nach der fünften Ekloge Vergils, in: Lenz [Anm. 37], Bd. 1, S. 152–160, hier: S. 152 und S. 153.

zu verstecken/Und witzig den Priap bald auf bald zuzudecken.«⁴⁷ Lenz simuliert im Zwiegespräch von Lesung und Kommentar die Leserreaktion, die sich in der stimulierten Einbildungskraft und im erweckten sexuellen Begehrten zeigt (»nur das erweckt/Begierden in dem Bauch, die meine Leser brauchen«⁴⁸), und insinuiert so, dass Wieland mit seinen Texten eben auf diese Stimulanz abziele, sie aber zugleich unter gelehrt Anmerkungen verstecke.

Dass es Lenz nun nicht nur um eine persönliche Fehde mit dem ihn kritisiert habenden Wieland geht, um seine Schriftsteller-Rache, wie er im Brief an Lavater durchaus bekennt,⁴⁹ sondern um die Verhältnisse der Öffentlichkeit überhaupt, zeigt das Gedicht »Über die Stelle einer Vorrede« aus dem Jahr 1775. Das Gedicht lautet:

Über die Stelle einer Vorrede:

Sed vicit latini sermonis virtus,
Ac dubitationem omnem sustulit honestatis ratio

Ein Mädchen, wie die Lilien
An jeder Anmut reich,
Las komische Erzählungen
Und Jean Astruc zugleich.

Fragt nicht ob sie Latein verstand?
Welch Mädchen das nicht weiß
Gibt unser schreibend Vaterland
Gewiß dem Tode preis.

Hier geht's, wie nach des Welschen Wahn
Der Schweden Polizei:
Wir schmieden unsre Steine an,
Die Hunde lässt man frei.⁵⁰

Der aus der Vorrede zu Beginn des Gedichtes zitierte Satz stammt aus dem lateinischen Buch über Geschlechtskrankheiten von Jean Astruc: »De morbis

47 Ebd., S. 158.

48 Ebd., S. 158.

49 J.M.R. Lenz: Lenz an Lavater im September 1775, in: Lenz [Anm. 37], Bd. 3, S. 336.

50 Lenz [Anm. 37], Bd. 3, S. 161.

Veneris Libri sex» (1738) und lautet auf Deutsch: »Es siegte aber die Macht der lateinischen Sprache und die Vernunft nahm alle Bedenklichkeit vonseiten des Anstands auf sich.⁵¹ Im lateinischen Buch über Geschlechtskrankheiten wird am Ende der Vorrede begründet, warum das Werk nicht in der Landessprache verfasst ist. Es geht dabei um die Frage der öffentlichen Darstellung von Obszönitäten für ein über die Gelehrten hinausgehendes, muttersprachliches Publikum. Da aber die Ärzte das eigentliche Publikum der Abhandlung seien und alle anderen vor der Obszönität der behandelten Gegenstände geschützt werden müssten, erscheine das Buch in lateinischer Sprache. Eben diese Frage, welche Schriften in welcher Sprache und mit welchen Effekten in der Öffentlichkeit erscheinen, greift das Gedicht auf, wenn es ironisch fragt, ob wohl das Mädchen Latein verstehet? Die Warnungen und die mit Sicherheit abschreckenden Beschreibungen von Sexualität (und ihren möglichen krankmachenden Folgen) würden den Mädchen durch die Lateingrenze vorenthalten, während die »Komischen Erzählungen« Wielands wie Hunde frei in der Öffentlichkeit herumlaufen dürften. Während man die Steine, die abschreckende Darstellung von Geschlechtskrankheiten, überflüssigerweise an die lateinische Sprache ankettet, lässt man die gefährlichen Texte Wielands wie Hunde frei herumlaufen.⁵² Implizit ruft Lenz hier nach einer Art Polizei für die Öffentlichkeit, in der der Jugendschutz effektiver einzurichten wäre, Informationen über Geschlechtskrankheiten auf Deutsch und Wielands Texte am besten überhaupt nicht erschienen.

Man sieht, dass Lenz' öffentliche Polemik gegen Wieland zugleich eine Polemik gegen eine Öffentlichkeit ist, die Warnungen versteckt und Anreize zur Verführung offen prämiert. So wie Lenz mit seinen Polemiken in der Öffentlichkeit die gesamte deutsche Literatur und damit das Vaterland retten will, so polemisiert er grundsätzlich gegen eine Öffentlichkeit, die mit ihren

⁵¹ Das Zitat findet sich auf S. XIV am Ende der Vorrede. Ich zitiere die deutsche Übersetzung nach Sigrid Damm, in: Lenz [Anm. 37], Bd. 2, S. 798.

⁵² Möglicherweise bezieht sich die Rede von der Schwedischen Polizei auf den Bergbau (der zu den Gegenständen der polizeylichen Kontrolle gehörte), wo man Steine zur Stützung des Stollens brauchte, während die »Hunde« sich bewegen können mussten. In der Bergbausprache sind Hunde zwei oder vierrädrige Karren zum Transport des Erzes innerhalb der Stollen. Siehe Johann Gottlieb Kern: Bericht vom Bergbau, Leipzig 1772, S. 76. Lenz vergleicht somit des »Welschen Wahn«, also den Irrtum Astrucs, den Text auf Latein zu publizieren, mit der Schwedischen polizeylichen [s.o.] Bergbaumethode, Steine zur Stützung der Stollen anzuschmieden und die Hunde, d.h. die Lastkarren, fahren zu lassen.

Gesetzen des Marktes exakt jene Reize der Verführung zirkulieren lässt, jene Anreize zum Angenehmen, zum Lustvollen, zur Anstrengungsvermeidung, die er als die Philosophie Wielands bekämpft.

Nachdem Lenz im Hinblick auf die Drucklegung der »Wolken« im letzten Augenblick, nämlich nach seiner Ankunft in Weimar im April 1776, noch seine Meinung geändert hatte und er Boie, der schon gedruckt hatte, nun um Vernichtung der gesamten Auflage bat,⁵³ schrieb er – sozusagen als Ersatz, und weil der Text der »Wolken« doch im Manuskript bereits kursiert war – seine »Verteidigung des Herrn W. gegen die Wolken«. Sie erschien ohne Angabe des Druckortes 1776.

Anstatt einer Verteidigung Wielands handelt es sich allerdings viel eher um eine Verteidigung Lenzen, in der er begründet, warum er seine »aristophanisch[e] Schmähsschrift« gegen Wieland geschrieben habe. Die Schmähsschrift zu schreiben sei allerdings sehr leicht gewesen, etwa so leicht wie es für einen dreisten Buben sei, einem wohlgekleideten Mann »Kot, Steine, Erdschollen und was ihm zu Handen kommt, ins Gesicht zu werfen«⁵⁴. Diese Schrift zu verteidigen sei dagegen sehr schwer – wiederum, so kann man sagen, optiert Lenz in dieser eröffnenden *Captatio benevolentiae* für das Schwere und gegen das Leichte: Die leichtfertige Polemik gegen das Leichtfertige zu verteidigen ist schwer. Lenz beharrt dabei darauf, dass es sich nicht um eine persönliche Herabsetzung Wielands aus Gründen der Rache an seinem Kritiker gehandelt habe, sondern um patriotische Motive, die nun wiederum auf die Rettung der gesamten öffentlichen Sphäre zielen, auf die Rettung von Nation und Vaterland vor einem Autor, den er als Dichter zwar bewundern, als Philosophen aber hassen müsse. Lenz' Selbstverteidigung zielt zunächst auf die Monopolstellung Wielands als Kritiker in der Öffentlichkeit, die der nachwachsenden Generation die Luft zum Atmen dünn mache. Die Öffentlichkeit erscheint bei Lenz ganz buchstäblich als Atmosphäre, als eine *Sphäre* von Kräften der ganzen Nation. Immer wieder operiert er mit der Metaphorik von Atmung und Atmosphäre als Bedingungen für Erhalt und Wachstum

53 Vgl. J.M.R. Lenz: Lenz an Boie, Mitte April 1776, in: Lenz [Anm. 37], Bd. 3, S. 432.

54 J.M.R. Lenz: Verteidigung des Herrn W. gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken, in: Lenz [Anm. 37], Bd. 2, S. 713-736, hier: S. 714.

von Kräften.⁵⁵ Die Argumentation dieses ersten Teils kreist um die Funktion der Literaturkritik in der Öffentlichkeit und die Rolle der Dichter und der Gelehrten im Hinblick auf die ganze Nation und das Volk. Die Monopolstellung Wielands ist nicht nur ein Problem innerhalb des gelehrten Standes, sondern sie »ist der Republik gefährlich«.⁵⁶

Ausgehend von der Prämisse, dass der wahre Dichter uneigennützig für seine Nation und das Volk arbeitet, dessen Repräsentant er ist und das er zugleich »führen« muss,⁵⁷ ist die marktförmige Struktur von Stimmen und Meinungen auf dem Buchmarkt eine umso größere Gefahr, als »von jeher kaufmännische Kunstgriffe [...] über den wahren Adel des Herzens⁵⁸ von solchen Autoren triumphierten, die derlei Kunstgriffe scheuen. Gerade weil »die Poeten als Kaufleute anzusehen sind, von denen jeder seine Ware, wie natürlich am meisten anpreist«,⁵⁹ ist es nicht hinnehmbar, wenn Einzelne sich aus Buchhändlerinteresse eine Monopolstellung anmaßen und dieses »schändliche Gewerbe« dazu nutzen, »um alles, was Freiheit, Tugend und Ehre *atmet*, zu unterdrücken, oder wenigstens, so viel an ihm ist, nicht zu *Kräften* kommen zu lassen«.⁶⁰ Gemeint ist hier zunächst Nicolais »Allgemeine deutsche Bibliothek« und ihre Praxis anonymer Rezensionen. Angesichts dieser vom Buchhändlerinteresse korrumptierten, monopolistischen Literaturkritik heißt es in polemischer Ironie: »Eine herrliche Aussicht für unsere Gelehrsamkeit, eine herrliche freie *Luft* für Gelehrte – dem edelsten Teil der Nation – darin *zu atmen*.«⁶¹ Dass die Gelehrten der edelste Teil der Nation sind und die Dichter, wie es an anderer Stelle heißt, nur durch den Beifall des ganzen Volkes »leben und atmen«,⁶² zeigt, wie Lenz – mittels der Metaphorik der Atmosphäre – Öffentlichkeit als jene Sphäre begreift, in der in der Vermittlung von Regierenden und Regierten, von »Großen und Kleinen, Beherrschern und

55 So heißt es etwa, dass Dichter »Leben und Othem haben müssen« (ebd., S. 718); ein sich das Oberurteil anmaßender Dichter wolle »die andern aufs höchste nur als Trabanten in seiner Atmosphäre umdrehen lassen«, dabei sei es der Beifall des ganzen Volkes, der »uns leben und atmen lässt« (ebd., S. 719). Weitere Belege im Folgenden.

56 Ebd., S. 716.

57 Ebd., S. 719: »Dieses Volk muß aber geführt werden [...].«

58 Ebd., S. 721.

59 Ebd., S. 719.

60 Ebd., S. 721.

61 Ebd.

62 Ebd., S. 719.

Untertanen⁶³ die Gesamtheit der Nation und die Ein- und Ausrichtung ihrer Kräfte auf dem Spiel stehen. Der gesamte Text zielt auf die Vorstellung der integrativen Leistung der Öffentlichkeit, auf die Bindung, die hier zwischen Bürgern und Staat, Gelehrten und Volk als Form und Formung von Kräften gestiftet werden soll. Dieses Band bezeichnet Lenz als »das einzige Geheimnis aller wahren Staatskunst, ohne welches alle bürgerliche Verhältnisse und Beziehungen auseinander fallen, ohne welches der Bürger immer den Staat als Unterdrücker und der Staat den Bürger als den Rebellen ansehen wird.«⁶⁴

Leben und Atmung sind dabei Voraussetzungen für die Entwicklung und das Wirken von Kräften und die durch sie ermöglichten Bindungen. Anonyme Rezensiontribunale zu Zwecken des monetären Profits, wie dasjenige von Nicolais »Allgemeiner deutschen Bibliothek« (1765-1805), das Lenz hier kritisiert, um zumindest halbwegs zu verteidigen, dass Wieland dem seine eigene »kritische Bude« entgegensezten wollte, korrumpern gerade jene Kräfte, die das Ganze im Blick haben. Das Feld der Literaturkritik, in dem öffentlich über Geschmack geurteilt wird, entgrenzt Lenz dabei zu einer Frage der ganzen Nation, insofern der »Geschmack die Summe der Gefühle eines ganzen Volkes ist«.⁶⁵ Wer innerhalb der Gelehrten öffentlich sprechen kann und wessen Stimme durch Kritik unterdrückt wird, affiziert – über das an den Buchmarkt angeschlossene Publikum – nun die gesamte Nation. Das Verhältnis von Polemik und Ehre verschiebt sich so von der Person auf die Nation, ihre Konkurrenz zu anderen Nationen und ihre Zukunft: »Es ist hier nicht um Privatvorteilchen, nicht um beleidigte Autorempfindlichkeit, nicht um Neckereien zu tun, sondern um die Ehre unserer Nation bei den Nachbarn, und bei der Nachkommenschaft.«⁶⁶

Die maßlose Überschätzung einer derart ruinösen Wirkung von Wielands Texten auf die ganze Nation könnte eine lesersoziologische Rationalität allenfalls darin haben, dass Lenz unterstellen konnte, Wieland sei insbesondere vom Adel und sogar von den regierenden Häusern gelesen worden – und damit von jenen, die einen besonderen Einfluss auf die Geschicke der Nation haben. In »Menalk und Mopsus« nennt Lenz Wieland den Koch von »Herrn und Grafen«⁶⁷, was nach Ungern-Sternberg mit den Angaben der Subskrip-

63 Ebd., S. 720.

64 Ebd.

65 Ebd., S. 725f.

66 Ebd., S. 724.

67 Lenz [Anm. 37], Bd. 3, S. 153.

tionsliste zu Wielands »Agathon« korrespondiert, gemäß der 46,6 % der Subskribenten dem Adel angehörten, wobei 5,8 % auf regierende Häuser entfielen.⁶⁸ Wichtiger aber dürfte sein, dass die Vorstellung einer Öffentlichkeit als Atmosphäre und als Bedingungsrahmen für Kräfte, Kräftebindung und -formung letztlich mit unabsehbaren, sich selbstverstärkenden Folgewirkungen rechnet.

Im zweiten Teil der »Verteidigung« erfolgt die Auseinandersetzung mit den Texten Wielands selbst und mit den Anschuldigungen, gegen die Wieland verteidigt werden soll. Indem Lenz Wieland als Dichter verteidigt, werden seine Angriffe auf Wieland als Philosoph mit unverminderter Schärfe vorgetragen. Lenz' Argument ist rezeptionstheoretischer Natur. Wie wirkt die Darstellung der Figur des Amadis aus Wielands Text auf die Leser, auf welcher Seite steht der Text? Amadis als Charakter, der hohe Ideale hat, wird im Text der Lächerlichkeit preisgegeben. In der ausführlichen Darstellung der Schwachheiten der Figur liege, so Lenz, weniger eine dichterische Kritik an diesen Schwachheiten (im Sinne der Funktion des Komischen, das Lächerliche zu kritisieren), sondern letztlich eine philosophische Kritik an den Idealen selbst: Man lacht nicht über die Schwachheiten, sondern die Ideale selbst und macht so einen Lebensweg, der nicht dem Leichten folgen, sondern es sich zugunsten sozialer Empathie schwer machen will, »durch allgemeine Schmach und Infamie, daß ich so sagen mag, nun völlig ungangbar«.⁶⁹

Mit der Kritik an der Wirkung der Wieland'schen Texte als demotivierend für Tugendanstrengung geht es einmal mehr um die Frage nach dem Leichten und dem Schweren, dem Mühelosen und dem Anstrengenden. So verwehrt sich Lenz zunächst gegen den Wieland'schen Vorwurf, die shakespearisierenden Dramen jenseits der drei Einheiten seien, weil ungebunden, leicht zu verfertigen. Dagegen setzt Lenz gerade die spezifische *Gebundenheit* dieser Form und ihre *größeren Schwierigkeiten*:

Shakespears Manier ist nicht ungebunden, mein ehrwürdiger Herr Danischmende, sie ist gebundener als die neuere, für einen, der seine Phantasei nicht will gaukeln lassen, sondern fassen, darstellen, lebendig machen, wie er tat. Die dramatische Behandlung eines großen Gegenstands ist nicht so leicht, als Sie es wollen glauben machen.⁷⁰

⁶⁸ Ungern-Sternberg [Anm. 16], S. 1449.

⁶⁹ Lenz [Anm. 37], Bd. 2, S. 729.

⁷⁰ Ebd., S. 729f. Als »bequemer [...] für die jugendliche Ungebundenheit« geißelt Wieland die shakespearisierende Dramatik von Lenz in einer kritischen Rezension zu Klingers

Diese Digression ist insofern von zentraler Bedeutung, als Lenz gleich im Anschluss die Philosophie Wielands skizziert, die nach Lenz eben eine Philosophie des Leichten, des Mühlösen und der Anstrengungsvermeidung ist. Ihre Weisheit liege in der »Zufriedenheit«, im »Zusammenlegen der Hände in den Schoß, Genuß zweier Wurzeln, die etwa in unserer Nachbarschaft liegen, und zu denen man reichen kann, ohne aufzustehen.«⁷¹ All dies sei eine Philosophie der »Faulenzerei«, die sich zudem gegen das Elend ihrer Folgen blind stelle. Diese malt Lenz nun am Schluss seines Textes in intensiven Farben aus und bittet seinen Zuhörer, der folgenden Schilderung dieses Elends wenigstens zuzuhören, »weil«, so der ironische Kommentar, »doch hören keine Mühe kostet«.⁷²

In der Gegenwart sehe man »alle gesellschaftlichen Bande unangezogen und ungespannt aus einander sinken«, man sehe die jungen Leute, bewaffnet mit »allen Waffen der Leichtfertigkeit« Jagd auf Frauen machend. Statt der Liebe als der einzigen Größe, die »ihren regellosen Kräften und Fähigkeiten eine Gestalt geben« könnte, verfallen sie, Frauen und Liebe verachtend, ihrer »tierischen Ungebundenheit«, die sie »auch für den Staat, der sie nähren muß, völlig entnerven und untüchtig machen«⁷³ muss. Das Lächerlichmachen der Sublimierungsanstrengung, der Selbstbindung eines Triebes, »auf den allein Güte der Seelen, alle Zärtlichkeit für gesellschaftliche Pflichten und Beziehungen, alle häusliche, alle bürgerliche, alle politische Tugend und Glückseligkeit gepropft werden kann«,⁷⁴ geschieht vor dem Hintergrund einer gesellschaftlichen Realität, in der das Ungebundene und das Leichte auf eine die gesamte Nation ruinös wirkende Weise herrschen. Aus diesem Elend leitet Lenz seine realistische Poetologie her, den Anspruch, mittels der Darstellung von »furchtbaren Geschichten, die, so wie sie wirklich geschehen, und wie ich deren hundert weiß, keine menschliche Feder aufzuzeichnen vermag«,⁷⁵ vor all diesen Gefahren der Leichtigkeit zu warnen. Der letzte Grund für das Elend

Drama »Das Leidende Weib« im Teutschen Merkur 1775, 3. Bd., S. 177. Vgl. hierzu Dau-nicht [Anm. 34], S. 58.

71 Lenz [Anm. 37], Bd. 2, S. 730.

72 Alle Zitate ebd., S. 731.

73 Ebd., S. 732 (Hervorh. J.L.).

74 Ebd. S. 731. Vgl. hierzu J.M.R. Lenz: Philosophische Vorlesungen für empfindsame See-len. Faksimiledruck der Ausgabe Frankfurt a.M., Leipzig 1780, mit einem Nachwort hg. v. Christoph Weiß, St. Ingbert 1994.

75 Lenz [Anm. 37], Bd. 2, S. 733.

von Familien, »unter denen alle Bänder [...] zerhauen und zerstückt sind«⁷⁶, ist »die Verderbnis der Sitten, die Geringschätzung höherer Wonne für einen tierischen Augenblick, der Ihnen freilich heut zu Tage *leicht genug* gemacht wird.«⁷⁷ Als Autor hiergegen Stellung zu beziehen, ist wiederum alles andere als leicht, da es eine Kräftemobilisierung gegen die Kräfte der Verlockungen und Reize voraussetzt, die auch die Prinzipien einer marktbasierten Öffentlichkeit sind.

Man sieht, dass Lenz, dessen gesamte Autorschaft in den für sein Werk und sein Leben entscheidenden Jahren 1775 und 1776, theologisch, philosophisch, poetologisch und literarisch in der Polemik gegen Wieland geradezu kulminierte, für diese Polemik zum einen eine veritable Sozialtheorie vom Zusammenspiel von individuellem Begehrten und gesellschaftlicher Kohäsion voraussetzt. Zum anderen folgt er, damit zusammenhängend, einer Theorie der Öffentlichkeit, der gemäß in ihr – als in einer Atmosphäre zum Atmen – über den Kräftehaushalt und die Bindungskräfte der gesamten Nation entschieden wird.

Indem sich Lenz mit seinen Polemiken gegen Wieland in die Rolle eines Retters der Nation hineinsteigert, übertreibt er ebenso maßlos, wie er die ironischen Brüche und die kunstvollen Spielereien in den Texten Wielands unterschlägt.⁷⁸ Dennoch liegt in der Lenz'schen Polemik gegen Wieland eine

⁷⁶ Ebd.

⁷⁷ Ebd., S. 734 (Hervorh. J.L.).

⁷⁸ Wieland selbst argumentiert im Oppositionsschema des Leichten und Schweren und reklamiert für seine Texte ebenfalls das Schwere und die Anstrengung und Mühe, allerdings im Dienste der *sprezzatura*, des Anscheins von Leichtigkeit: In der Vorrede zu »Idris und Zenide« heißt es: »Wenige Journalisten in der Welt können sich eine Vorstellung von der unendlichen Mühe machen, die ich mir geben mußte, um diesem Gedicht das Ansehen von Leichtigkeit und die Politur zu geben, welche man, wie ich mir schmeichle, in den meisten Stanzen desselben nicht vermissen wird.« Christoph Martin Wieland: Idris und Zenide. Ein romantisches Gedicht, in: Ders.: Werke, hg. v. Fritz Martini, Hans Werner Seiffert, Bd. 4, München 1768, S. 183–318, hier: S. 9. Weiter unten heißt es: »Ich meines Orts wünsche etwas dazu beytragen zu können, den mechanischen Theil unsrer Poesie schwerer, und, wo möglich, so schwer zu machen, daß neunzehn Zwanzigtheile von meinen geliebten Brüdern im Apollo sich gelegenheitlich entschließen müßten, in Prosa zu schreiben, oder auch gar nicht zu schreiben, wenn sich eine andere Art von Beschäftigung oder Zeitvertreib für sie ausfällig machen sollte.« Die Berufung auf das Schwere und die anstrengende Überwindung der Schwierigkeit verbleibt hier allerdings ganz im Feld des Artistischen und der zwar ironischen, aber nichtsdestotrotz durchaus selbstgefälligen Geste des Autors.

öffentlichkeitshistorisch relevante Symptomatik. Gerade die Tatsache, dass Wieland als Autor von leichten, spielerischen und erotischen Texten Lenzen Wut erregt, ist für die Frage nach der Funktion und der Rolle der Öffentlichkeit zentral.

Indem Lenz seiner Polemik immer wieder die Opposition von Kräfteanspannung einerseits und Anstrengungsvermeidung andererseits zugrunde legt, das Schwere und das Leichte, zielt er polemisch auf die Marktförmigkeit der Öffentlichkeit selbst. Denn eine marktbasierte Öffentlichkeit, in der Lesser Käufer und Konsumenten sind und Autoren und Buchhändler ihre Ware anpreisen, neigt naturgemäß dazu, eben das Leichte, das Leichtfertige und das Angenehme zu prämieren, das Lenz in Wieland bekämpft. Der monetäre Verkehr, der das Konsumverhalten des Lesens steuert, ist in sich selbst ein Prinzip, das jener erotischen Lässigkeit korrespondiert. In der »Schulmeisterchrie« »Matz Höcker« stellt Lenz den »Nachdruck und die Buhlerei'n« als Probleme des Buchmarkts in einen Zusammenhang.⁷⁹ Das Begriffsfeld des Marktes ist eines, das im Hinblick auf Käuflichkeit und Verkäuflichkeit auch mit sexuellen Metaphern beschrieben werden kann, als »schändliches Gewerbe« in doppeltem Sinne. In einem Epigramm, das 1775 in den »Frankfurter Gelehrten Anzeigen« erschien, dessen Zuschreibung zu Lenz allerdings nicht gesichert ist, wird, in Anspielung auf Wielands »Teutschen Merkur«, auf »Merkurius« als Heilmittel gegen Syphilis verwiesen.⁸⁰ Wieland selbst spielt mit dem Bildfeld von Prostitution und Beifall des Publikums. In der dritten Strophe des ersten Gesangs des »Neuen Amadis« weist die um den Beifall des Publikums gebetene Muse dieses Ansinnen zurück: »So wollten Sie mich zur Lais des Publikums machen?«⁸¹ Dass Schriften, wenn sie zur Ware werden, käuflich und verkäuflich sind, und Autoren, die um Geld schreiben, Huren, wird auch im Weiteren zu einem immer wieder aufrufbaren Vergleich.⁸²

79 J.M.R. Lenz: Matz Höcker. Schulmeister in B. im St...l, in: Ders. [Anm. 37], Bd. 3, S. 143-151, hier: S. 144.

80 Siehe Daunicht [Anm. 34], S. 51, S. 62. Sowie Steinhorst [Anm. 34], S. 375.

81 Wieland: Der neue Amadis, in: Ders. [Anm. 78], Bd. 4, S. 377-562, hier: S. 377.

82 Vgl. als ein Beispiel von vielen: Heinrich Wuttke: Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens, 3. Auflage, Leipzig 1875. Wuttke zitiert Leute aus der Presse: »Ich will offen sein, ich bin nun einmal die Hure von Berlin, geben Sie Geld, wenn Sie wollen, daß so und so geschrieben werde« (ebd., S. 32f.).

Lenz selbst jedenfalls hat gegen das »verhaßte Schreiben um Brod«⁸³ angeschrieben – und hier, wie in seinen Polemiken gegen Wieland, die Frage nach den produktiven Kräften des Vaterlandes gestellt. Das »Schreiben um Brod«, so in seinem nicht publizierten Entwurf »Expositio ad hominem«, »erniedrigt den Geist, macht alle seine Triebfedern lahm«, worauf Lenz die allgegenwärtige »gänzliche Ohnmacht zu handeln«⁸⁴ zurückführt. Der Text schlägt gegenüber dem Markt, auf dem Autoren um Geld schreiben, eine »Leyhkasse« vor, aus der Schriftsteller bei positiver Evaluation durch eine Gesellschaft Gelehrter finanziert werden sollen, zur, so heißt es am Schluss, »Aufmunterung ihrer schlaffenden Fähigkeiten«.⁸⁵

So sehr Lenz hier und in seinen Polemiken gegen Wieland als (literarisierender) Prediger spricht, der die *Sphäre* der Öffentlichkeit für motivierende Effekte von Selbsttranszendenz oder Umkehr (*metanoia*)⁸⁶ und für freie Atmung zum Wachstum der Kräfte gleichsam von oben fungibel halten will, so besetzt er als Dichter mit seinem spezifischen Naturalismus zugleich einen ganz anderen, unteren Pol in der Öffentlichkeit: Nicht den des Predigers, der das Volk führen und durch seine Texte zur Selbsttranszendenz stimulieren will, sondern den des Volks selbst, das mit Drastik und Realistik eine eigene, untere Sphäre bildet, die von der oberen aber nicht zu trennen ist. Als Kommentar zu einer Szene in seinem Drama »Der neue Menoza« schreibt Lenz an Herder im August 1775: »Ich verabscheue die Szene nach der Hochzeitsnacht. Wie konnte ich Schwein sie auch malen. Ich der stinkende Atem des Volks, der sich nie zur Sphäre der Herrlichkeit zu erheben wagen darf.«⁸⁷ Dass das Volk mit seinem Atem die Luft vergiftet, hatte Lenz in Shakespeares

83 J.M.R. Lenz: *Expositio ad hominem*, in: »Ich aber werde dunkel sein«. Ein Buch zur Ausstellung Jakob Michael Reinhold Lenz, hg. v. Ulrich Kaufmann, Wolfgang Albrecht, Helmut Stadeler, Jena 1996, S. 83-91, hier: S. 83.

84 Ebd., S. 85.

85 Ebd., S. 89.

86 Der Ruf nach Bußumkehr (*metanoia*) ist ein Zentralmotiv in Lenz' theologischen Schriften (Lenz: Stimmen des Laien, in: Lenz [Anm. 37], Bd. 2, S. 585) und in seiner Wirkungsästhetik. Siehe hierzu: Bosse, Lehmann [Anm. 35] sowie Gregor Babelotzky: Jakob Michael Reinhold Lenz als Prediger der »weltlichen Theologie« und des »Naturalismus. Wechselwirkungen von Literatur und Predigt in Biographie und poetischem Schaffen, Göttingen 2019, S. 99f.

87 Lenz an Herder, in: Ders. [Anm. 37], Bd. 3, S. 333. In der Szene nach der Hochzeitnacht (III,3) werden Liebesgeständnis und Sex eng geführt. Zur Kritik und zum Diskurs über diese Stelle siehe Babelotzky [Anm. 86], S. 179-181.

»Coriolan« lesen können, einem Text, über dessen Übersetzung einer Szene Lenz »seit drei Tagen brüte«, wie er Herder im selben Brief mitteilt.⁸⁸ Zwar könnte er jedes Wort der Beschimpfung, das Coriolan gegen das Volk richte, ganz (und zugleich als gegen sich selbst gerichtet) fühlen, gleichwohl könnte er aber sehr wohl dagegen handeln. Auch in seinen Polemiken geht es mitunter drastisch zu, wühlt Lenz, wie er im selben Brief an Herder bezüglich seiner »Wolken« schreibt, unter »den elenden Hunden um was aus ihnen zu machen. Daß Aristophanes Seele nicht vergeblich in mich gefahren sei, der ein Schwein und doch bieder war.«⁸⁹ Ob als Prediger, als Polemiker oder als Dichter, Lenz geht letztlich davon aus, dass es sich um eine integrale Sphäre der Öffentlichkeit handelt, in der die Nation einen kommunikativen Zusammenhang bildet und in der er folglich uneinheitliche, ja widersprüchliche Positionen einnimmt.

88 Ebd., S. 334. In Shakespeares »Coriolan«, III,3 heißt es: »You common cry of curs! whose breath I hate/As reek o' the rotten fens, whose loves I prize/As the dead carcasses of unburied men/That do corrupt my air, I banish you;« vgl. <http://shakespeare.mit.edu/coriolanus/full.html> (zuletzt 03.01.2021).

89 Ebd., S. 333.

Satirische Überformung, polemische Bloßstellung: Die Publizistik der Mainzer Republik im Kontext der Kämpfe zwischen Aufklärung und Gegenaufklärung

Elke Dubbels

Unter der Überschrift »Von den Superklugen und Supergelehrten« findet sich am 23. November 1792 in der Zeitschrift »Der fränkische Republikaner« folgende kleine dialogische Szene:

Es sagte mir neulich ein superkluger und Supergelehrter Professor: das republikanische Wesen tauge nichts, oder wenigstens: könnte es nicht halten; hievon hätten wir die ältesten Beispiele in der Geschichte von den Römern und Griechen und eben so würde es auch den Franken und ihren Nachahmern gehen. Ich antwortete aber diesem superklugen Manne nur mit der einzigen Frage: ob denn auch die Römer und Griechen Druckereien gehabt hätten? – Hierauf schwieg er beschämt und unsere Unterredung hatte ein Ende.¹

»Der fränkische Republikaner« war eine von vier neu gründeten politischen Zeitschriften in der Mainzer Republik, die insgesamt eine Flut von Druckerzeugnissen hervorbrachte: vor allem eine große Menge an politischen Broschüren und Flugblättern, aber auch viele Plakate sowie eine Reihe von Zeitungen und Zeitschriften. Dies macht die Mainzer Republik, dieses »erste

¹ Der fränkische Republikaner. Eine Wochenschrift für die ganze Menschheit, vorzüglich aber für Mainz, 23.11.1792, Nr. 2, S. 11. Die Zeitschrift ist online verfügbar unter [https://gdz.sub.uni-goettingen.de/id/PPN818546700?ify=%22pages%22:\[5\],%22view%22,%22export%22](https://gdz.sub.uni-goettingen.de/id/PPN818546700?ify=%22pages%22:[5],%22view%22,%22export%22) (zuletzt 03.02.2021).

revolutionär-demokratische Experiment auf deutschem Boden«², nicht nur zu einem besonderen Ereignis der politischen Geschichte, sondern auch der Kommunikations- und Mediengeschichte. Anders als es die Herausgeber der Zeitschrift »Der fränkische Republikaner« hofften, war die Mainzer Republik, trotz der groß angelegten publizistischen »Persuasionsoffensive«³, die die Mainzer Jakobiner im Verbund mit der französischen Besatzungsmacht betrieben, nicht von langer Dauer. Im Frühjahr 1793 begannen preußische, österreichische, hessische und sächsische Truppen mit der Belagerung von Mainz, am 22. Juli erfolgte die Kapitulation. Die Mainzer Republik war nach neun Monaten endgültig gescheitert, zahlreiche Mitglieder des Jakobinerklubs wurden Opfer von Misshandlungen und zu schweren Strafen verurteilt, wenn sie sich nicht, wie etwa Georg Forster, im Ausland aufhielten und so ihren Häschern entgingen.

Wenn die Medienkampagne der Mainzer Republikaner auch nicht von Erfolg gekrönt war, so ist sie doch keinesfalls bloß als eine kurze Episode in der Geschichte der politischen Publizistik anzusehen, sondern steht im größeren Kontext der »Volksaufklärung« im 18. Jahrhundert und der Widerstände, die sie hervorrief. Denn je mehr die Aufklärung bestrebt war, nicht nur alle Lebensbereiche durch den Gebrauch der Vernunft begrifflich klarer zu erkennen, sondern diese auch, den neuen Einsichten entsprechend, praktisch zu verändern, desto mehr Gegner rief sie auf den Plan.⁴ Seit den späten 1780er Jahren verschärfte sich der Ton zwischen den Aufklärern und ihren Kritikern, von »Krieg«⁵ war die Rede. Vor diesem Hintergrund lassen sich die publizisti-

-
- 2 Norbert Otto Eke: Signaturen der Revolution. Frankreich – Deutschland: deutsche Zeitgenossenschaft und deutsches Drama zur Französischen Revolution um 1800, München 1997, S. 101.
 - 3 Joachim Herrgen: Wörter statt Waffen – Zum Verhältnis von sprachlicher und politischer Handlung in der Mainzer Republik von 1792/93, in: Die Publizistik der Mainzer Jakobiner und ihrer Gegner. Revolutionäre und gegenrevolutionäre Proklamationen und Flugschriften aus der Zeit der Mainzer Republik (1792/93). Katalog zur Ausstellung der Stadt Mainz im Rathaus-Foyer vom 14. März bis 18. April 1993, Mainz 1993, S. 173-184, hier: S. 175.
 - 4 Vgl. Dirk Kemper: Der historische Kontext, in: Mißbrauchte Aufklärung? Schriften zum preußischen Religionsedikt vom 9. Juli 1788. 118 Schriften auf 202 Mikrofiches. Begleitband, hg. v. dems., Hildesheim, Zürich, New York 1996, S. 55-111, hier: S. 55f.
 - 5 So spricht der preußische Minister Johann Christoph Wöllner vom »Krieg gegen die Aufklärer«, in dem er das Generalkommando zu übernehmen bereit sei (Johann Christoph Wöllner an Johann Rudolf von Bischoffswerder, 12.04.1788, zit. n.: Christoph Weiß: »Krieg gegen die Aufklärer«. Carl Friedrich Bahrdts Kritik der Wöllnerschen Re-

schen Kämpfe zwischen den Mainzer Jakobinern und ihren Gegnern als eine Fortsetzung und Steigerung der Auseinandersetzung zwischen Aufklärung und Gegenaufklärung begreifen.⁶ Statt die Publizistik der Mainzer Republik isoliert zu betrachten, wie es sonst meist der Fall ist, soll sie in diesem Aufsatz als Brennglas aufgefasst werden, in dem die Konflikte zwischen Aufklärung und Gegenaufklärung sich bündeln und scharf gestellt werden. Der Kampf spielte sich dabei nicht nur *in* der Öffentlichkeit ab, sondern drehte sich auch ganz wesentlich *um* die aufgeklärte Öffentlichkeit, ihre Ideale und Institutionen.

Die Mainzer Jakobiner begreifen sich als Vollender des Kampfes um die Pressefreiheit, die der Demokratie zum Durchbruch verhelfen sollte, wie es sich der Autor des eingangs zitierten kleinen Textes »Von den Superklugen und Supergelehrten« aus dem »Fränkischen Republikaner« verspricht. Gleich in einer der ersten Sitzungen des Mainzer Jakobinerklubs beantragte der Mainzer Medizinprofessor Georg Wedekind die Redefreiheit. »Nur Despoten, die bei der Gesetzgebung nichts weiter als ihr Privatbestes zum Zwecke haben, untersagen die freie Mitteilung der Gedanken über politische Gegenstände. [...] In Republiken, die eine demokratische Verfassung haben, muß

pressionspolitik, in: Carl Friedrich Bahrdt, hg. v. Gerhard Sauder, Christoph Weiß, St. Ingbert 1992, S. 318–351, hier: S. 318); vgl. außerdem Carl Friedrich Bahrdt: Mit dem Herrn [von] Zimmermann deutsch gesprochen [o.O. 1790], hg. v. Christoph Weiß, St. Ingbert 1994, S. 9.

6 »Gegenaufklärung« ist ein häufig unscharf gebrauchter Terminus, der nicht unreflektiert für jede Art Kritik an der Aufklärung verwendet werden sollte. Mit Wolfgang Albrecht verstanden, beginnt Gegenaufklärung dort, »wo man der Aufklärung vor-sätzlich schaden wollte, wo man ihr überwiegend verderbliche Wirkungsabsichten und staatsgefährdende Zusammenschlüsse sowie Verschwörungen unterstellte. Gegenaufklärung [...] legte es darauf an, aufklärerische/spätaufklärerische Ideen, Prinzipien und Ziele herabzuwürdigen, auszuhöhlen, zu verdrehen und sie derart entstellt wider ihre Urheber zu kehren; und zwar um den Aufklärungsprozeß mindestens aufzuhalten, möglichst aber abzubrechen und rückgängig zu machen. Begründet oder gerechtfertigt wurde das gemeinhin unverhüllt deklarierte Anliegen mit dem – sehr verschiedene Gegenspieler einigenden – Zentralargument, sie wollten verhindern, daß die Grundfesten des gesellschaftlichen Gefüges (das heißt unbedingte Frömmigkeit, Untertänigkeit, Sittsamkeit) unterminiert würden.« Wolfgang Albrecht: Was war Gegenaufklärung? Strategien und Argumentationen deutscher Aufklärungsgegner um 1800, in: Weiblichkeitssentwürfe und Frauen im Werk Lessings. Aufklärung und Gegenaufklärung bis 1800, hg. v. Dieter Fratzke, Wolfgang Albrecht, Kamenz 1997, S. 195–229, hier: S. 196f.

jeder über die Gesetzgebung frei urteilen dürfen⁷, schreibt Wedekind in seinen Erklärungen zu den in Frankreich verkündeten Menschen- und Bürgerrechten. Vom Anspruch her sollte die öffentliche Kommunikation egalitär und symmetrisch sein. Faktisch kam die antidemokratische Gegenseite im Jakobinerklub aber allenfalls partiell zu Wort, und in der Verwaltungspraxis schränkte ein Erlass der Administration vom 21.11.1792 die Pressefreiheit erheblich ein, indem man den Verkauf und die Verbreitung »[v]olksfeindliche[r] Schriften«⁸ verbot. Dies konnte jedoch nicht verhindern, dass meist anonym oder pseudonym veröffentlichte gegenrevolutionäre Schriften in der Mainzer Republik zirkulierten, auf die die Jakobiner dann ihrerseits in eigenen Flugschriften oder Zeitschriftenbeiträgen reagierten. Politische Öffentlichkeit entwickelte sich in der Mainzer Republik solcherart zu einem hart umkämpften Raum, in dem sich, in der Terminologie Ernst Manheims,⁹ unterschiedliche Öffentlichkeitstypen überkreuzten: Vom theoretischen Ideal her orientierten sich die Mainzer Jakobiner an der aufgeklärten Vorstellung einer transzendentalen Öffentlichkeit, in der jeder, der im Zeichen der Vernunft argumentierte, Rederecht haben sollte; in der Praxis setzte man aber die Prinzipien einer qualitativen Öffentlichkeit um, in der dem Sagbaren von vornherein Grenzen gesteckt waren. Doch auch diese Art der Öffentlichkeit konnte sich nicht unwidersprochen behaupten, sondern wurde von einer

⁷ Georg Wedekind: Die Rechte des Menschen und des Bürgers, wie sie die französische konstituierende Nationalversammlung 1791 proklamierte, mit Erläuterungen von Georg Wedekind, Mitgliede des Nationalkonvents der freien Deutschen zu Mainz, Mainz 1793, in: Die Mainzer Republik I. Protokolle des Jakobinerklubs, hg. v. Heinrich Scheel, 2., durchgesehene und ergänzte Auflage, Berlin 1984, S. 738-767, hier: S. 761. Wedekinds Ausführungen zu den Menschen- und Bürgerrechten im Mainzer Jakobinerklub sind auch als selbständige Flugschrift erschienen, wie es charakteristisch ist für die dort gehaltenen Reden.

⁸ Weisung der Allgemeinen Administration vom 21.11.1792 an die Munizipalitäten von Mainz, Worms und Speyer zur Sicherung der Pressefreiheit, zit. n.: Joachim Herrgen: Die Sprache der Mainzer Republik (1792/93). Historisch-semantische Untersuchungen zur politischen Kommunikation, Tübingen 2000, S. 87. Im ersten Absatz des Erlasses war die Pressefreiheit noch für »sämtliche Einwohner« behauptet worden. Vgl. grundsätzlich zu Fragen der Pressefreiheit in der Mainzer Republik das gleichlautende Kapitel in Herrgens Monographie, S. 84-90.

⁹ Vgl. Ernst Manheim: Aufklärung und öffentliche Meinung. Studien zur Soziologie der Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert, Stuttgart-Bad Cannstatt 1979 [Brünn u.a. 1933], S. 49-63.

polemischen Öffentlichkeit überlagert, in der sich Freunde und Feinde der Mainzer Republik erbittert bekämpften.¹⁰

Die Geschichtsschreiber der Mainzer Republik haben schon früh bemerkt, dass die Polemik der Republikgegner dabei massiver ausfiel als die der Mainzer Jakobiner.¹¹ In einer Reihe von dramatischen Satiren entgleitet die Polemik in pure persönliche Diffamation bekannter und auch weniger bekannter Akteure der Mainzer Republik, die auf deren moralische Diskreditierung, politische Ausschaltung und, in letzter Konsequenz, gesellschaftliche Ausschließung bis hin zu physischer Vernichtung zielt. Die Gegner, so kommentiert Dumont, kämpften mit »jakobinischen Mitteln« gegen die Jakobiner¹², sie übernahmen populäre Redestrategien der Mainzer Revolutionäre und überboten sie.¹³ Dies ist zwar grundsätzlich richtig, doch sollte man graduelle Unterschiede nicht übersehen. Denn wenn man genauer hinschaut, dann zeigt sich, dass die Polemik der Jakobiner häufig ganz allgemein gegen die »Aristokraten«, die französischen Emigranten und die »Pfaffen« gerichtet war und sich, was persönliche Angriffe betrifft, auf einige ausgewählte Figuren konzentrierte, allen voran auf den geflohenen Kurfürsten Karl Joseph von Erthal.¹⁴ In der gegenrevolutionären Publizistik lässt sich demgegenüber die Tendenz beobachten, den Grad der Personalisierung immer weiter zu treiben, so dass es bei einer Reihe von Publikationen nur noch um die Verunglimpfung der dargestellten Personen geht und sich eine Auseinandersetzung über politische Sachgehalte kaum noch ausmachen lässt. Was die Gegner eint, ist, dass sie eine möglichst große Publikumswirksamkeit über eine moralische

10 Auch Herrgen erkennt, dass in der Mainzer Republik verschiedene Konzepte von Öffentlichkeit im Widerspruch stehen, bringt sie aber nicht mit Manheims Terminologie in Zusammenhang. Vgl. Herrgen: Die Sprache der Mainzer Republik [Anm. 8], S. 81.

11 Franz Dumont: »Singen will ich von Klubbisten, von den deutschen Anarchisten. Schriften, Reden und Lieder gegen die Mainzer Republik, in: Die Publizistik der Mainzer Jakobiner und ihrer Gegner. Revolutionäre und gegenrevolutionäre Proklamationen und Flugschriften aus der Zeit der Mainzer Republik (1792/93). Katalog zur Ausstellung der Stadt Mainz im Rathaus-Foyer vom 14. März bis 18. April 1993, Mainz 1993, S. 133-153, hier: S. 140.

12 Ebd., S. 152.

13 Vgl. zu der Ähnlichkeit der rhetorischen Mittel auch Peter Philipp Riedl: Öffentliche Rede in der Zeitenwende. Deutsche Geschichte und Literatur um 1800, Tübingen 1997, S. 168-170.

14 Auch Dumont hat eine Fokussierung der Polemik auf den Kurfürsten bei den Mainzer Jakobinern festgestellt; vgl. Franz Dumont: Die Mainzer Republik von 1792/93, Alzey 1982, S. 147.

Argumentation zu erreichen versuchen, der grundsätzlich ein »polemogener«¹⁵ Zug zu eigen ist.

Wenn man die publizistischen Kämpfe in der Mainzer Republik in einem größeren öffentlichkeitsgeschichtlichen Kontext betrachtet, dann lässt sich Ähnliches bereits in den Auseinandersetzungen zwischen Aufklärung und Gegenaufklärung seit den späten 1780er Jahren beobachten. Die Polemik der Gegenaufklärung vermochte sich zu derben persönlichen Attacken auf die moralische Integrität der Aufklärer als Privatpersonen zu versteigen, bei denen ein Sachgehalt der Polemik kaum noch zu erkennen ist. Auch Vertreter der Aufklärung sind in ihrem Kampf mit der Gegenaufklärung wenig zimperlich und greifen ihre Gegner *ad personam* an, doch die Orientierung an einer transzendenalen Öffentlichkeit scheint ihnen, selbst wenn sie ihrem Ideal nicht gerecht werden, noch gewisse Zügel in ihrer Polemik anzulegen, die fallen zu lassen die Gegenseite weitaus weniger Scheu hat. Bis zu welchem Grad die Gegenaufklärung zu gehen bereit ist, zeigt sich in ihren Kontroversen mit dem radikalen Aufklärer Karl Friedrich Bahrdt, in denen sich Topoi ausbildeten, die stilprägend für die gegenaufklärerische Publizistik werden sollten. Eine wichtige Bedeutung für die Politisierung der anti-aufklärerischen Polemik erlangte dabei der Verschwörungstopos, der später von der gegenrevolutionären Publizistik in der Mainzer Republik bereitwillig aufgegriffen wurde. Der Verschwörungstopos ist von der Gegenaufklärung, die ansonsten als wenig innovativ in ihren negativ auf die Aufklärung bezogen bleibenden Stellungnahmen gilt, originär in den Streit mit der Aufklärung eingebbracht worden.¹⁶ Der Vergleich von zwei dramatischen Satiren, die im Kontext der publizistischen Kämpfe zwischen Aufklärung und Gegenaufklärung stehen, soll im Folgenden dazu dienen, exemplarisch die Ähnlichkeiten und Unterschiede in der Polemik zwischen beiden Strömungen zu beleuchten, um vor diesem Hintergrund anschließend die publizistischen Kämpfe der Mainzer Republik in den Blick zu nehmen.

15 Niklas Luhmann: Ethik als Reflexionstheorie der Moral, in: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd. 3, Frankfurt a.M. 1989, S. 358-447, hier: S. 370.

16 Vgl. Albrecht [Anm. 6], S. 206.

I. Dramatisierte Polemik: Karl Friedrich Bahrdts

»Das Religions-Edikt« und August von Kotzebues »Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn«

Ende 1788 erschien das satirische Lustspiel »Das Religions-Edikt«, in dem der radikale Aufklärer Karl Friedrich Bahrdt das ein halbes Jahr vorher erlassene »Wöllner'sche Religionsedikt«¹⁷ mit beißendem Spott überzieht: »Ein Maulkorbdrama über ein Maulkorbgesetz«¹⁸, wie Ludger Lütkehaus das Stück treffend genannt hat, für das Bahrdt zu einer zweijährigen Haftstrafe verurteilt wurde. Bahrdt lässt den preußischen Minister Johann Christoph Wöllner nicht persönlich in seiner fragmentarisch veröffentlichten Komödie auftreten, sondern stellt einen gewissen Pfarrer Blumenthal ins Zentrum seines Stücks, der das Religionsedikt für seinen Studienfreund Wöllner abfasst. Dieser Kunstgriff tut der offenen Kritik an dem Gesetz aber keinen Abbruch und entlässt auch den preußischen Minister keineswegs aus der Verantwortung, in dessen explizitem Auftrag Blumenthal schreibt. Mit der satirischen Darstellung eines historisch zwar als Freund Wöllners belegten, aber unbekannten Blumenthal als Verfassers des Religionsedikts wagt Bahrdt schon viel, weniger aber, als wenn er den preußischen Minister selbst als solch lächerliche und moralisch fragwürdige Figur auf offener Bühne vorgeführt hätte, wie es der Pfarrer aus dem sprechenden Ort »Micheln« ist.¹⁹

Als Blumenthal spät abends nach einer Feier nach Hause zurückkehrt – volltrunken, überessen, verdreckt und übellaunig –, erinnert er sich daran, dass bereits am nächsten Morgen »ein neues Religionsedikt für Bruder Wöllnern«²⁰ nach Berlin zu schicken ist. »Es soll die Aufrechthaltung [...] der (rölpst) reinen Lehre sichern. Es soll den neuen Aufklärern Einhalt thun, und (rölpst)

17 Das Wöllner'sche Religionsedikt vom Juli 1788 legte Geistliche, Prediger und Lehrer auf einen orthodoxen Protestantismus fest und sah Toleranz nur gegenüber den bereits zugelassenen Religionsparteien vor; ihm folgte einige Monate später auch noch ein Zensuredikt.

18 Ludger Lütkehaus: Aufklärung über die Gegenaufklärung. Karl Friedrich Bahrdts Lustspiel »Das Religions-Edikt«, in: Karl Friedrich Bahrdt: Das Religions-Edikt. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Eine Skizze. Von Nicolai dem Jüngern [Thenakel 1789], hg. v. Ludger Lütkehaus, Heidelberg 1985, S. 1-31, hier: S. 15.

19 Vgl. Weiß [Anm. 5], S. 333. Die Idee, Blumenthal zum Verfasser des Religionsedikts zu machen, ist dabei noch nicht einmal eine Erfindung Bahrdts, der auf ein gleichlautendes Gerücht aufbauen konnte. Vgl. ebd.

20 Bahrdt: Das Religions-Edikt [Anm. 18], S. 8.

es soll doch auch so ausgedrückt sein, daß es den Schein der Toleranz behält.«²¹ Die Vernunft habe zu sehr überhandgenommen, meint Blumenthal und bläst zum Angriff: »Wir wollen den Leuten die Vernunft schon vertreiben. (aufgebracht) Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht die Aufklärer endlich zum Schweigen bringen wollte.«²² Bahrdt macht nichts weniger als ein »besofnes [!] Schwein«²³ zum Verfasser des Religionsediktes, der einen Gesetzestext im Namen von »Friedrich, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preussen«²⁴ schreibt und daraus abschnittsweise über weite Strecken des ersten Aktes vorträgt. Die in der Studierstube des Pfarrers versammelten Personen – des Pfarrers Frau und Tochter, der Kandidat Kluge und der Prediger Kinderling – kommentieren im Anschluss und erweisen sich, bis auf Kinderling, als sehr kritisch. Immer wieder geht es dabei in dem Disput um die Meinungs-, Rede- und Publikationsfreiheit in Sachen der Religion, die Blumenthal nur den Vertretern der ›reinen‹ christlichen Lehre zugestehen möchte.²⁵ Nacheinander machen zuerst Kluge, dann Frau und Tochter den Pfarrer auf die Widersprüche in den von ihm vorgetragenen Paragraphen aufmerksam. Blumenthal ist seinen Gesprächspartnern argumentativ nicht gewachsen und weiß sich nicht anders zu helfen, als Kluge des Raumes zu verweisen, seiner Frau Ohrfeigen zu geben und ihr, als sie noch immer nicht von dem Gesetz überzeugt ist, »das Maul zu[zuhalten]«.²⁶

Bahrdt greift mit der Methode, den Gegner zu zitieren, zu widerlegen und als unterlegen vorzuführen, zu einem tradierten rhetorischen Mittel der Polemik.²⁷ Die Polemik neigt prinzipiell, wie Peter von Matt bemerkt hat, zur szenischen Darstellung: Durch Apostrophen, einem typischen rhetorischen Mittel der Polemik, wird der Gegner persönlich beschworen,²⁸ ihm werden belegbare oder erfundene Zitate in den Mund gelegt, um ihn mit seinen eigenen

21 Ebd., 8f.

22 Ebd., 10.

23 Ebd., S. 13.

24 Ebd.

25 Vgl. ebd., S. 16, 24, 30f., 71-73.

26 Ebd., S. 36. Bei der Tochter verhält er sich ähnlich, wenn auch nur verbal grob: »Halts Maul, Mädchen.« (Ebd., S. 37).

27 Das rhetorische Grundschema der Polemik liegt laut Feinäugle in »Zitat und Widerlegung« (Norbert W. Feinäugle: Lessings Streitschriften. Überlegungen zu Wesen und Methode der literarischen Polemik, in: Lessing Yearbook 1, 1969, S. 126-149, hier: S. 144).

28 Peter von Matt: Grandeur und Elend literarischer Gewalt, in: Ders.: Das Schicksal der Phantasie. Studien zur deutschen Literatur, München, Wien 1994, S. 35-42, hier: S. 40f.

Äußerungen vor den Augen des Rezipienten moralisch zu diskreditieren. Diese grundsätzliche Tendenz der Polemik zur szenischen Darstellung lässt sich in dramatischen Satiren voll ausspielen.²⁹ Durch die extensive Zitierweise erhält »Das Religions-Edikt« dabei zugleich den Charakter von »Dokumentarliteratur«³⁰ *avant la lettre*. Das seitenlange Zitat des Religionsedikts steht aber auch im unmittelbaren Zusammenhang mit Bahrdts Vorstellungen von Pressefreiheit, die er in seiner 1787 veröffentlichten Schrift »Ueber Preßfreiheit und ihre Grenzen« dargelegt hat. Hier verteidigt er die Denk- und Publikationsfreiheit als »allgemeines Menschenrecht«³¹, was insbesondere die Schreibfreiheit »in Absicht auf die Religion«³² betrifft. Ebenfalls sollen alle »Dinge, die einmahl öffentlich bekannt sind, z.B. die Person des Fürsten, seine Talente, Beschaffenheiten, Grundsätze, Handlungen, Urtheile, Edicte, u.s.w. [...] von jedem frey beurtheilt werden [können]«.³³ Eben diese Freiheit, über Edikte zu urteilen, setzt Bahrdt in seinem Stück in Szene, indem er das Religionsedikt als einen öffentlich bekannten Text inszeniert und es durch verschiedene Figuren beurteilen lässt. Den Höhepunkt dieses Verfahrens stellt der letzte Akt dar, in dem vier verschiedene gesellschaftliche Gruppen im Berliner Tiergarten über das Religionsedikt diskutieren, das sie gelesen haben: Handwerker,³⁴ eine Gesellschaft jüngst geadelter Personen, Philosophen und der Kronprinz mit seinen Vertrauten.

29 Auch die Dichter des »Sturm und Drang« griffen in ihrem Kampf gegen Wieland auf die Form der dramatisierten Satire zurück, so Goethe in »Götter, Helden und Wieland« und Lenz in seiner Neuauflage der auf Wieland umgeschriebenen »Wolken« des Aristophanes, wovon sich allerdings nur einzelne Szenen erhalten haben. Vgl. hierzu auch Kai Kauffmann: Polemische Attacken im literarischen Feld. Literatursatiren der Stürmer und Dränger (Goethe, Merck, Lenz), in: Sturm und Drang. Epoche – Autoren – Werke, hg. v. Matthias Buschmeier, Kai Kauffmann, Darmstadt 2013, S. 29–48. Vgl. zu Lenz' Wieland-Polemiken außerdem den Aufsatz von Johannes Lehmann in diesem Band.

30 Lütkehaus [Anm. 18], S. 20.

31 [Karl Friedrich Bahrdt]: Ueber Preßfreiheit und deren Gränzen. Zur Beherzigung für Regenten, Censoren und Schriftsteller, Züllichau 1787, S. 44; vgl. zu dieser Schrift auch Weiß [Anm. 5], S. 332.

32 Ebd., S. 107.

33 Ebd., S. 154.

34 Die Handwerker meinen, dass die gemeinen Leute wieder dumm werden sollen (vgl. Bahrdt: Das Religions-Edikt [Anm. 18], S. 77), was in der Tat mit Blumenthals erklärter Absicht im ersten Akt korrespondiert, »das Volk in Dummmheit zu erhalten« (ebd., S. 35), woran den »Priestern und Regenten [...] gelegen sein« (ebd.) müsse.

Den letzten Auftritt reserviert Bahrdt für den Kronprinzen. Anders als sein Vater, Friedrich Wilhelm II., der in den Kommentaren der Figuren als schwächerlicher, seiner Hofkamarilla und seinen Mätressen ausgelieferter König erscheint, erklärt der Kronprinz, seinem verstorbenen Onkel, Friedrich dem Großen, nacheifern und den »Großinquisitors, und Geisterseher[n], und Rosenkreuzer[n]«³⁵ einen Riegel vorschieben zu wollen. Die Kritik an der Person des Regenten, die Bahrdt in seiner Schrift »Ueber Preßfreiheit« als Recht einfordert, setzt er wohl mit Bezug zum König um, lässt aber dessen Sohn außen vor, den er zum Hoffnungsträger stilisiert, wahrscheinlich um zu signalisieren, dass er sich mit seiner Kritik noch immer im Rahmen des aufgeklärten Absolutismus bewegt.

Der Streit zwischen Aufklärung und Gegenaufklärung wird wesentlich auf moralischer Ebene geführt: Das Religionsedikt erklärt, der »Zügellosigkeit der Sitten«, die Folge der »Verfälschung der Grundwahrheiten des Glaubens der Christen« sei,³⁶ Einhalt tun zu wollen.³⁷ In Bahrdts Stück wird der Vorwurf der moralischen Verderbtheit auf die Kritiker der Aufklärung zurückgeworfen, indem der Verfasser des Edikts, Pfarrer Blumenthal, eben die Zügellosigkeit an den Tag legt, die er den Gegnern nachsagt.³⁸ Mit Luhmann verstanden, birgt die moralische Kommunikation immer ein gewisses Konfliktpotential, denn sie bringt Aspekte von Selbst- und Fremdachtung ins Spiel: Das macht ihren »polemogenen[n]«³⁹, streitverschärfenden Charakter aus. Polemik geht *ad personam*, und die moralische Kommunikation stellt die effektivste Form dar, den Gegner als *ganze Person* zu treffen,⁴⁰ die, wenn sie den moralischen Ansprüchen nicht genügt, der Verachtung ausgesetzt wird. Gerade weil aber bei Bahrdt mit Pfarrer Blumenthal eine wenig bekannte Person im Vordergrund steht, wird in seinem Stück die sachliche Dimension –

³⁵ Ebd., S. 88.

³⁶ Ebd., S. 13.

³⁷ Ebd., S. 13.

³⁸ Vgl. Lütkehaus [Anm. 18], S. 18.

³⁹ Luhmann [Anm. 15], hier: S. 370. Vgl. zu Luhmanns Ansatz mit Bezug auf die Gegenwartskultur auch den Aufsatz von Andrea Schütte in diesem Band. Der streitverschärfende Charakter der Moral zeigt sich auch im berühmten Fragmentenstreit, in dem Lessing in dem Moment die Schwelle zur Polemik überschreitet, als man dem Fragmentisten unmoralisches Verhalten vorwirft (vgl. hierzu Hugh Barr Nisbet: Lessing. Eine Biographie, München 2008, S. 719f.).

⁴⁰ Vgl. Luhmann [Anm. 15], S. 365.

gestützt durch seitenweise Zitate aus dem Religionsedikt, zu dessen Diskussion angeregt werden soll – nicht von der persönlichen Polemik vollkommen verschüttet, sondern bleibt erhalten. Dies ist anders in der 1790 allonym unter dem Namen Friedrich von Knigges erschienenen Komödie »Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn«, dem wohl berüchtigsten Pasquill der Spätaufklärung, in dem es nur noch um die persönliche Diffamierung bekannter Akteure der Aufklärung geht.⁴¹

Das Stück inszeniert Bahrdt als heruntergekommenen, unter akuter Geldknappheit leidenden »Hurenwirth in Halle«⁴². Führende Vertreter der Aufklärung wie Lichtenberg, Nicolai, Mauvillon, Leuchsenring, Gedicke, Biester, Büsching, Quittenbaum, Hofprediger Schulze, Klockenbring, Kästner, Campe, Trapp, Ebeling, Boje, Ettinger und Blankenburg kehren bei ihm ein. Sie loben sich zuerst wechselseitig und geraten dann in eine »fürchterliche Schlacht«⁴³, weil sich keiner genug gelobt fühlt. Bahrdt fährt dazwischen und überredet sie, publizistisch gemeinsame Sache gegen den hannoverschen Arzt und philosophischen Schriftsteller Johann Georg Zimmermann zu machen,⁴⁴ der mit seinen Büchern über Friedrich den Großen für viel Aufmerksamkeit gesorgt hatte. Sein Vorwurf, dass die Aufklärungsbewegung zur »zügellosesten Frechheit«⁴⁵ in religiösen, geistigen und moralischen Din-

- 41 Vgl. zu dem Stück in seinem publizistischen Kontext besonders Brigitte Erker, Winfried Siebers: Das *Bahrdt*-Pasquill. Ein publizistischer Streit zwischen Aufklärung und Gegenaufklärung 1790–1796, in: Appell an das Publikum. Die öffentliche Debatte in der deutschen Aufklärung 1697–1796, hg. v. Ursula Goldenbaum, Bd. 2, Berlin 2004, S. 897–935.
- 42 [August von Kotzebue]: Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder Die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen, von Freyherrn von Knigge, o.O. 1790, S. 11.
- 43 Ebd., S. 32.
- 44 Vgl. zu Zimmermann Christoph Weiß: »Royaliste, Antirépublicain, Antijacobin et Anti-illuminé«. Johann Georg Zimmermann und die ›politische Mordbrennerey in Europa‹, in: Von ›Obscuranten‹ und ›Eudämonisten‹. Gegenaufklärerische, konservative und antirevolutionäre Publizistik im späten 18. Jahrhundert, hg. v. dems. in Zusammenarbeit mit Wolfgang Albrecht, St. Ingbert 1997, S. 367–401.
- 45 [Johann Georg] von Zimmermann: Ueber Friedrich den Grossen und meine Unterredungen mit Ihm kurz vor seinem Tode. Von dem Ritter von Zimmermann Königlich Großbritannischem Leibarzt und Hofrath, Leipzig 1788, S. 261. Pierre Mattern findet in Zimmermanns »Unterredungen« auch eine Unterscheidung zwischen autorisiertem und nicht-autorisiertem öffentlichen Diskurs dargestellt, wobei sich der autorisierte Diskurs bei Zimmermann darauf beschränkt, »entfaltender Kommentar des Königs-

gen geführt habe, und seine persönlichen Attacken auf diverse Protagonisten vor allem der Berliner Aufklärung, die er namentlich angriff,⁴⁶ hatten viel publizistischen Widerspruch erregt.⁴⁷ Im »Bahrdt«-Pasquill verbünden sich die Aufklärer mit unlauteren Mitteln gegen eben diesen Zimmermann. Den Beratungen, wie gegen Zimmermann vorzugehen ist, geht eine wilde Orgie voran, die auf Initiative Lichtenbergs zustande kommt, der vorschlägt, sich in den Garten zu begeben, wo die Aufklärer sich in ihren sexuellen Ausschweifungen ergehen.⁴⁸ Im Anschluss konkretisiert sich das konzertierte Vorhaben gegen Zimmermann, dessen »guten Nahmen« man »zermalmen« will.⁴⁹ Die Aufklärer, mittlerweile stark alkoholisiert, versammeln sich beim Phallus des indischen Gottes Schiwa zum Schwur gegen Zimmermann. Dafür will man besonders die Zeitschriften der Aufklärung nutzen, deren Titel einzeln aufgezählt werden. Im Nebentext heißt es dazu: »Ein jeder nennt den Cloack, in welchen er sich seiner Excremente zu entlasten gedenkt. Z. B. Das deutsche Museum, die berliner Monatsschrift, das braunschweigische Magazin, der Hamburger Correspondent, die neue Hamburger Zeitung u.s.w.«⁵⁰ Die Aufklärer brüsten sich mit ihren geplanten Invektiven gegen Zimmermann, die zitatweise angeführt werden, mit entsprechendem Verweis auf die Quelle in Klammern oder in der Fußnote. Dabei werden, allen voran, direkte oder indirekte Zitate aus Bahrdts Broschüre »Mit dem Herrn

wortes« (Pierre Mattern: »Kotzebue's Allgewalt«. Literarische Fehde und politisches Attentat, Würzburg 2011, S. 91) zu sein.

- 46 Diese persönlichen Angriffe finden sich in einer weiteren Publikation über Friedrich den Großen, den »Fragmenten über Friedrich den Grossen«.
- 47 Vgl. Erker, Siebers [Anm. 41], S. 906-912.
- 48 Mattern macht darauf aufmerksam, dass die Orgie eine unmittelbare Vorlage in Zimmermanns »Unterredungen« hat, insofern hier bereits von nackten Tänzen die Rede ist, an denen sich die Aufklärer angeblich erfreuten. Vgl. Mattern [Anm. 45], S. 97. Die Stelle bei Zimmermann lautet im Zusammenhang: »Die aufgeklärten Männer sträubten sich gegen allen Geisteszwang, die aufgeklärten Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gattinnen, ließen sich jene am hellen Morgen ein paar Freudenmädchen ins Haus holen. [...] Ehescheidungen und Weibertausch, wurden eben so gewöhnlich in Berlin, als in den verdorbensten Zeiten des alten Roms: Die aufgeklärtesten Weltleute erlaubten sich zuweilen nackte Tänze.« (Zimmermann [Anm. 45], S. 261-263)
- 49 Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn [Anm. 42], S. 38.
- 50 Ebd., S. 69.

[von] Zimmermann deutsch gesprochen« verwendet.⁵¹ Der letzte Akt zeigt, wie all diese Publikationen auf dem Abtritt von Zimmermann landen und schließlich in der Kloake verschwinden, wo sie sich noch weiter in ihrem »Elemente herumbalgen«.⁵²

Als wesentliche Motive für ihre Kritik an Zimmermann werden den Aufklärern Neid und Geldgier zugeschrieben.⁵³ Das Stück erschöpft sich aber nicht in der Diffamierung führender Aufklärer als moralisch verkommen, unchristlich und sexuell ausschweifend, sondern greift darüber hinaus auch die Institutionen an, in denen sich die aufgeklärte Öffentlichkeit organisierte: Zeitschriften und Sozietäten.⁵⁴ Dabei arbeitet das »Bahrdt«-Pasquill mit dem

- 51 In seiner in der Festungshaft verfassten Schrift listet Bahrdt die Anschuldigungen auf, mit denen Zimmermann die Aufklärer (insbesondere die Berliner) konfrontiert hat, und bemüht sich, sie zu entkräften. Wie politisch aufgeladen der Streit ist, zeigt sich in den brisanten Vorwürfen der »Verschwörung« und der »Volksverführung«, gegen die Bahrdt sich Bahrdt besonders zu verteidigen sucht (vgl. Bahrdt: Mit Herrn [von] Zimmermann deutsch gesprochen [Anm. 5], S. 18-20). Bahrdt bleibt nicht im Verteidigungsmodus, sondern teilt seinerseits kräftig gegen Zimmermann aus, indem er ihm Denunziation, religiöse Heuchelei, Kriecherei vor Fürstenthronen, Feigheit und nicht zuletzt auch mangelndes ärztliches Können vorwirft. Hierunter habe kein Geringerer als Friedrich der Große gelitten, den Zimmermann bei seinen Besuchen kurz vor dessen Tod falsch behandelt habe. Vgl. ebd., S. 52-58. Das »Bahrdt«-Pasquill bezieht sich in seinem Titel auf eine Formulierung in Bahrdts Schrift, in der dieser von sich selbst sagt, er sei es gewohnt, »mit eiserner Stirn [...] auf alles loszugehen, was mir in meinen Weg kommt und besonders die Narrheiten so wohl als die Tücken der *Gläubigen* mit unverschonender Hitze anzugreifen, ohne mich darum zu bekümmern, ob sich diese Krankheiten unter Stern, Ordensband, und Rittergeheng verbergen oder ob sie aus einem zerlumpten Rock hervorschimmern« (ebd., S. 7).
- 52 Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn [Anm. 42], S. 86. Das Stück spielt hier auf ein Zitat in Bahrdts »Mit Herrn [von] Zimmermann deutsch gesprochen« an, das sich seinerseits auf ein Zitat in Zimmermann »Friedrich-Fragmenten« bezieht: Der Aufklärer »Schriften und Nahmen [werden] noch lange [...] genannt werden, wenn Zimmermanns Nahme im Meer der Vergessenheit erlossen und sein Fragmentenbündel an den majestatisch getroffnen Hintern der Aufklärer [...] verwischt sein werden.« Bahrdt: Mit dem Herrn [von] Zimmermann deutsch gesprochen [Anm. 44], S. 18. Vgl. außerdem auch ebd., S. 24.
- 53 Am Ende des dritten Aktes opfern die Aufklärer in einem satanisch anmutenden Ritus Zimmermanns »gute[n] Name[n]« (Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn [Anm. 42], S. 83) am Altar des Neides.
- 54 Vgl. Erker, Siebers [Anm. 41], S. 916. Vgl. auch Mattern [Anm. 45], S. 98.

Verschwörungstopos, der für die Gegenaufklärung typisch ist und wesentlich zu deren Politisierung beigetragen hat.⁵⁵ Im Falle des »Bahrdt«-Stückes liegt das politische Moment des Verschwörungstopos vor allem darin, dass die aufgeklärte publizistische Kritik (am Beispiel negativer Rezensionen von Zimmermanns Publikationen über Friedrich II.) und deren zentrales publizistisches Organ, die Zeitschrift, unter Generalverdacht gestellt und moralisch diskreditiert werden. Der Angriff zielt damit nicht nur auf Personen, sondern auf die Struktur der aufgeklärten Öffentlichkeit selbst. Der Verfasser des Stückes, der Theaterschriftsteller August von Kotzebue, dürfte das Stück nicht nur aus Rache für seinen Freund Zimmermann geschrieben haben, wie er selbst entschuldigend meinte, nachdem man seine Autorschaft aufgedeckt hatte.⁵⁶ Der Schlag gegen das aufgeklärte Rezensionswesen mag ihm, dem vielgespielten und beim Publikum beliebten, bei der Kritik aber weit weniger geachteten Bühnenautor, auch für manche negative Besprechung, die er selbst erhalten hatte, Genugtuung verschafft haben.⁵⁷

55 Vgl. Albrecht [Anm. 5], S. 196. Verschwörungslegenden hatte auch Zimmermann in seinen »Fragmenten über Friedrich den Grossen« bedient (vgl. Erker, Siebers [Anm. 41], S. 909).

56 Vgl. Erker, Siebers [Anm. 41], S. 926.

57 »Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn« sollte nicht die letzte dramatisierte Polemik aus der Feder Kotzebues bleiben. In der dramatischen Satire »Der hyperboreische Esel« (1799) richtet sich die Polemik gegen die Brüder Schlegel und die romantische Reflexionsliteratur, die Kotzebue in Gestalt des lebensuntauglichen, ausschließlich in Zitaten aus dem »Athenaeum« und der »Lucinde« sprechenden Studenten Karl aufs Korn nimmt. Die Beschäftigung mit der romantischen Literatur hat Karl, so will es die dramatische Fabel, zu Irreligiosität, sexueller Freizügigkeit und zu liberalen, die politische Ordnung gefährdenden Grundsätzen verführt. Vgl. August von Kotzebue: Der hyperboreische Esel oder Die heutige Bildung. Ein drastisches Drama, und philosophisches Lustspiel für Jünglinge, in Einem Akt, Leipzig 1799, in: Die ästhetische Prägeley. Streitschriften der antiromantischen Bewegung, hg. v. Rainer Schmitz, Göttingen 1992, S. 5-45. Diese spätere Komödie kann man allerdings noch in die Tradition der Gelehrten-satire einordnen, insofern sie insbesondere auf die Lebensuntauglichkeit des Studenten Karl abhebt, der am Ende ins Irrenhaus verwiesen wird. Wohl vor allem aufgrund der Tatsache, dass es sich primär um einen Angriff auf die Schriften der Brüder Schlegel und nicht auf diese als Privatpersonen handelt, erreicht das Stück nicht die diffamatorische Qualität des »Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn« und konnte selbst im Schlegel-Kreis noch mit relativer Gelassenheit bzw. Belustigung aufgenommen werden. Vgl. zu Kotzebues Schlegel-Polemik Dirk Rose: Polemische Moderne. Stationen einer literarischen Kommunikationsform vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Göttingen 2020, S. 185-189. Vgl. außerdem Mattern [Anm. 45], S. 127-131.

Bahrdt will mit seinem Stück über das Religionsedikt die kritische Diskussion befördern und setzt dafür Polemik ein; in dem gegen ihn gerichteten Pasquill »Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn« wird demgegenüber mit den Mitteln der Polemik das aufgeklärte Kritik- und Rezensionswesen als solches attackiert. Die Orientierung an dem Ideal einer transzendentalen Öffentlichkeit bewahrt der Polemik in »Das Religions-Edikt« eine sachliche Dimension, um die sich das »Bahrdt«-Pasquill nicht zu kümmern braucht, weil es an keiner kritischen Diskussion interessiert ist, sondern gegen die aufgeklärte kritische Öffentlichkeit selbst polemisiert.

Auch wenn dem »Bahrdt«-Pasquill nicht an einer Sachdebatte gelegen ist, weist es doch mit der Medienmacht bestimmter publizistischer Organe auf einen Punkt hin, der in normativen Beschreibungen der aufgeklärten Öffentlichkeit nicht bedacht wird: nämlich, dass die Vorstellung einer öffentlichen Diskussion in einem machtfreien Raum, an der alle gleichberechtigt beteiligt sind und nur die Autorität des Arguments zählt, eine transzendentale Illusion ist. In der Polemik geht es auch bei den Aufklärern nie *nur* darum, zur sachlichen Diskussion anzuregen, sondern auch darum, für eigene Themen, Werke und publizistische Organe Aufmerksamkeit zu erzeugen und sich (medien-, literatur-)politisch gegenüber der Konkurrenz durchzusetzen.⁵⁸ In den internen Auseinandersetzungen der Aufklärung spielte dementsprechend auch schon die Kritik an der Monopolstellung bestimmter Zeitschriften und Akteure eine wichtige Rolle.⁵⁹ Polemik in der Aufklärung ist eine Gemengelage unterschiedlicher Motive, außer um Erkenntnis geht es immer auch um Fragen medialer Dominanz und (literatur-)politischer Deutungshoheit. Anders

58 Dies zeigt sich auch am berühmtesten Polemiker der Aufklärer, an Lessing. Die Frage, ob die Polemik bei Lessing wirklich im Dienste der Wahrheitssuche steht, wie es Lessing selbst haben will, wenn er dem Streit eine erkenntnisproduzierende Wirkung zuspricht, wird in der Forschung kontrovers diskutiert (vgl. den Überblick bei Monika Fick: *Lessing-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart, Weimar 2010, S. 196-198). Die Polemik ist auch bei Lessing nie nur ein Mittel zur Erkenntnisförderung in Bezug auf eine Streitsache, sondern sie dient auch noch ganz anderen Zwecken, wie der literatur- und medienpolitischen Durchsetzung, der Aufmerksamkeitserzeugung für eigene Projekte oder aber auch schlicht der persönlichen Abrechnung mit dem Gegner. Mit Luhmann verstanden, wäre die Aufmerksamkeitserzeugung für eigene Themen generell wohl als das wichtigste Moment moderner Polemik anzusehen. Vgl. Niklas Luhmann: *Öffentliche Meinung*, in: Politische Vierteljahrsschrift 11, 1970, 1, S. 2-28.

59 Vgl. hierzu auch den Aufsatz von Johannes Lehmann in diesem Band.

gesagt: Die »transzendentale Öffentlichkeit« ist nie rein zu haben, sondern eine Fiktion, die allerdings eine gewisse regulative Wirkung für diejenigen besitzt, die sich ihr verbunden fühlen – das zeigt sich auch in der Mainzer Republik, in der die Polemik der Gegenrevolutionäre wieder weitaus aggressiver ausfällt als diejenige der Mainzer Jakobiner.

Der »polemische Anspruch [...] gegen die Arkanpraxis der fürstlichen Autorität«,⁶⁰ den Habermas grundsätzlich in der Formation der aufgeklärten Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert erkennt,⁶¹ ist bei Bahrdt bereits mehr als deutlich wahrzunehmen, wenn er sich auch bemüht, sich irgendwie noch im Rahmen eines aufgeklärten Absolutismus zu bewegen, und Zimmermanns Vorwurf, die (Berliner) Aufklärung habe der Revolution vorgearbeitet, entschieden zurückweist.⁶² Die Mainzer Jakobiner haben den polemischen Anspruch einer aufgeklärten Öffentlichkeit gegenüber dem Ancien Régime dann offen proklamiert.

II. Polemische Öffentlichkeit in der Mainzer Republik

In ihren Bemühungen, eine möglichst große Öffentlichkeit zu adressieren, um sie für die Prinzipien der Französischen Revolution und eine demokratische Konstitution im ehemaligen Kurmainz zu gewinnen, strebten die Mainzer Jakobiner explizit eine populäre Schreibweise an. Man wollte nicht gelehrt wie die »Superklugen und Supergelehrten« schreiben, von denen sich die Redakteure der Zeitschrift »Der fränkische Republikaner« in der eingangs dieses Aufsatzes zitierten Notiz polemisch abgrenzten, sondern die gesamte Bevölkerung, gerade auch den ›gemeinen Mann‹, kommunikativ erreichen. Das fiel nicht allen Protagonisten der Mainzer Republik leicht, die im Wesentlichen eben dies waren – »Superkluge und Supergelehrte«: Professoren,

60 Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1990 [1962], S. 118.

61 Vgl. hierzu auch den Beitrag von Dirk Rose in diesem Band.

62 In seiner Schrift gegen Zimmermann betont Bahrdt, dass das von der Aufklärung eingeforderte Recht, »über Religion, Staat und Menschheit frey zu urtheilen« (Bahrdt: Mit dem Herrn [von] Zimmermann deutsch gesprochen [Anm. 5], S. 19), nicht auf den Sturz des Christentums und Lästerung des Regenten hinauslaufe. Diese Beteuerungen bleiben allerdings eher deklarativ. Besser gelingt es Bahrdt, Zimmermanns Behauptung, die Französische Revolution sei eine unmittelbare Frucht der Berliner Aufklärung, ad absurdum zu führen (vgl. ebd., S. 21).

Juristen, Ärzte und Beamte. Es »ist nicht so leicht, als viele Herren, die schön, elegant und erhaben zu schreiben wissen, glauben, auch *populär* zu schreiben«,⁶³ bemerkt der Medizinprofessor Georg Wedekind in der Vorrede zu seinen »Drei Anreden an seine Mitbürger«, die er Ende Oktober im Mainzer Jakobinerklub gehalten und danach als Flugschrift drucken lassen hat. Wedekinds Reden behalten dann auch etwas vom Charakter einer belehrenden Vorlesung;⁶⁴ er erläutert die Grundsätze einer monarchischen und einer demokratischen Verfassung und erörtert die Nachteile der ersteren und die Vorteile der letzteren. In seiner Bewertung der verschiedenen Regierungsprinzipien versucht sich Wedekind dann aber doch auch in einer personalisierenden, moralisierenden Argumentationsweise, die darauf zielt, die Affekte der Zuhörer anzusprechen. So zieht er für die Behauptung, dass alle Monarchien nichts taugten, weil ein einzelner Mensch aufgrund seiner beschränkten Fähigkeiten und seiner Privatleidenschaften nicht zur Regierungsführung geeignet sei, das Beispiel des geflohenen Kurfürsten heran:

Im Anfang seiner Regierung machte er den Betbruder, und hernach wurde aus ihm ein Wollüstling und ein Verschwender. Mehrere Jahre hindurch litt er an Hypochondrie, und das hatte zur Folge, daß alles in Verwirrung geriet. Leute, die Räuber waren, plünderten das Land und die Intrige hatte die Herrschaft.⁶⁵

Der Vorwurf der Hypochondrie ist besonders pikant, ist Wedekind doch zu früherer Zeit der Leibarzt des Kurfürsten gewesen.⁶⁶ Die moralische Disqualifizierung des Fürsten geht aber noch weiter: Schwelgerei, Eitelkeit, Ehr- und Ruhmsucht sagt Wedekind ihm nach. Der Kurfürst sei dabei kein Einzelfall, sondern fast alle Fürsten seien »schlecht erzogene« und »verdorbene Men-

63 Georg Wedekind: Drei Anreden an seine Mitbürger, gehalten am 27., 28. und 29. Oktober in der Gesellschaft der Volksfreunde zu Mainz, in: Mainz zwischen Rot und Schwarz. Die Mainzer Revolution 1792-1793 in Schriften, Reden und Briefen, hg. v. Claus Träger, Berlin 1963, S. 161-180, hier: S. 161 (Hervorhebung E. D.).

64 Wedekinds »Drei Anreden« sind auch für Herrgen ein Beispiel für die »Sprache des Katheders«, die in den ersten Verlautbarungen der Mainzer Professoren im Jakobinerklub noch vorgeherrscht habe (Herrgen: Wörter statt Waffen [Anm. 3], S. 176).

65 Ebd., S. 162.

66 Vgl. zur Diskursgeschichte der Hypochondrie im 18. Jahrhundert auch Julia Schreiner: Jenseits vom Glück. Suizid, Melancholie und Hypochondrie in deutschsprachigen Texten des 18. Jahrhunderts, München 2003.

schen⁶⁷, die Adligen »Räuber⁶⁸. So wie bei Wedekind steht auch bei den anderen Revolutionären der Kurfürst im Zentrum der polemischen Attacken; sein Name fällt immer wieder, er wird in einer Vielzahl von Textsorten ver-spottet: in Gedichten, Fabeln, Zeitungsartikeln etc. Insgesamt kommt die Po-lemik auf Seiten der Mainzer Jakobiner aber mit verhältnismäßig wenigen Namen aus.⁶⁹

Ein wesentliches Mittel, mit dem die Mainzer Jakobiner versuchen, der Mainzer Bevölkerung abstrakte politische Konzepte zu vermitteln, stellt die Behandlung politischer Fragen unter allgemein moralischen Gesichtspunkten dar, ohne dass hierfür unbedingt konkrete Figuren persönlich genannt werden müssten. Dies lässt sich beispielsweise in der Artikelserie »Von de-nen aus dem Privatinteresse entspringenden Ursachen verschiedener Men-schenklassen, für oder gegen die französische Konstitution sich zu erklären« nachvollziehen, die in drei Folgen im »Fränkischen Republikaner« erschienen ist.⁷⁰ Auch diese Artikelserie ging auf eine im Jakobinerklub gehaltene Re-de zurück, und zwar von Johann Heinrich Ohler. Wie der Titel schon sagt: Die Gründe, warum sich die Menschen für oder gegen die französische Kon-stitution erklären, werden im privaten Bereich, beim persönlichen Vor- oder Nachteil, gesucht. Wer gewinnt, wer verliert, wer schließlich schweigt still, weil er weder etwas zu verlieren noch etwas zu gewinnen hat? Auf diese Wei-se sollen die abstrakten Prinzipien der französischen Konstitution fasslich gemacht und zugleich eine appellative Wirkung erzielt werden. Zuerst wen-det sich der Redner den letztgenannten, den Indifferenten, zu, bei denen er eine moralische Verpflichtung sieht, sich für die französische Konstitution zu

67 Wedekind [Anm. 63], S. 165.

68 Ebd., S. 169.

69 Dies entspricht auch dem »Plan« (Der Mainzer Bürgerfreund, 26.10.1792, I. Stück, S. 2), den Mathias Metternich, seines Zeichens ebenfalls Professor (der Mathematik), aller-dings mit weitaus größerem Talent zur volksnahen Schreibweise als Wedekind, für sei-ne Zeitung »Der Bürgerfreund« ausgab. Diese sollte 1.) die »Mitbürger« (ebd.) mit den Rechten des Menschen bekannt machen, 2.) zeigen, wie ihnen diese genommen wur-den, 3.) »Geschichte[n] von den Greuelthaten der Könige, Fürsten und anderer Regen-ten, sie mögen noch leben oder nicht« (ebd.), enthalten und 4.) Vorgänge darstellen, die sich »hier in der Stadt oder im angrenzenden Lande ereignen, und die entweder unter Bürgertugend oder Bürgerlaster gehören« (ebd.). Dabei sollten nur die Namen derjenigen, die sich um die Bürgertugend verdient gemacht haben, genannt werden, die »Namen der Schlechthandelnden bleiben verschwiegen« (ebd.), es sei denn, das »allgemeine Wohl« (ebd.) erfordere es durchaus.

70 Vgl. Der fränkische Republikaner, 16.11.1792, Nr. 1; 23.11.1792, Nr. 2; 28.12.1792, Nr. 6.

erklären. Wer es dennoch nicht tue, habe »entweder einen sehr verdorbenen und menschenfeindlichen Charakter [...] oder [...] [ist] mit aristokratischem Gelde oder Versprechungen bestochen«⁷¹. Die Indifferanten werden auf diese Weise moralisch genauso diskreditiert wie die Vertreter des Ancien Régime. Dieser Appell an die Unentschlossenen, sich in einer polarisierten Grundkonstellation (hier: zwischen »Aristokraten« und »Demokraten«) zu entscheiden, ist nach Ernst Manheim typisch für Äußerungen in einer polemisch-pluralistischen Öffentlichkeit,⁷² wie sie faktisch auch in der Mainzer Republik vorliegt.

Rhetorisch gesehen, arbeitet die moralische Argumentation in dem zitierten Artikel wie auch in weiteren Publikationen der Mainzer Jakobiner mit bestimmten personenbezogenen Topoi,⁷³ sprich: Clichés. Die Topoi, die gegen den Adel mobilisiert werden, können dabei bereits auf eine lange Tradition in der Hofkritik zurückblicken.⁷⁴ Die Aristokraten werden als habgierig, rücksichtslos, hochmütig, wollüstig, verlogen, betrügerisch, verschwendend und faul dargestellt, so etwa in Andreas Josef Hofmanns satirischem »Aristokratenkatechismus«, in dem sich ein Aristokrat gegenüber seinem fragenstellenden Dialogpartner selbst genauso charakterisiert und sich damit als moralisch verdorben entlarvt.⁷⁵ Hofmanns »Aristokratenkatechismus« gehört

71 Der fränkische Republikaner, 23.11.1792, Nr. 2, S. 14.

72 Vgl. Manheim [Anm. 9], S. 56.

73 Vgl. Clemens Ottmers: Rhetorik, 2. Auflage, Stuttgart 2007, S. 119-121.

74 Vgl. zur literarischen Hofkritik das Standardwerk von Helmuth Kiesel: »Bei Hof, bei Höll«. Untersuchungen zur literarischen Hofkritik von Sebastian Brant bis Friedrich Schiller, Tübingen 1979.

75 Vgl. Andreas Josef Hofmann: Der Aristokratenkatechismus. Ein wunderschönes Büchlein, gar erbaulich zu lesen für Junge und Alte, Mainz 1792, in: Mainz zwischen Rot und Schwarz [Anm. 63], S. 283-295, hier besonders S. 288. Im Unterschied zu den oben behandelten dramatischen Satiren »Das Religions-Edikt« und »Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn« handelt es sich beim »Aristokratenkatechismus« um eine Satire ohne Bezug auf eine individuelle historische Person. Immer wieder finden sich in der literaturwissenschaftlichen Polemik-Forschung Bemühungen, Satire und Polemik voneinander abzugrenzen: Die Satire, so heißt es, gestalte Figuren wie Typen, hinter denen weniger konkret gemeinte Menschen wiedererkannt werden sollen als allgemeine gesellschaftliche Charakterlagen. Hingegen attackiere die Polemik direkt bestimmte Personen, denen sie schaden möchte (vgl. Sigurd Paul Scheichl: Art. Polemik, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. III, hg. v. Jan-Dirk Müller, Berlin, New York 2003, S. 117-120, hier besonders S. 118f.; vgl. außerdem Jürgen Stenzel: Vorschläge zu einer Theorie der Polemik, in: Form und Formengeschichte des Streitens, hg. v. Helmut Koopmann, Franz-Josef Worstbrock, Tübingen 1986, S. 3-11, hier beson-

zu den mehr adressatenbezogen verfahrenden Texten,⁷⁶ die auf Oralität hin angelegt waren und dem geringen Alphabetisierungsstand in der Bevölkerung durch Textsorten entgegenzukommen suchten, die sich zum Vorlesen eigneten.⁷⁷ Bei diesen dialogisch organisierten Texten lässt sich gut beobachten, wie die Publizistik der Mainzer Jakobiner bestrebt war, die Rezipienten zu Produzenten politischer Äußerungen zu machen,⁷⁸ um auf diese Weise die öffentliche Diskussion über politische Fragen möglichst weitflächig zu stimulieren.

Pressefreiheit und »Publizität« fungierten bei den Mainzer Jakobinern als polemisch gebrauchte Gegenbegriffe zur Arkanpolitik des Ancien Régime. So formuliert Georg Wedekind in einer seiner Reden im Jakobinerklub:

Uns allen ist der Trieb angeboren, unsere Gedanken an andere Leute mitzuteilen [...]. Aber die großen Herren fanden dabei ihre Rechnungen nicht. Die Leute sollten nicht klug werden, weil sie es sonst überdrüssig würden, in dem Narrenhause, daß heißt in der Monarchie, ruhig zu bleiben [...]. Darum befahl ja der vorige Kurfürst in einer gedruckten Verordnung, »daß niemand über Religion, über Sitten, über Staatsverfassung auch nur reden sollte« – denkt's, über diese drei so wichtigen, jedem Menschen angelegenen Gegenstände sollte niemand reden dürfen!!! So sehr war es Friedrich Karl Joseph dem Letzten daran gelegen, daß Ihr dumm bleibet und seine Streiche nicht einsähet! [...] In guten Demokratien wird die Freiheit, zu reden und drucken zu lassen, heilig gehalten, weil sie das Mittel ist, jedem schlechten Kerl die

ders S. 5). Die Unterscheidung zwischen Polemik und Satire ist aber alles andere als trennscharf; nicht nur die Polemik kann satirische Elemente integrieren, wie Stenzel zugestehrt (vgl. ebd., S. 5), sondern auch die Satire kann Fiktionalisierung und Typisierung mit Referentialisierung auf konkrete historische Personen verbinden, wie Bahrds »Religions-Edikt«, Kotzebus »Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn« und die weiter unten behandelten »Mainzer Illuminaten« zeigen. Polemik und Satire sind zwei Seiten einer Medaille: Die Polemik modelliert den konkreten Gegner in der Regel nach einem bestimmten Typus, und die Satire stellt Typen dar, die sich zur Referentialisierung anbieten.

⁷⁶ Herrgen unterscheidet zwischen rationalistischen, agitatorischen und adressatenbezogenen Texten der Mainzer Jakobiner; vgl. Herrgen: Wörter statt Waffen [Anm. 3], S. 176-178.

⁷⁷ Vgl. ebd., S. 176; vgl. zur »Ausweitung der intendierten Adressatenschaft« in der Mainzer Republik Herrgen: Die Sprache der Mainzer Republik [Anm. 8], S. 68.

⁷⁸ Vgl. Herrgen: Die Sprache der Mainzer Republik [Anm. 8], S. 73.

Larve abzuziehen; weil sie das Mittel ist, Mängel der Staatsverfassung aufzudecken, bessere Einrichtungen zu treffen und – mit einem Wort – weil es das Interesse der Demokratie erfordert, jeden Menschen so klug zu machen, als es möglich ist.⁷⁹

Wedekind versteht die Meinungs- und Pressefreiheit als entscheidendes Differenzkriterium zwischen Demokratie einerseits und Monarchie/Aristokratie andererseits. Emphatisch wertet er die Redefreiheit in Wort und Schrift als Wegbereiterin und tragende Säule der Demokratie. Gegenrevolutionäre Akteure nehmen solche Äußerungen beim Wort und berufen sich ihrerseits auf die Redefreiheit, um ihre Positionen vorzutragen. »Sie nutzen damit also die im Entstehen begriffene Institution einer politischen Öffentlichkeit, um gegen dieselbe zu polemisieren.«⁸⁰ Auf das sehr moderne Dilemma, vom eigenen Anspruch her eigentlich auch den Gegnern der Demokratie das Rede- und Veröffentlichungsrecht einräumen zu müssen, finden die Mainzer Jakobiner noch keine intellektuell befriedigende Antwort. In der Anfangszeit behilft man sich damit, die Kontrahenten zumindest eingeschränkt auf eine, wie man wohl hofft, möglichst unschädliche Weise zu Wort kommen zu lassen, indem man ihre Verlautbarungen etwa zusammen mit »Widerlegungen« druckt.⁸¹ Diese Widerlegungen gehören zu den Pressefehden in der Mainzer Republik, in denen man sich anfangs durchaus noch einen rational-argumentativ grundierten Schlagabtausch liefert. Ein Beispiel hierfür ist der Pressestreit, den die pseudonym erschienene Schrift »Etwas über die mainzische Konstitution in einem Sendschreiben des Doktor Gottlob Teutsch an den Verfasser des mainzischen Bürgerfreundes« auslöst.⁸²

»Doktor Gottlob Teutsch« alias der ehemalige kurmainzische Hofkanzler Franz Joseph Freiherr von Albini reklamiert mit seinem Pseudonym Gelehrsamkeit, Gottesfürchtigkeit und »biedern teutschen Sinn[]«⁸³ für sich –

79 Georg Wedekind: Über die Regierungsverfassungen, eine Volksrede in der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit, gehalten zu Mainz am 5. November im ersten Jahr der Republik von Georg Wedekind, Mainz 1792, in: Die Mainzer Republik I [Anm. 7], S. 118-136, hier: S. 132.

80 Herrgen: Die Sprache der Mainzer Republik [Anm. 8], S. 74.

81 Ebd., S. 86.

82 Vgl. zu dieser Schrift auch Dumont: »Singen will ich von Klubbisten, von den deutschen Anarchisten« [Anm. 11], S. 134f.

83 [Franz Josef von Albini]: Etwas über die mainzische Konstitution in einem Sendschreiben des Doktor Gottlob Teutsch an den Verfasser des mainzischen Bürgerfreundes, Leipzig 1792, S. 4.

zumindest die letzten beiden spricht er den Mainzer Jakobinern ab, wobei er sich namentlich gegen den Herausgeber der Zeitung »Der Bürgerfreund«, Mathias Metternich, wendet. Die Streitschrift bewegt sich über weite Strecken im Rahmen eines eher gelehrt Diskurses, indem sie sich zu zeigen bemüht, welche Hindernisse es für eine neue Konstitution gibt, welche Nachteile sie bringen würde und welche Vorteile die alte Konstitution hat. Die Polemik am Ende der Schrift mobilisiert aber schon einige typische, personenbezogene Topoi, die in der gegenrevolutionären Publizistik mehr und mehr die Oberhand über eine rationale Argumentation gewinnen werden: Die Mainzer Jakobiner seien undankbar gegenüber ihrem Herrn, dem Kurfürsten, in dessen Dienst sie bis vor kurzem noch gut gelebt hätten; sie seien nur zugezogene »Fremdlinge«⁸⁴ und infame »Verräther«⁸⁵, die die Stadt den Franzosen preisgegeben hätten: »Rache«⁸⁶ über die »Köpfe dieser Auswürflinge des Menschengeschlechtes«⁸⁷!

Die antirevolutionäre Publizistik sollte sich in ihrer Polemik noch erheblich steigern. Immer wieder wurde dabei auf die angebliche Religionsfeindschaft der Mainzer Jakobiner rekurriert, die von außerhalb nach Mainz gekommen seien und ›undeutsche‹ Ideen vertreten würden. Dem nationalen, antifranzösischen Chauvinismus der Befreiungskriege wurde solcherart schon vorgearbeitet, zumal auch die Rede vom »französischen Erbfeind« bereits begegnet.⁸⁸ Besonders wirkungsvoll in ihrer Polemik waren eine Reihe von dramatischen Satiren, die die Mainzer Jakobiner als Figuren mit ihren Klarnamen in Szene setzten.⁸⁹ Die satirischen Szenen zielen darauf ab, dass sich die Jakobiner in der dramatischen Fiktion als moralisch durch und durch verdorbene Charaktere selbst entlarven. Wenn Öffentlichkeit dazu dienen soll, »jedem schlechten Kerl die Larve abzuziehen«,⁹⁰ wie Wedekind meint, dann machen die Gegenrevolutionäre hiervon einen Gebrauch, der nicht nur konträr zu den Intentionen der Mainzer Jakobiner steht, sondern der überdies zeigt, dass eben nicht nur demokratische Kräfte Zuflucht zur

⁸⁴ Ebd., S. 14.

⁸⁵ Ebd.

⁸⁶ Ebd., S. 15.

⁸⁷ Ebd.

⁸⁸ Vgl. Dumont: »Singen will ich von Klubbisten, von den deutschen Anarchisten« [Anm. 11], S. 144f.

⁸⁹ Eine Auflistung der Titel findet sich bei Eke (vgl. Eke [Anm. 2], S. 101f.).

⁹⁰ Wedekind: Über die Regierungsverfassungen [Anm. 79], S. 132.

»öffentlichen Meinung« nehmen, um mit ihrer Hilfe politischen Druck zu erzeugen.

Einer von diesen dramatischen Texten sind »Die mainzer Illuminaten. Ein Schauspiel in hundert Aufzügen«, eine lockere Szenenfolge mit einer Vielzahl an Figuren und unterschiedlichen Schauplätzen. Das »Schauspiel« sollte, so ist anzunehmen, als Lese- und Vorlesedrama im publizistischen Kontext wirken. Dass das Drama unmittelbar an der publizistischen Auseinandersetzung partizipiert, ist bereits an seiner medialen Erscheinungsweise erkennbar: Die Aufzüge – insgesamt waren es dann doch bloß vier und nicht hundert – erschienen einzeln in broschierten Drucken zu einem Bogen, also im Flugschriftenformat. Darüber hinaus zitiert es andere antirevolutionäre Schriften und weist gedruckte prorevolutionäre Stellungnahmen zurück. Vor allem bildet das Stück aber ein Sammelbecken für die unterschiedlichen Gerüchte über Politik und Privatleben der Jakobiner, die mündlich und schriftlich im Umlauf waren und die in der dramatischen Fiktion gleichsam Beglaubigung finden sollen.

»Die mainzer Illuminaten« bedienen sich einer derben Sprache und zielen bewusst unter die Gürteilinie; gleich die erste Szene schließt an den Klatsch über das vermeintlich liederliche Sexualleben der Jakobiner an, das anhand ihrer Frauen exemplifiziert wird, die sich gegenseitig als »Pfaffenhire«⁹¹ bzw. »Ehebrecherin« (I/1, 4) bezeichnen. Auch in anderen gegenrevolutionären Schriften wurden zotige Anekdoten über das Liebesleben der Mainzer Jakobiner verbreitet,⁹² bevorzugt über die ehemaligen Priester unter ihnen, die es angeblich besonders toll trieben, oder aber über die gehörnten Ehemänner wie Georg Forster – dass es um dessen Eheleben nicht zum Besten bestellt war, war schon damals kein Geheimnis ...

Namentlich treten in dem Stück nur die Mainzer Jakobiner und ihre Frauen auf,⁹³ die polemisch als egoistisch, herrschsüchtig, habgierig, eitel, politisch unvermögend und feige entlarvt werden sollen. Die Vertreter der Ge-

91 Die mainzer Illuminaten. Ein tragi-komisches Schauspiel in hundert Aufzügen. Erster Aufzug, o.O. 1793, S. 4. Im Folgenden werden Zitate direkt im Fließtext nachgewiesen mit der Angabe des Aufzuges in römischer Zahl, gefolgt von der Angabe der Szene und der Seite in arabischer Zahl.

92 Vgl. Dumont: »Singen will ich von Klubbisten, von den deutschen Anarchisten« [Anm. 11], S. 138f.

93 Hierzu zählen: Madame Daniel, Präsidentin Dorsch, Arant, Blau, Scheuer, Arnsperger, Nimis, Pfarrer Rumpel, Madame Westhofin und Professor Westhofen, Armnenvater Rulffs, Staudenheimer, Forster, Patocki, Adam Lux, Heidelhof.

genrevolution bleiben hingegen persönlich unkenntlich und werden nur mit sprechenden Namen bedacht: Ehrlich und Freymuth. Das Stück verfolgt vornehmlich das Ziel, die Mainzer Jakobiner als angeblich verkappte Illuminaten zu demaskieren. Damit bedient es die Verschwörungstheorie über den 1776 gegründeten und 1785 verbotenen Geheimbund der Illuminaten, der nicht nur für die Mainzer Republik, sondern auch für die Französische Revolution verantwortlich gemacht wird: Das »ganze abscheuliche Revolutionssystem, wo durch so viele Millionen Menschen schon auf die Schlachtkbank sind geliefert worden, und ganz Europa in Gefahr steht, in eine Mördergrube verwandelt zu werden, [ist] ganz sein Werk« (III/5, 13), so meint Ehrlich, worin er sich mit der Figur des Freymuth grundsätzlich einig ist. Beide halten den Illuminatenorden keineswegs für erloschen, vielmehr habe er sich immer weiter ausgebreitet und immer mehr Anhang gewonnen, auch in den Kreisen der Mächtigen, weswegen er so lange sein Unwesen treiben und seine geheimen Pläne im Verborgenen verfolgen konnte. Mit der Veröffentlichung einer Mitgliederliste will Freymuth dem »Publikum« die Namen der Illuminaten bekannt machen, sie an den »Pranger« (III/5, 15) stellen und vor allem: Druck auf die Obrigkeit ausüben, nicht weiter tatenlos zuzusehen, sondern die Illuminaten bedingungslos zu verfolgen. Auf den Einwand Ehrlichs, ob man nicht besser abwarten solle, bis die Obrigkeit rechtliche Untersuchungen vorgenommen hätten, repliziert Freymuth: »Obrigkeit müssen in dringenden Umständen von wohldenkenden Patrioten oft genötigt werden, schleunige Hülfe zu verschaffen« (IV/3, 10).

Indem Freymuth mit Hilfe des Publikums Druck auf die Obrigkeit auszuüben sucht, gibt er der politischen Öffentlichkeit eine Bedeutung, die sie aus der Perspektive der Gegenrevolution eigentlich gar nicht haben dürfte, nämlich die Funktion der Kontrolle obrigkeitlicher Politik. Dies gehört zum kommunikativen Paradox der gegenrevolutionären Publizistik, das Joachim Herrgen ganz allgemein festgestellt und wie folgt beschrieben hat: Man bekämpfte die Prinzipien der Französischen Revolution, zu der zentral die Idee der Volkssouveränität gehörte, akzeptierte aber insgeheim den Volkswillen als politische Instanz, indem man an das Volk appellierte.⁹⁴

In diesem Sinne sind »Die mainzer Illuminaten« auch nur in zweiter Linie ein Appell an die deutschen Obrigkeit, gegen die vermeintlichen Aktivitäten der Illuminaten gegen Thron und Altar vorzugehen; in erster Linie stellt

94 Vgl. Herrgen: Wörter statt Waffen [Anm. 3], S. 174. Vgl. auch Herrgen: Die Sprache der Mainzer Republik [Anm. 8], S. 75, 260.

das Stück einen Appell an das »Publikum« dar, das gleich in der Vorrede direkt adressiert wird und im Verlauf der Aufzüge immer wieder als Bezugspunkt der Argumentation erscheint. In der Vorrede inszeniert sich der anonyme Verfasser in einem imaginären Dialog mit dem Publikum: »Ein Schauspiel von hundert Aufzügen? – Und warum denn nicht, liebes Publikum! wenn Du mir nun Stof [!] dazu giebst, wer will mirs wehren, dich nach meiner Laune zu amusiren?« (I, Vorrede, 2). Das Publikum als Stofflieferant: Angekündigt wird hiermit ein Stück, in dem sich das Publikum selbst wahrnehmen können soll, in Gestalt einzelner Figuren, vor allem aber in Form seiner mündlichen und schriftlichen Äußerungen. In einer Feedback-Schleife greift das Drama das Gerede des Publikums auf und versorgt es zugleich mit neuem Gesprächsstoff, der darauf dängt, weitererzählt und in neue verbale und aktionale Handlungen übersetzt zu werden, die Anlass für immer neue Aufzüge der »Mainzer Illuminaten« wären, so dass ein potentiell unendlicher Kommunikationskreislauf inauguriert würde.

Das Stück »Die mainzer Illuminaten« setzt auf die öffentliche Meinung als Kontroll- und Druckmechanismus – nicht nur gegenüber den Jakobinern, sondern auch den Fürsten des Reiches, was viel bemerkenswerter ist. Die Publizistik der Gegenrevolution wendet sich mit ihrer Forderung, gegen die als »Afterdeutsche« (I/4, 9) bezeichneten Jakobiner vorzugehen, bereits an eine nationale Öffentlichkeit: Die Fürsten des Reiches sollen durch eine Veröffentlichung einer Illuminatenliste unter Druck gesetzt werden. Dabei ist die öffentliche Meinung offenkundig kein Produkt einer rationalen Meinungsbildung, sondern geprägt von Mutmaßungen und Gerüchten. Es herrscht die Logik des Verdachts, der zufolge jeder, der bezweifelt, dass es den Illuminatenorden noch gibt und die Jakobiner Illuminaten sind, selbst in Verdacht gerät, insgeheim Illuminat zu sein, die Fürsten eingeschlossen.⁹⁵

Den Appell an das Volk, den man bei den gegenrevolutionären Kräften findet, wertet Franz Dumont als einen unfreiwilligen »Schritt in Richtung auf eine ›Demokratisierung der politischen Kultur«⁹⁶; auch Joachim Herrgen meint, dass allein schon »das Faktum des Appells an das Volk [...] die demokratischen Prinzipien unterschwellig beförderte«.⁹⁷ Dies scheint mir dann doch eine etwas zu fortschrittoptimistische Deutung zu sein. In der Mainzer

95 Vgl. Eke [Anm. 2], S. 109f.

96 Dumont: »Singen will ich von Klubbisten, von den deutschen Anarchisten« [Anm. 11], S. 152.

97 Herrgen: Die Sprache der Mainzer Republik [Anm. 8], S. 76.

Republik zeigt sich vielmehr bereits, so ließe sich den Interpretationen von Dumont und Herrgen entgegenhalten, dass der Appell an das Publikum diverse Formen anzunehmen vermag und keinesfalls nur demokratischen Kräften vorbehalten ist, sondern von sehr unterschiedlichen Seiten erfolgen kann. Es handelt sich um ein populistisches Mittel, das von ganz verschiedenen Akteuren ergriffen werden kann.⁹⁸

Die Tendenz zur Moralisierung der Politik, die sich in der Aufklärung allgemein und auch bei deren hier behandelten Vertretern von Bahrdt bis Wedeckind findet, hat sich in den Kämpfen mit ihren Gegnern als konfliktverschärfend erwiesen. Mit dem Mittel der moralischen Diskreditierung zielte man darauf, ein möglichst großes Publikum zu erreichen und eine öffentliche Meinungsbildung zu initiieren. Die Vorstellung, dass die »öffentliche Meinung« eine Instanz des rationalen Räsonnements sei, ist nicht mehr, aber eben auch nicht weniger als eine transzendentale Illusion. Die Polemik von Gegenaufklärung und Gegenrevolution ist nicht zuletzt deswegen noch aggressiver ausgefallen als die Polemik der Aufklärung, weil sie sich nicht an diese Illusion gebunden gefühlt hat. Wer die demokratischen Prinzipien grundsätzlich ablehnt, kann sich in der Polemik auch noch leichter über die Spielregeln eines vernunftbasierten Diskurses hinwegsetzen, der den Aufklärern, auch wenn sie sich in der publizistischen Praxis nicht unbedingt daran halten, doch noch immer als Ideal einer »transzentalen Öffentlichkeit« vorschwebt, die sie der Arkanpolitik des Ancien Régime polemisch gegenüberstellen.

Dass die »öffentliche Meinung« nicht nur als Instanz einer rationalen Urteilsbildung fungiert, sondern auch als Objekt der Manipulation, war bereits ihren frühen deutschsprachigen Theoretikern von Christoph Martin Wieland über Christian Garve bis hin zu Georg Forster bewusst. Forster war sich auch schon darüber im Klaren, dass es nicht nur demokratische Kräfte sind, die die »öffentliche Meinung« zu ihren Zwecken zu mobilisieren versuchen. In dem letzten Text, den er vor seinem Tod im französischen Exil geschrieben hat,

98 Der Anachronismus ist nur augenscheinlich. Denn wenn der Begriff »Populismus« auch noch nicht während der Französischen Revolution existierte, etablierten sich zu dieser Zeit doch Argumentationsmuster, die als stilbildend für den modernen Populismus angesehen werden können, wie die Forschung herausgearbeitet hat. Vgl. Anna Karla: *Die Magie der Majorität. Volksnähe und Volksverführer während der Französischen Revolution*, in: *Populismus. Varianten von Volksherrschaft in Geschichte und Gegenwart*, hg. v. Thorsten Beigel, Georg Eckert, Münster 2017, S. 119–130.

den 1794 veröffentlichten »Parisischen Umrissen«, einer Eloge auf die »öffentliche Meinung« als »Geist« der Französischen Revolution, bemerkt er, dass man in Deutschland eine »öffentliche Meinung« mit »politische[m] Schimpfen« »herauf[zu]zaubern«⁹⁹ versuche. Wo aber der Wille nicht frei sei, könne es keine öffentliche Meinung geben¹⁰⁰ – ein Satz, der sich wie ein Kommentar zu dem Scheitern der prorevolutionären publizistischen Bemühungen in Mainz liest. Forster meinte aber eigentlich, mit dieser Bemerkung die neuen Töne nationalistischer deutscher Propaganda erledigen zu können. Darin hat er sich getäuscht. Die Bedeutung einer polemischen Publizistik, »die in der kriegerischen Auseinandersetzung nationale Identität durch aggressive Verunglimpfung Frankreichs und der Franzosen stiften wollte«,¹⁰¹ wird zwanzig Jahre später während der Befreiungskriege noch größer werden; in der gegenrevolutionären Publizistik der Mainzer Republik hat sie gleichsam ein Vorspiel gefunden.

99 Georg Forster: Parisische Umrisse, in: Ders.: Sämtliche Schriften, Tagebücher und Briefe, hg. v. der Akademie der Wissenschaften der DDR, Bd. 10, Berlin 1990, S. 593-637, hier: S. 599.

100 Vgl. ebd., S. 602.

101 Holger Böning: Das »Volk« im Patriotismus der deutschen Aufklärung, in: Goethezeitportal, www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/boening_volk.pdf, S. 38 (zuletzt 08.02.2021).

Gattungspolemik in Heinrich Heines »Geständnissen«

Dorothea Walzer

Mit seinem autobiographischen Projekt, den so betitelten »Geständnissen«, die im Jahr 1854 erschienen, versuchte Heinrich Heine die eigene Position innerhalb der deutschen Literaturgeschichte zu bestimmen. Dazu nahm er polemisch auf zwei äußerst populäre und wegweisende Formate einer damals neuartigen Portraittiekunst Bezug, die auf der Befragung des Selbst und der Befragung der anderen beruhten. Die Situierung der »Geständnisse« innerhalb seines langjährigen Publikationsprojekts »Über Deutschland« weist auf solch eine doppelte Bezugnahme hin: Einerseits polemisierte Heine gegen Madame de Staëls im Jahre 1813 erschienenen Band »De l'Allemagne«, der auf Konversationen mit deutschen Literaten und Philosophen basierte und als einer der frühesten Entwürfe einer vergleichenden Literatursoziologie Modellcharakter gewinnen sollte.¹ Andererseits setzte er sich polemisch von den im Jahre 1782 posthum veröffentlichten autobiografischen »Confessions« Jean-Jacques Rousseaus ab, die durch Überformung der ›bekennenden‹ durch eine ›erzählende‹ Autobiographie zum Prototypen autobiographischen Erzählens in der Literatur des 19. Jahrhunderts werden sollten.²

Heine nahm mit seinen »Geständnissen« den populären Grundimpuls der Diskursbegründer de Staël und Rousseau auf, stellte jedoch die Geltungsbedingungen ihrer populären neuen Schreibweisen polemisch in Frage. Im Mit-

-
- 1 Vgl. zum Kulturtransfer bei de Staël und Heine Katrin Becker: »Die Welt entzwei gerissen«. Heinrich Heines Publizistik der 1830er Jahre und der deutsch-französische Kulturtransfer, Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 2008, S. 170-239.
 - 2 Zur Entfaltung des Gattungsbewusstseins in der Epoche des Pragmatismus und der Empfindsamkeit und der Bedeutung Rousseaus vgl. Günter Niggel: Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung, Stuttgart 1977, insbes. S. 41-62.

telpunkt seiner Angriffe stand das Authentizitätsgebot, dem sich de Staëls »Über Deutschland« wie auch Rousseaus »Bekenntnisse« mit ihrem Rückgriff auf die publizistische Zweckform des Interviews und die gelehrte Zweckform der Autobiographie verpflichteten. Heine stellte den falschen und verfälschenden Wahrheiten der beiden Autoren seine aus dem Reservoir von Klatsch und Gerücht bezogenen Anekdoten gegenüber. Auf diese Weise meldete er unter Hinweis auf das Hörensagen, das wahre oder falsche Nachrichten übermitteln kann, einen Zweifel am Evidenz- und Unmittelbarkeitsversprechen der publizistischen Fremd- und der autobiographischen Selbstbefragung an. Über weite Strecken liest sich Heines Polemik gegen de Staël und Rousseau als eine Gattungspolemik, die darum bemüht ist, die falsche Objektivitätsbehauptung und die damit zusammenhängende ideologische Funktion ihrer Schreibweisen offenzulegen. Wenn Heine im Genre der Autobiographie gegen das gattungskonstitutive Motiv der Aufrichtigkeit polemisiert, dann erweitert er das Genre zugleich: Im selben Moment, in dem er unterschiedliche Formate der Befragung wie die Autobiographie und das Interview miteinander engführt und die authentische (Selbst-)Befragung durch sensationelle Geschichtchen, durch Klatsch und Gerücht ersetzt, arbeitet er einer Literarisierung der Zweckformen zu.

I. Vergleichende Literatursoziologie

Bis heute wird de Staëls »*De l'Allemagne*« als »Gründungstext der Europäischen Vergleichenden Literatur- und Kulturforschung« gefeiert.³ Bereits Heine würdigte de Staëls Band als interkulturelles Vermittlungsprojekt und erklärte, de Staël habe »hier, in der Form eines Buches, gleichsam einen Saalon eröffnet, worin sie deutsche Schriftsteller empfing und ihnen Gelegenheit gab, sich der französischen zivilisierten Welt bekannt zu machen«.⁴ Um

³ Paul Geyer: Mme de Staëls *De l'Allemagne* als Gründungsmanifest einer Vergleichenden Europäischen Literatur- und Kulturwissenschaft, in: Deutschlandbilder aus Coppet: Zweihundert Jahre *De l'Allemagne* von Madame de Staël, hg. v. Anja Ernst, Paul Geyer, Hildesheim, Zürich, New York 2015, S. 97-128.

⁴ Heinrich Heine: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke [= Düsseldorfer Ausgabe], hg. v. Manfred Windfuhr, Hamburg 1973-1997, Bd. 8.1, S. 9-57, hier: S. 125; im Folgenden zitiert mit der Sigle DHA, Band- und Seitenangabe.

ihren »Salon auf Reisen«⁵ literarisch zu gestalten, griff de Staël auf das der französischen Besuchskultur entlehnte Format der *visite* zurück, das den Besuch bzw. die »Inspektion« eines Ortes oder einer Person durch den Reporter meinte; das Format wurde in der zeitgenössischen französischen Presse genutzt, um wichtige Personen des öffentlichen Lebens oder hervorragende Autoren durch Befragung zu portraitieren.⁶ De Staël versammelte die so gefertigten Porträts von deutschen Literaten und Philosophen wie Goethe, Schiller, Fichte, Schelling, Adam Müller, Friedrich von Gentz, der Gebrüder Schlegel, Benjamin Constant, Wilhelm von Humboldt, Sismondi, Charles De Villers und anderen in ihrem Band »Über Deutschland« und stellte ihnen ein enzyklopädisch sortiertes Register ihrer Beobachtungen über die deutsche Kultur und die deutschen Sitten voran. Schon lange bevor Goethe den Begriff der »Weltliteratur« einführte, entwarf de Staël eine Literatur im Dienste des Kulturtransfers.⁷ Ihr vergleichendes Portrait des deutschen Kultur- und Geisteslebens sollte wegweisend werden.

Als Heine 1833 in Anlehnung an den Band von de Staël seinen »État actuel de la littérature en Allemagne« für die Zeitschrift »L'Europe littéraire« verfasste,⁸ stilisierte auch er sein Schreiben in einem Brief an einen unbekannten Adressaten als populären Akt der Kulturvermittlung:

Ich werde in jenem Journale alles Mögliche thun, um den Franzosen das geistige Leben der Deutschen bekannt zu machen; dieses ist meine jetzi-

- 5 Sigrid Weigel: Heinrich Heines Geständnisse. Zur Archäologie einer Schreibposition zwischen *Confessiones* und *De l'Allemagne*, in: Konterbande und Camouflage. Szenen aus der Vor- und Nachgeschichte von Heinrich Heines marranischer Schreibweise, hg. v. Stephan Braese, Werner Irro, Berlin 2008, S. 25-43.
- 6 Zum Interview in der französischen Presse und seiner Bezeichnung als *visite* vgl. Martin Kött: Das Interview in der französischen Presse. Geschichte und Gegenwart einer journalistischen Textsorte, Tübingen 2004, insbes. S. 67-72.
- 7 Dieter Lamping zufolge eröffnete de Staël die »Epoche der Welt-Literatur [...] lange bevor Goethe den Ausdruck verwendete« (Dieter Lamping: Die Idee der Weltliteratur. Ein Konzept Goethes und seine Karriere, Stuttgart 2010, S. 27). Vgl. dazu auch Gerhard R. Kaiser: Mme de Staëls *De l'Allemagne* und Goethes Überlegungen zur »Weltliteratur«, in: Ernst, Geyer [Anm. 3], S. 285-312; Vladimir Biti: The Fissured Identity of Literature: The Birth of National Literary History out of International Cultural Transfers, in: Journal of Literary Theory 7, 2013, 1, 2, S. 1-30.
- 8 Zur Weiterentwicklung der »Geständnisse« aus Heines Deutschlandprojekt der 1830er Jahre vgl. Weigel [Anm. 5], S. 35.

ge Lebensaufgabe, und ich habe vielleicht überhaupt die pacifike Mission, die Völker einander näher zu bringen. (DHA 8.2, 1018)

In der darauffolgenden komplizierten Publikationsgeschichte seines Deutschland-Buchs, das in immer neuen Rahmungen und bei wechselnden Verlagen in deutscher und in französischer Sprache erschien, spiegelte sich dessen von vornehmerein angelegte »doppelte Optik« (DHA 8.2, 1020) wider. Das Deutschland-Buch sollte dem französischen Leser Heines Interpretation der jüngeren deutschen Literatur bekannt machen. Dem deutschen Publikum hingegen sollte es als Programmschrift für die junge Literatur in Deutschland dienen.

Heines Haltung zu de Staëls Projekt verändert sich über die Jahre. Nachdem er sich in den 1830er und 1840er Jahren mit seinem »Salon-Zyklus« vom Vermittlungsversprechen der de Staël'schen Konversationsliteratur inspirieren ließ, wird er ihr Projekt in den 1850er Jahren im Kontext seines autobiographischen Vorhabens deutlich skeptischer betrachten. Zwar zielten auch die »Geständnisse« auf die Popularisierung des Wissens über die Geistesgeschichte der Deutschen in Frankreich. Sie polemisierten jedoch gegen die Einseitigkeit, die Esoterik und den Universalismus von de Staëls Entwurf. Bereits die von Heine innerhalb des Textes selbst geschilderte Genealogie der »Geständnisse« führte den Leser anekdotisch an die Gattungspolemik heran. Heines Erinnerung nach hatte Victor Bohain, der Stifter und Direktor der Zeitschrift »L'Europe littéraire«, von ihm »einige Artikel über Deutschland in dem Genre der Frau von Staël« (DHA 15, 27) erbeten. Er habe diese sogleich zugesichert, dabei »ausdrücklich bemerkend, daß [er] sie in einem ganz entgegengesetzten Genre schreiben würde«, woraufhin Bohain mit seiner Antwort »außer dem *genre ennyuyeux* gestatte ich wie Voltaire jedes Genre«, lachend auf den Unterhaltungswert der Briefe gedrungen habe (ebd.). Bei Heines Deutschlandprojekt handelte es sich dieser Darstellung nach um eine Auftragsarbeit, die am Publikumserfolg des populären und unterhaltsamen Bandes von de Staël partizipieren sollte. Gleichzeitig deutete die Reaktion des Autors, der seinen Text als Gegenentwurf (»in einem ganz entgegengesetzten Genre«) zu de Staëls Genre präsentierte, die gattungspolemische Ausrichtung seiner Stellungnahme an. Man kann sagen, dass Heines Bezugnahme auf de Staël von einem sich im Laufe der Jahre verschärfenden Kampf um Deutungshoheit und Selbstbehauptung geprägt war. Seinen Band »Die Romantische Schule« hatte Heine noch als »Fortsetzung des Frau v. Staëlschen ›De l'Allemagne‹« (DHA 8.1, 125) begriffen; entsprechend hatte er ihn

gemeinsam mit der Abhandlung über »Die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland« und der Erzählsammlung »Die Elementargeister« unter dem Obertitel »Über Deutschland« publiziert. In den »Geständnissen« hingegen deutete Heine den Vorbildcharakter de Staëls nachträglich in einen Streit mit der Autorin um, machte sie also zum polemischen Abgrenzungspunkt. Rückblickend heißt es:

Ich ertheilte meinem Buche denselben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denselben Gegenstand behandelt, herausgegeben hat, und zwar that ich es aus polemischer Absicht. (DHA 15, 15)

Die Gründe für Heines Gesinnungswandel liegen auf der Hand. Während de Staëls Darstellung der deutschen Romantik durchschlagenden Erfolg hatte und das Deutschlandbild der Franzosen maßgeblich prägte,⁹ war Heine spätestens Mitte der 1840er Jahre klar, dass seine »Fortsetzung« keine nennenswerten Spuren in der öffentlichen Meinung hinterlassen hatte. Seine vorsichtigen Warnungen vor den »ultramontane[n] Tendenzen« (DHA 8.1, 126) und der antinapoleonischen Haltung von de Staël waren verhallt; genau jene reaktionären und restaurativen Kräfte hatten sich durchgesetzt, für die de Staël nach Heines Dafürhalten exemplarisch einstand (vgl. DHA 15, 226). Hinzu kam, dass Heine nichts von der holzschnittartigen Typisierung hielt, mit der de Staël eine falsch idealistische und mystisch verbrämte Darstellung der romantischen Literatur anfertigte, die sie strikt von der Tendenzdichtung unterschied. Entgegen seiner Selbstbeschreibung als »letzter Dichter« (DHA 15, 13) der Romantik, sah Heine sich von de Staël und ihren Bewunderern fälschlich der Tendenzdichtung zugeordnet – und dies, obwohl er sich mit dem »Atta Troll. Ein Sommernachtstraum« (1847) noch einmal deutlich von ihr abgegrenzt hatte. Mit den autobiographischen »Geständnissen«, die im Jahre 1855 als Vorwort der »Nouvelle édition« von »De l'Allemagne« erschienen, stellte Heine seiner »Romantischen Schule« einen literarischen Kommentar zur Seite, der deren falscher Rezeption abhelfen und ihrem Urheber den erwünschten Platz in der Literaturgeschichtsschreibung sichern sollte.¹⁰ Um

9 Zur Breitenwirkung des Deutschlandbilds von de Staël vgl. Becker [Anm. 1], S. 171.

10 Edith Feistner hat argumentiert, Heines Werk trage »insgesamt die Züge einer verschlüsselten Autobiographie«, seine Deutschland- und Frankreichbilder seien also immer auch ein Dokument des exilierten und um Selbstvergewisserung bemühten Subjekts: »Die Auseinandersetzung mit Deutschland – d.h. für Heine mit dem Spiritualismus und der romantischen Schule – und mit dem zum Gegenpol stilisierten Frankreich, das Sensualismus und Gegenwartsbewußtes soziales Engagement repräsentiert« (Feistner 2011, 11).

die »Lakunen« (DHA 15, 13) aufzufüllen, die das »mangelnde Portrait« (DHA 15, 15) im Deutschlandprojekt hinterlassen hatte, wies Heine den »Geständnissen« eine zentrale werkpolitische Funktion zu: es ging ihm um die Korrektur seines Bildes in der Öffentlichkeit. Heines Angriff auf das falsche Authentizitätsversprechen des Interviews nebst seiner ideologischen Funktion sollte das Deutschland-Portrait von de Staël diskreditieren und seiner eigenen Gendarstellung Gehör verschaffen.

Dass sich Heines »Geständnisse« zuerst einmal polemisch mit de Staëls Fragemethode auseinandersetzen, gab zu erkennen, dass er sich des Potentials bewusst war, das ihr Band durch die Eintragung des Interviews in die literarische Form bereithielt. Anstelle historischer Darstellungen, die noch ihren vorhergehenden Band »*De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales*« (1799) weitgehend bestimmt hatten, entwarf sie in »*De l'Allemagne*« ein »ethnologisches Verfahren *avant la lettre*«: ihre »Berichte, Beschreibungen und Erörterungen, in denen der jeweilige Gegenstand in subjektiver Perspektive als Teil eines kulturellen Textes«¹¹ dargestellt wurde, basierten auf der teilnehmenden Beobachtung des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens, auf Befragungen bedeutender Autoren aus Literatur und Philosophie und auszugsweisen Übersetzungen ihrer Texte:

Überblicksdarstellungen verknüpft sie mit eigenen exemplarischen Lektüren, allgemeine Abhandlungen ergänzt sie mit Einzelportraits zu einem aktuellen Erscheinungsbild der deutschen Literatur.¹²

Die Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland wurde, so gab de Staëls Darstellung vor, weniger deduktiv erhoben als vielmehr induktiv aus einer empirischen Datensammlung herauspräpariert. Damit war der Gegenstand nicht der »urteilenden Wertung«, sondern der »verstehenden Rezeption« durch Autorin und Leser ausgesetzt und konnte eine besondere Authentizität beanspruchen.¹³ Genau an diesem Punkt setzte Heines de Staël-Kritik ein.

tiert, ist eine Auseinandersetzung mit sich selbst.« (Edith Feistner: In exilpsychologischer Sicht. Zu Heines *De l'Allemagne*, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 225, 1988, 140, S. 327-334, hier: S. 329).

¹¹ Brigitte Heymann: Das Wissen der Kultur – *De l'Allemagne* von Mme de Staël, in: Ernst, Geyer [Anm. 3], S. 128-150, hier: S. 132.

¹² Ebd., S. 137.

¹³ Ebd., S. 132.

Seine Polemik richtete sich zuerst einmal gegen die scheinbare Unvoreingenommenheit ihres Deutschland-Portraits. Dieses, so der Vorwurf, berief sich zwar auf die authentischen Stimmen deutscher Literaten und Philosophen, missbrauchte sie aber *de facto* nur als »pompeuse Illustrazion« (DHA 15, 20) des eigenen »ideologischen Feldzug[s]«¹⁴:

Solchermaßen illustriert durch lebendige Figuren mußte das Werk sehr an Authentizität gewinnen, und man konnte sich hier durch den Augenschein überzeugen, daß der Autor uns Deutsche und unsere vaterländischen Tugenden sehr treu geschildert hatte. (DHA 15, 20)

Seines nationalistischen und idealistischen Subtextes wegen, interpretierte Heine »De l'Allemagne« als Ausdruck der anti-napoleonischen Diplomatie de Staëls: »wie alt sind Sie? was haben Sie geschrieben? sind Sie Kantianer oder Fichteaner?« (DHA 15, 17), so die Interview-Fragen, »die der getreue Mameluk August Wilhelm Schlegel, ihr Rustan, hastig in sein Notizenbuch einzeichnete« (DHA 15, 17) und die nichts erfragen wollten, sondern stattdessen, auf das Quantitative und das Phrasenhafte verengt, ein idealistisches Programm bestätigten: »Sie sah bey uns überall nur was sie sehen wollte, und hörte nur was sie hören und wiedererzählen wollte – und dabey hörte sie doch nur wenig, und nie das Wahre« (DHA 15, 18), erklärt Heine, für den mit de Staëls mystizistischer und spiritistischer Romantikdarstellung nicht zuletzt auch die eigene materialistische Romantikinterpretation auf dem Spiel stand:

Sie betrachtete unsre Philosophen wie verschiedene Eissorten, und verschluckte Kant als Sorbet von Vanille, Fichte als Pistache, Schelling als Arlequin! – O wie hübsch kühl ist es in Euren Wäldern – rief sie beständig – welcher erquickende Veilchengeruch! wie zwitschern die Zeisige so friedlich in ihrem deutschen Nestchen! Ihr seyd ein gutes tugendhaftes Volk [...]. (DHA 15, 17)

Mit seinem Angriff auf die ideologisch festgelegte Grundhaltung der Fragestellerin de Staël richtete Heine sich gegen die Objektivitätsbehauptung eines Projekts, das seine Geltung allein aus dem Rückgriff auf ein angeblich authentisches empirisches Material ableitete und die eigenen ideologischen Vorannahmen auf diese Weise unsichtbar machte. Wie Heines Vergleich der Philosophen mit Eissorten zeigte, interpretierte er de Staëls Befragung als eine Einverleibung und Konsumption des Gegenübers. Um der Popularität ih-

14 Weigel [Anm. 5], S. 35.

res Bandes willen, bestätigte de Staël, so der von vielen Zeitgenossen geteilte Vorwurf, mit ihrem Band die im französischen Publikum vorherrschenden Vorurteile über Deutschland und die Deutschen.

Bar jedes objektiven Scheins, stützte sich Heines eigene Argumentation gegen de Staël auf eine Reihe von Klischees und Vorurteilen, auf Klatsch und Gerücht. Indem er de Staëls Interview-Enquête als »Reise durch alle Dachstuben der deutschen Literatur« (DHA 15, 17) bezeichnete, bezog er sich auf einen Diskurs, der das Interview von Beginn an begleitete und es bis ins 19. Jahrhundert hinein geradezu mit dem »Eindringen in die Privatsphäre prominenter Bürger« gleichsetzte.¹⁵ Um seine Kritik polemisch zuzuspitzen, griff er auf eine Klatschgeschichte zurück, in der die »Zudringlichkeit, womit die hitzige Person den Kaiser [bis ins Bad] verfolgte« (DHA 15, 16), auf beispielhafte Weise zur Darstellung kam. Sie handelte von einer missglückten *visite* de Staëls im Hause Napoleons:

Es heißt nemlich, zur Zeit wo Napoleon noch erster Consul war, sey einst Frau von Staël nach der Behausung desselben gekommen, um ihm einen Besuch abzustatten; doch trotzdem daß der dienstthuende Huissier ihr versicherte, nach strenger Weisung niemanden vorlassen zu dürfen, habe sie dennoch unerschütterlich darauf bestanden, seinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieser letztere ihr hierauf sein Bedauern vermelden ließ, daß er die verehrte Dame nicht empfangen könne, sintemal er sich eben im Bade befände, soll dieselbe ihm die famose Antwort zurückgeschickt haben, daß solches kein Hinderniß wäre, denn das Genie habe kein Geschlecht. (DHA 15, 16)

Offensichtlich nutzte Heine den Klatsch als ein Medium, mit dem sich die Vorurteile gegen das publizistische Interview mobilisieren ließen:¹⁶ Die Vorwürfe der Indiskretion und Sensationsgier sowie der politischen Instrumentalisierung und der tendenziösen Verfälschung der Tatsachen verknüpfte er dabei mit dem Motiv der Weiblichkeit.

Als die gute Frau merkte, daß sie mit all ihrer Andringlichkeit nichts ausrichtete, that sie was die Frauen in solchen Fällen zu thun pflegen, sie erklärte sich gegen den Kaiser, raisonnirte gegen seine brutale und ungalante

¹⁵ Jens Ruchatz: Die Individualität der Celebrity. Eine Mediengeschichte des Interviews, Konstanz, München 2014, S. 38.

¹⁶ De Staël war bereits von Goethe als »zudringliche Nachbarin« beschrieben worden. Goethe zit. n. Lamping [Anm. 7], S. 27f.

Herrschaft, und raisonnirte so lange bis ihr die Polizey den Laufpaß gab. Sie flüchtete nun zu uns nach Deutschland, wo sie Materialien sammelte zu dem berühmten Buche, das den deutschen Spiritualismus als das Ideal aller Herrlichkeit feyern sollte, im Gegensatze zu dem Materialismus des imperialen Frankreichs. (DHA 15, 16)

Mit einer so unterhaltsamen wie anschaulichen Anekdote über den Recherche- und Produktionsprozeß de Staëls hoffte der erfahrene Polemiker Heine, die sozialhistorische Literaturgeschichtsschreibung seiner Kontrahentin nachhaltig zu degradieren. Den persönlichen Angriff auf die Sensationsgier und die Übergriffigkeit der Fragestellerin münzte er in eine Kritik ihrer Methode um. Und dies, obwohl er sich mit seiner Anekdotenkrämerei geradezu genüsslich derselben Sensationsgier schuldig machte. Die anekdotisch zugespitzten Motive der Sensationslust, des enttäuschten Begehrns und der daraus resultierenden anti-napoleonischen Rachsucht sowie ihre Verknüpfung mit dem »weibischen« Charakter der de Staël wurden im weiteren Textverlauf der »Geständnisse« quasi novellistisch ausbuchstabiert und immer enger verwoben, um schlussendlich in den Vorwurf der Inauthentizität überführt zu werden – auch dies eine für das Weibliche reservierte Typenbeschreibung. Die Motivverknüpfungen bewiesen, was zu beweisen war: daß der »Haß gegen den Kaiser [...] die Seele dieses Buches« (DHA 15, 18) ist und die Autorin, die »bey jeder Zeile nach den Tuilerien schielt« (DHA 15, 18), sich des heimlichen und feigen Kriegs gegen Napoleon schuldig gemacht hatte: »O die Weiber!«, rief Heine aus: »Charakteristisch ist bey ihnen ein gewisser Cancan, der Klüngel, den sie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler ist, als die rohesten Verläumdungswuth der Männer« (DHA 15, 18). So war der Fall zugunsten des Polemikers und Klatsch-Autors Heine entschieden: Weit schädlicher als die offensive Verläumdungswuth der Männer sei die heimliche Entstellung des Materials durch die Weiber, so das Argument. Ihrer »laue[n] Unparteilichkeit, die immer eine Lüge ist« (DHA 15, 15), mit andern Worten ihrer falschen Objektivität, setzte Heine die Parteilichkeit seiner erlogen Geschichten entgegen:

Die Weiber, wie alle passiven Naturen, können selten erfinden, wissen jedoch das Vorgefundene dergestalt zu entstellen, daß sie uns dadurch noch weit sicherer schaden, als durch entschiedene Lügen. (DHA 15, 18)

Heine behandelte, wie aus solchen Äußerungen ersichtlich, das Interview als genuin weibliche Form; er nahm das weibliche *genus* der französischen Be-

grifflichkeit – im Unterschied zum englischen Neutrum ist es im Französischen *die Interview* – als Projektions- und Angriffsfläche seiner Gattungspolemik auf.¹⁷ Die Indiskretion und Übergriffigkeit, deren sich der Klatsch-Autor Heine selbst schuldig machte, rechtfertigte er hingegen als, gleichsam männlich konnotierten, mutigen Akt der Stellungnahme.

Trotz solcher Anmaßung stellt sich die Frage, ob nicht auch Heine ganz still und leise eine Wahrheitsfiktion in seinen Text einführte, mit der er sich der Verantwortung für sein Sprechen zumindest *pro forma* entzog. Es ist nämlich bemerkenswert, dass er seiner Klatschgeschichte den Index des historischen Geschichtchens beziehungsweise der Anekdote gab. Das heißt, aus der »kleinen, delikaten, nicht ganz verbürgten Erzählung aus dem Privatleben berühmter Leute« ließ sich – als »erzählerische Kompensation zur wissenschaftlichen Geschichtsschreibung« – ein »Charaktergemälde« gewinnen; die demonstrative Evidenz ergab sich aus der Veröffentlichung einer bisher verheimlichten, skandalösen Geschichte.¹⁸ Auch die novellistische Einbettung der Anekdote in den Haupttext untermauerte diesen historischen Gehalt, wenn man den um 1800 noch erhaltenen Bedeutungskern der Novelle als ›Neugigkeit‹ und ›Erzählung von einem unerhörten Ereignis‹ bedenkt.¹⁹ Deutlich erinnerte die oben beschriebene Verknüpfung und Verdichtung anekdotisch gewonnener Motive innerhalb der narrativen Totalität an eine für die frühe Novelle distinktive »Tendenz zur Zyklusbildung und die Zuspitzung auf ein markantes Mittelpunktereignis, das menschliches Verhalten als Kasus aufwirft«.²⁰ Indem Heine den von der Anekdote reklamierten »Anspruch auf Faktizität«²¹ in die »scheinbare Objektivierung der erzählenden poetischen Subjektivität« überführte, mit der Friedrich Schlegel die elementare Bedeutung der Novelle für den romantischen Roman begründete, nahm er eine

¹⁷ Zum weiblichen genus des Interviewbegriffs vgl. Burkhard Meyer-Sieckendiek: Vom »Interviewer« zu Elfriede Ritter. Das literarische Interview in der deutsch-jüdischen Moderne, in: Echt inszeniert. Interviews in Literatur und Literaturbetrieb, hg. v. Torsten Hoffmann, Gerhard Kaiser, Paderborn 2014, S. 345–361, hier: S. 346f.

¹⁸ Heinz Schlaffer: Art. Anekdote, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 1, hg. v. Klaus Weimar, bearb. v. Georg Braungart u.a., Berlin, New York 1997, S. 87–89, hier: S. 88.

¹⁹ Horst Thomé, Winfried Wehle: Art. Novelle, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 2, hg. v. Klaus Weimar, bearb. v. Georg Braungart u.a., Berlin, New York 2000, S. 725–731, hier: S. 726.

²⁰ Ebd.

²¹ Schlaffer [Anm. 18], S. 87.

Literarisierung der Anekdote vor.²² Und so lobte der Autor die Treffsicherheit seiner Klatschgeschichte mit den Worten: »Ich verbürge nicht die Wahrheit dieser Geschichte; aber sollte sie auch unwahr seyn, so bleibt sie doch gut erfunden« (DHA 15, 16).

II. Bekennende Autobiographie

Jean-Jacques Rousseau hat den exemplarischen Wert seiner »Bekenntnisse« von Beginn an unterstrichen. Sein persönliches Ziel war es, dem Bild entgegenzutreten, das seine Feinde öffentlich von ihm gezeichnet hatten, und mit beispielloser Aufrichtigkeit »einen Menschen in aller Wahrheit der Natur [zu] zeigen«, »[s]ein inneres Leben« zu enthüllen, wie es wirklich war.²³ Als solches waren die »Bekenntnisse« Patrick Riley zufolge dem größeren Ziel unterstellt, dem Publikum »an example for comparison« zu sein.²⁴ Denn indem sie dem Publikum die Selbsterkenntnis als Akt der literarischen Erzeugung vorführten, verliehen sie dem zutiefst persönlichen Bekenntnisakt eine allgemeine historisch-philosophische Tragweite. Das Besondere seiner intellektuellen Autobiographie bestand Rousseau zufolge darin, daß sie ein »Geschichtsbuch« war.²⁵ Heines autobiographische »Geständnisse« orientierten sich an Rousseaus autobiographischem Formversuch, grenzten sich aber gleichzeitig polemisch davon ab. Denn seine Haltung zu Rousseau war, ähnlich wie seine Haltung zu de Staël, durchaus zwiespältig, von Bewunderung und Hohn bestimmt. Rousseau hatte der bekennenden Autobiographie im späten 18. Jahrhundert zu großer Popularität verholfen, als er seine »Bekenntnisse« mit einer »bis dahin nicht gekannten Verbindung von rückhaltloser Selbstenthüllung, Anspruch auf Selbstbeurteilung und Erzählung des gesamten Lebens«²⁶ als säkularisiertes Pendant zu den »Bekenntnissen« des heiligen Augustinus entwarf. Anders als viele Zeitgenossen, setzten Heines Zweifel

22 Thomé, Wehle [Anm. 19], S. 727.

23 Jean-Jacques Rousseau: Bekenntnisse, übers. v. Ernst Hardt, Frankfurt a.M. 1985, S. 37.

24 Patrick Riley: *The Cambridge Companion to Rousseau*, Cambridge 2006, S. 317.

25 Jürgen Lehmann: *Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zur Theorie und Geschichte der Autobiographie*, Tübingen 1988, S. 121.

26 Jürgen Lehmann: Art. Autobiographie, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 1, hg. v. Klaus Weimar, bearb. v. Georg Braungart u.a., Berlin, New York 2007, S. 169-172, hier: S. 170. Charles Taylor beschreibt den Säkularisierungsprozess folgendermaßen: »The source of unity and wholeness which Augustine found only in God is

nicht bei der moralischen Integrität Rousseaus an,²⁷ sondern an dessen Verfahren und dem darin ausgesprochenen Authentizitätsversprechen. Mit der Bemerkung, dass die »Abfassung einer Selbstcharakteristik [...] nicht bloß eine sehr verfängliche, sondern sogar eine unmögliche Arbeit« (DHA 15, 13) sei, holte er zu einer Polemik gegen Rousseaus »Bekenntnisse« und die von ihnen geprägte Tradition der »bekennenden Autobiographie« aus. Unverkennbar waren auch die Anleihen. Ebenso wie Rousseau setzte Heine die bekennen-de Autobiographie gezielt als Blaupause für seinen Kampf um Sichtbarkeit und Deutungshoheit ein, hatte sich diese Form doch gattungsgeschichtlich als Werkzeug von Selbstdarstellung, Positionierung und Gegenrede bewährt. Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert war das autobiographische Be-kennnis unter dem Einfluss des Pietismus zu neuer Blüte gelangt. Gestützt auf die Praktiken der christlichen Selbstbefragung und -analyse wandelte es sich vom Werkzeug einer »sich öffentlich präsentierenden Innerlichkeit« zunehmend auch zum »Dokument und Organon polemischer öffentlicher Aus-einandersetzung«, mithilfe dessen eigene wissenschaftliche Leistungen be-kräftigt oder verteidigt wurden.²⁸ Der »bekennenden« Autobiographie kam also im Rahmen der gelehrten Streitkultur die Funktion zu, sich durch die Schmähung anderer in einen religiösen oder wissenschaftlichen Diskurs einzuschreiben, sich Gehör zu verschaffen und den falschen oder verleumden-den Darstellungen (etwa lexikalischer oder biographischer Art) entgegenzu-wirken.²⁹ So auch bei Heine, dem es um die Korrektur des falschen Bildes

now to be discovered within the self« (Charles Taylor: Sources of the Self. The Making of the Modern Identity, Cambridge/Massachusetts 1989, S. 362).

27 Rousseau muss gewusst haben, dass dieser Anspruch, in Kombination mit der von ihm betriebenen schonungslosen Selbstantablöfung, als amoralische Anmaßung verstanden und feindliche bis kontroverse Reaktionen auslösen würde; und er arbeite-te die antizipierte Fremdwahrnehmung geschickt in den Diskurs über sich selbst ein. Am Ende des zweiten Buches der »Bekenntnisse« berichtet Rousseau von einer Le-sung aus seinem noch nicht erschienenen Buch, bei der das Publikum mit eisigem Schweigen auf seine Enthüllungen reagiert hatte. Vgl. Rousseau: Bekenntnis [Anm. 23], S. 899; vgl. hierzu auch Constanze Baron: Jean-Jacques Rousseau und die Paradoxi-en der Wahrheit über sich selbst, in: Erschriebenes Leben, hg. v. Renate Stauf, Christian Wiebe, Germanisch-romanische Monatsschrift, Beiheft 97, 2020, S. 103-121, hier: S. 110.

28 Lehmann: Art. Autobiographie [Anm. 26], S. 170.

29 Gelehrte Theologen, Juristen, Philologen und Philosophen wie Reimann, Schame-lius, Cyprian u.a., aber auch Angehörige anderer Berufsgruppen wie etwa Soldaten setzen sich seit Beginn des 18. Jahrhunderts mit den Mitteln der Polemik mit einem von ihnen in der Öffentlichkeit existierenden Bild auseinander, das sie ergänzen oder

seiner Person in der öffentlichen Wahrnehmung ging. Dies betraf, wie oben beschrieben, einerseits das von de Staël so öffentlichkeitswirksam in die Welt gesetzte Bild der deutschen Literatur und den zu vernachlässigenden Platz, den sie Heine darin reserviert hatte. Und es betraf andererseits die Gerüchte, mit denen sich der Autor Heine zeitlebens konfrontiert sah, nachdem er, jüdischer Abstammung, zum Christentum konvertiert war. Als »protestirender Protestant« (DHA 15, 50) verwahrte er sich gegen die von protestantischer und katholischer Seite vorgebrachten rufschädigenden Falschmeldungen:

Die thörigtsten und widersprechendsten Gerüchte sind in dieser Beziehung über mich in Umlauf gekommen. Sehr fromme aber nicht sehr gescheute Männer des protestantischen Deutschlands haben mich dringend befragt, ob ich dem lutherisch evangelischen Bekenntnis, zu welchem ich mich bisher nur in lauer, officieller Weise bekannte, jetzt wo ich krank und gläubig geworden, mit größerer Sympathie als zuvor zugethan sey? (DHA 15, 42)

Nachdem Heine diese Beschwerde geäußert hatte, führte er das christliche Bekenntnis mit dem nach Sensationen lechzenden Genre des Presse-Interviews eng, das er bereits in seiner Polemik gegen de Staël angegriffen hatte: Er beklagte die »sehr indiskret gestellten Fragen« danach, inwieweit »das officielle Bekenntniß zur Wahrheit geworden« sei, und gab an, solcher Indiskretion »durch keine direkte Beantwortung begegnen« zu wollen. (DHA 15, 43, 47) Tatsächlich antwortete Heine in den »Geständnissen« eher indirekt: Er verteidigte sich gegen zirkulierende Gerüchte und falsche Beurteilungen, indem er Gerüchte über andere in die Welt setzte; die polemische Attacke auf ausgesuchte ›Beispielnarren‹ und ihre literarischen Projekte diente, wie sich in den früheren Polemiken gegen August Graf von Platen und Ludwig Börne bestätigt,³⁰ der autobiographischen Selbstdarstellung.

Über die Funktion der Selbstdarstellung hinaus, übernahm Heine den populären Impuls von Rousseaus bekennender Autobiographie. Ganz nach dem Vorbild stellte er sein Bekenntnis in den Rahmen eines größeren Erzähl-

berichtigen«; ihnen geht es darum, sich »innerhalb einer sich neu formierenden sozialen Ordnung ihren Platz« zu erkämpfen oder ihren Platz »innerhalb eines spezifischen Sektors der Gesellschaft« zu behaupten (Lehmann: Bekennen – Erzählen – Berichten [Anm. 25], S. 110, 111).

³⁰ Diese These erhärtet sich mit Blick auf Heines Polemiken gegen die von ihm sogenannten »Narren« Platen und Börne. Vgl. Heinrich Heine: (Italien.). III. Die Stadt Lukka, in: DHA 7.1, insbes. S. 157–207; Heinrich Heine: Ludwig Börne. Eine Denkschrift, in: DHA 11, S. 9–133.

und Ideenzusammenhangs und arbeitete damit der von Rousseau begonnenen Literarisierung der autobiographischen Zweckform zu.³¹ In den »Geständnissen« trat die von Rousseau geforderte »Berücksichtigung des gesamten Lebens«³² programmatisch im Begriff der »philosophischen und religiösen Variazionen« zutage, die, so heißt es dort, »seit seiner Abfassung [des Buches ›De l'Allemagne‹] im Geiste des Autors vorgefallen« (DHA 15, 15) waren. Heine inszenierte die »Geständnisse« als Variationen seiner Geistesverfassung während und nach der Produktion des von den 1830er Jahren bis in die 1850er Jahre reichenden Deutschlandprojekts. Sie hatten, wie er in einem Brief an Campe vom 03. August 1854 schrieb, »die Einheit aller [s]einer Werke und [s]eines Lebens«³³ zu beweisen, Autor und Werk aufeinander zu beziehen und damit zu einem Werkganzen abzurunden.

Gleichzeitig war Heine daran gelegen, seine persönliche Geschichte mit der Zeit- und Religionsgeschichte zu verbinden, um ihr eine über das Besondere hinausgehende Bedeutung zu verleihen. Mit dem das »Bußkampfschema«³⁴ variierenden Geständnis über den Atheismus seiner hegelianisch inspirierten Jugendjahre, das Bekehrungsergebnis, die »Wiedergeburt des religiösen Gefühls« (DHA 15, 42) und den darauffolgenden Prozess der Läuterung,

³¹ Zur »Literarisierung der Zweckform« in Goethes »Dichtung und Wahrheit« vgl. Klaus-Detlef Müller: Die Autobiographie der Goethezeit. Historischer Sinn und gattungsgeschichtliche Perspektiven (1976), in: Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, hg. v. Günter Niggl, Darmstadt 1998, insbes. S. 415–459.

³² Ebd., S. 120.

³³ Brief von Heine an Campe vom 03. August 1854, in: Heinrich Heine: Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse (=Säkularausgabe), hg. v. den Nationalen Forschungs- und Denkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris, Berlin u.a. 1970, Bd. 23, S. 358.

³⁴ Die pietistischen Seelenprotokolle folgten einem speziellen Bußkampfschema, das streng aufeinanderfolgende Stationen kannte: »Sündenerkenntnis, Sündenangst, Glaubenzweifel, Erlösungswunsch, ringendes Gebet, dann plötzliche Erleuchtung und Glaubensgewißheit, in Gestalt eines kurzen, aber heftigen Bußkampfes und überraschenden Durchbruchs« (Günter Niggl: Zur Säkularisation der pietistischen Autobiographie im 18. Jahrhundert (1974), in: Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, hg. v. dems., Darmstadt 1989, S. 367–392, hier: S. 368). In der Variation des Bußkampfschemas durch die pietistische Autobiographie, in der »die religiöse Erfahrung die Tendenz zeigte, immer mehr zu einer individuellen Erfahrung zu werden und dadurch das Bewußtsein von Subjektivität hervorzubringen«, setzte bereits ein »unmerklicher Säkularisierungsprozeß« ein (Müller [Anm. 31], S. 460).

wollte er sein Interesse für das Christentum als sozialhistorisch informierte Würdigung der »Verdienste des Protestantismus« (DHA 15, 43) verstanden wissen.³⁵ Somit nahm Heine die von Rousseau in seinem »Lettre à Christophe de Beaumont« erstmals erläuterte »gewöhnliche Methode« der »Bekenntnisse« auf, die darin bestand, dem Publikum mit dem populären Entwurf seiner intellektuellen Autobiographie gleichsam die »Geschichte [s]einer Begriffe« vorzulegen: »Ich glaube das, was ich zu sagen gewagt habe, nicht besser rechtfertigen zu können, als wenn ich sage, was ich dabei gedacht habe«, so Rousseau.³⁶ Mit den Worten Rileys gesprochen: »Confessions reads like an ›ingenious novel and its author gives truth the color of fiction. At the same time it embodies a deeply philosophic teaching about human nature.«³⁷

Für Heines Anliegen war es durchaus förderlich, sich an einem Format zu orientieren, das aufgrund seines exemplarischen Charakters unterschiedliche Adressaten erreichte, das zeitgleich das Fachpublikum und das große Publikum ansprach:

[T]he autobiography presents as an account of Jean-Jacques's feelings as he lives these experiences rather than as a description of his reasoning about them. With this emphasis on feelings rather than thoughts, Rousseau ensures that the *Confessions* will be accessible to a wide range of readers, not merely to those interested in the philosophic issues he raises.³⁸

Der Authentizitäts- und Wahrheitsanspruch der bekennenden Autobiographie, verbunden mit der Reichweite des Romans, reizte Heine jedoch nicht nur zur Nachahmung. So sehr er den populären Impuls übernahm, so deutlich formulierte er seinen Zweifel an der Wahrhaftigkeit des »literarischen Selbstgerichts«,³⁹ das Rousseau in den »Bekenntnissen« erstmals angestrengt und in seinem autobiographischen Folgeprojekt mit dem Titel »Rousseau ju-

35 Das »ungeheuer erregte religiöse Gefühl«, das sich in den Autobiographien kleinbürgerlicher Sektierer und Separatisten des Barock ausdrückt, ist eine Reaktion auf die Verknöcherung des kirchlichen Lebens (Werner Mahrholz: Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus, Berlin 1919, S. 100).

36 Jean-Jacques Rousseau: Brief an Beaumont, in: Ders.: Schriften, Bd. 1, hg. v. Henning Ritter, Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1981, S. 497-591, hier: S. 543.

37 Riley: The Cambridge Companion to Rousseau [Anm. 24], S. 325.

38 Ebd., S. 318.

39 Hans Blumenberg: Die Legitimität der Neuzeit, Frankfurt a.M. 1966, S. 67.

ge de Jean-Jacques« mithilfe eines fiktiven Dialogs nochmals variiert hatte.⁴⁰ Heine schloss sich dabei einer Kritik an, die Herder in seinen Briefen an den Schweizer Johann Georg Müller formuliert hatte. Mit den Worten: »Erzählen kann man von sich; aber nicht über sich urtheilen, noch weniger entscheiden«,⁴¹ hatte Herder die Möglichkeit einer umfassenden Selbsterkenntnis grundlegend bezweifelt und Rousseau vorgeworfen, sich selbst in Antizipation seines Publikums zu negativ und damit falsch dargestellt zu haben.⁴² Ganz in Herders Sinne stellte Heine die Frage, ob nicht die angebliche Autonomie Rousseaus in Wahrheit eine verschärfte Abhängigkeit von anderen sei, nämlich reine Verteidigungsstrategie gegen die Gerüchte anderer.⁴³ Und ähnlich wie Herder erteilte er dem autobiographischen Anspruch auf authentische und rückhaltlose Selbstenthüllung eine deutliche Absage. Über sich selbst die Wahrheit zu sagen, traute er

weder dem heiligen Augustin, dem frommen Bischof von Hippo, noch weniger dem Genfer Jean Jacques, und am allerwenigsten diesem letztern [zu], der sich den Mann der Wahrheit und der Natur nannte, während er doch im Grunde viel verlogener und unnatürlicher war, als seine Zeitgenossen. (DHA 15, 13)

-
- 40 Zur Variation der »Confessions« in »Rousseau richtet über Rousseau. Gespräche« vgl. Constanze Baron: Jean-Jacques Rousseau und die Paradoxien der Wahrheit über sich selbst, in: Baron [Anm. 27], S. 121-143, sowie Christian Moser: »Rousseau juge de Jean-Jacques«: Alibi as a Structural Device in Rousseau's Autobiographical Writings, in: Competing Perspectives – Figures of Image Control, hg. v. Günter Blamberger, Dietrich Boschung, Paderborn 2019, S. 235-257. Auch Sigrid Weigel hat argumentiert, dass Heines »Geständnisse« der moralischen Seelenschau der christlichen Selbstbefragung eine juridische Methode der Untersuchung entgegensemten. Die »Geständnisse« folgen demnach der »Rede eines haftbaren Subjekts vor dem Gericht, im Sinne von Erklärung und Zeugnis – oder: [...] einer Rede vor dem Gesetz« (Weigel [Anm. 5], S. 31). Was Weigel übersieht, ist jedoch der hier diskutierte Abstand, den der Autor Heine zur juridischen Form der Prozessführung einhält.
- 41 Johann Gottfried von Herder: Briefe vom Mai 1790 an Johann Georg Müller, in: Ders.: Sämtliche Werke, Bd. 18, Berlin 1883, S. 369.
- 42 Ebd., S. 372ff.; vgl. hierzu auch Lehmann: Bekennen – Erzählen – Berichten [Anm. 25], S. 131.
- 43 Taylor leitet Rousseaus Modernität und seinen großen Einfluss auf Dichter und Denker der Moderne aus dessen radikalem Subjektivismus ab: »For the distinction of vice and virtue, of good and depraved will, has been aligned with the distinction between dependence on self and dependence on others. Goodness is identified with freedom, with finding the motives for one's actions within oneself« (Taylor [Anm. 26], S. 361).

Den mit dem demonstrativen Schmähtitel der »unwahre[n] Bekenntnisse« (DHA 15, 14) belegten Schriften Rousseaus hielt Heine die zweifelhafte Wahrheit zirkulierender Gerüchte entgegen. Rousseau habe »seine Kinder nicht ins Findelhaus geschickt, sondern nur die Kinder von Mademoiselle Therese Levasseur« (DHA 15, 14), so der ungeheuerliche Vorwurf, der das Bekenntnis zur Falschaussage stempelte:

Schon vor dreyßig Jahren machte mich einer der größten deutschen Psychologen auf eine Stelle der Confessionen aufmerksam, woraus bestimmt zu deduziren war, daß Rousseau nicht der Vater jener Kinder seyn konnte; der eitle Brummbär wollte sich lieber für einen barbarischen Vater ausgeben, als daß er den Verdacht ertrüge, aller Vaterschaft unfähig gewesen zu seyn.
(DHA 15, 14)

Indem Heine dem Leser von der Vermutung seines Psychologenfreundes erzählte und das Gerücht als einen, wenn auch ungedeckten, gesellschaftlichen »Interpretations- und Kommentierungsprozess⁴⁴ darstellte, beutete er das Gerüchtewissen literarisch aus und spitzte es auf das polemische Urteil zu, das die Wahrheit der »Bekenntnisse« zur Lüge stempelte.

Gleichzeitig unterschied er die erlogene Wahrheit Rousseaus von der Wahrheit jener ungedeckten Gerüchte, die er in seiner eigenen Geständnisschrift verbreitete. Dem erlogenen Wort Rousseaus setzte er zu diesem Zweck nicht sein eigenes Bekenntnis, sondern das Bekenntnis eines dritten entgegen. Mit Verweis auf das »ehrliche« Wort des afrikanischen Königs der Aschantis, das Heine jüngst einer Reisebeschreibung entnommen haben wollte, strengte er den Nachweis an, dass die Selbstcharakteristik »nicht bloß eine sehr verfängliche, sondern sogar eine unmögliche Arbeit« (DHA 15, 13) sei:

Als nemlich der Major Bowditsch in der Eigenschaft eines Ministerresidenten von dem englischen Gouverneur des Caps der guten Hoffnung an den Hof jenes mächtigsten Monarchen Südafrikas geschickt ward, suchte er sich die Gunst der Höflinge und zumal der Hofdamen, die trotz ihrer schwarzen Haut mitunter außerordentlich schön waren, dadurch zu erwerben, daß er sie portraitirte. Der König, welcher die frappante Aehnlichkeit bewunderte, verlangte ebenfalls conterfeit zu werden und hatte dem Maler bereits einige Sitzungen gewidmet, als dieser zu bemerken glaubte, daß der König, der oft

44 Jean-Noël Kapferer: Gerüchte. Das älteste Massenmedium der Welt, Berlin 1997, S. 18.

aufgesprungen war, um die Fortschritte des Portraits zu beobachten, in seinem Antlitze einige Unruhe und die grimassirende Verlegenheit eines Mannes verrieth, der einen Wunsch auf der Zunge hat, aber doch keine Worte dafür finden kann – der Maler drang jedoch so lange in Seine Majestät, ihm ihr allerhöchstes Begehr kund zu geben, bis der arme Negerkönig endlich kleinlaut ihn fragte: ob es nicht anginge, daß er ihn weiß malte? (DHA 15, 14-15)

So entblößend die Anekdote, so einfach und schlagend das Fazit, das Heine ihrem Protagonisten in den Mund legte: »Das ist es. Der schwarze Negerkönig will weiß gemalt seyn« (DHA 15, 15). Sein launiges Resümee, »jeder Mensch ist ein solcher Negerkönig, und jeder möchte dem Publikum in einer anderen Farbe erscheinen, als die ist, wo mit uns die Fatalität angestrichen hat« (ebd.), bestätigte die Vermutung, die er unter Aufwendung von Gerüchten gegen Rousseau in Stellung gebracht hatte. Dieser habe mit seinen »unwahre[n] Bekenntnissen« (DHA 15, 14) lediglich ein meisterhaft ausgeführtes Lügen- und Wunschkbild des eigenen Selbst gezeichnet: »Sein Selbstportrait ist eine Lüge, bewundernswürdig ausgeführt, aber eine brillante Lüge« (ebd.). Wie bereits in der de Staël-Episode gezeigt, belegte Heine den Gehalt seiner skandalösen Geschichtchen einmal mehr durch anekdotische Zuspitzung und die narrative Verknüpfung der anekdotisch gewonnenen Motive innerhalb des Textganzen.

Mit der Evidenz seiner zweifelhaften Geschichtchen trat der Autor Heine gegen die erlogenen Wahrheiten des Naturforschers Rousseau an, bei dem die »weitgehend rückhaltlose Enthüllungspraxis [...] die Wahrheit des Ausgesagten verbürgen soll[te]«.⁴⁵ Sein Vorgehen ähnelte zunächst der Überbietung Rousseaus durch Goethe. Mit »Dichtung und Wahrheit« hatte Goethe die von Rousseau begonnene Literarisierung der autobiographischen Zweckform vollendet und die Aufrichtigkeit des Autobiographen durch die Autorität des Schriftstellers ersetzt: Er hatte »den Begriff der autobiographischen Wahrheit von der Faktizität des Erlebten ab[gelöst]« und vorausgesetzt, »daß der Autobiograph seinem eigenen Leben gegenüber als Historiker verfährt, d.h. die Gültigkeit seiner Deutung postuliert«.⁴⁶ Statt aber wie Goethe den bezeugenden Autobiographen durch den bezeugenden Schriftsteller zu ersetzen,

45 Lehmann: Art. Autobiographie [Anm. 26], S. 109.

46 Müller [Anm. 31], S. 469.

machte Heine die Zeugenschaft selbst zum Problem: Indem er sich als Medium des anonymen und unverbürgten Geredes darstellte, zog er sowohl die autobiographische Aufrichtigkeit als auch die Autorität des Autors in Zweifel. Gleichzeitig stellt sich die Frage, ob nicht Heine seine Autorität als Autobiograph und als Autor durch die Hintertür wieder einführt. Denn während er sich als Bekenntnissubjekt und als Zeuge erster Ordnung entzog, bekannte und bezeugte er mit den Worten anderer. Seine Aufrichtigkeit als Zeuge zweiter Ordnung konnte er dadurch belegen, dass er den Leser auf den Gerüchtecharakter seiner Geschichtchen verwies.⁴⁷ Letztlich, so kann man sagen, hat Heine Goethes Überbietung von Rousseau einen Schritt weiter getrieben, indem er sich dazu bekannte, primär Vermittler zu sein.

III. Literaturvermittlung

Heines Gattungspolemik gegen de Staël und Rousseau war, wie dargestellt, einem doppelten Motiv geschuldet. Zum einen folgten seine »Geständnisse« dem von der autobiographischen Zweckform vorgegebenen Ziel, das in der Öffentlichkeit bestehende falsche Bild des Autors Heine zu korrigieren. Zum anderen griffen sie das Authentizitäts- und Wahrheitsversprechen von publizistischen und autobiographischen Befragungsformaten an, die im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert aus dem nicht-literarischen Kontext heraus in die Literatur eingingen. Das heißt, die Literarisierung der Zweckformen, die de Staëls »De l'Allemagne« und Rousseaus »Confessions« so öffentlichkeitswirksam entwarfen, wurde zum Gegenstand von Heines Gattungspolemik: Er intervenierte an jenem Punkt, an dem die beiden Autoren sich auf eine aus dem Material bezogene Evidenz beriefen, den literarischen Akt der Vermittlung jedoch nivellierten.

Nicht zufällig kulminierten die »Geständnisse« in einer Anekdote, die das Scheitern der Vermittlung zum Thema hatte und das Problem der Zeugenschaft performativ ausstellte. Das Bekehrungsgeschehen der »Geständnisse« schlug sich in einem für das Schriftstellerleben entscheidenden Ereignis nieder, nämlich in einer Manuscriptverbrennung. Es ging, genauer gesagt, um

47 Vgl. hierzu auch Dorothea Walzer: »Was giebt's neues?« Klatsch und Gerücht bei Heinrich Heine, in: Medien öffentlicher Rede nach Heine: Zwischen Popularität und Populismus, hg. v. ders., Berlin 2020, S. 53–75.

die Verbrennung einer Hegel-Übersetzung, die der Autor Heine seiner Darstellung nach in langjähriger Arbeit angefertigt hatte. Es heißt da:

– ja ich will Alles gestehen, ich bekam auf einmal eine große Furcht vor den ewigen Flammen – es ist freylich ein Aberglaube, aber ich hatte Furcht – und an einem stillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein starkes Feuer brannte, benutzte ich die schöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuscript über die Hegelsche Philosophie in die lodernde Glut; die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem sonderbaren kichernden Geknister.

(DHA 15, 38)

Ob es die gezielte Manuscriptverbrennung in Heines Leben, so wie beschrieben, wirklich gegeben hat, ist in der Heine-Forschung vielfach erörtert worden und dennoch fraglich geblieben. Selbst der Textkommentar der kritischen Ausgabe spekuliert, inwieweit die Erzählung von der Verbrennung der Hegel-Übersetzung als autobiographische Angabe ernst zu nehmen ist, und gleicht sie mit Briefäußerungen Heines über den Brand im Hause seiner Mutter und anderen Äußerungen zu seinem angeblichen Autodafé ab (vgl. hierzu DHA 15, 240, 241). Sicher ist aber, dass die Manuscriptverbrennung in Heines »Geständnissen« erzähltechnisch eine zentrale Position besetzte. Ausgehend von dem zentralen Ereignis der Manuscriptverbrennung musste sich der Blick des Lesers auf einen mitlaufenden Plot verschieben, auf eine Geschichte unterhalb der Geschichte. Das Ereignis des *Autodafés* zeugte vom finalen Scheitern eines Übersetzungsprojekts, das nun seinerseits in den Fokus gerückt wurde. In den »Geständnissen« wurde mit Hegel ein Autor, der wie kein anderer mit dem Problem der Vermittlung befasst war, zum Objekt einer Erzählung, in der es in zweifacher Hinsicht um das Scheitern der Vermittlung ging.⁴⁸

Zuerst einmal berichtete Heine in seiner Hegel-Episode von seinem zwei Jahre währenden Versuch, »aus dem abstrakten Schul-Idiom der hegelischen Dialektik jene Formeln in die Muttersprache des gesunden Verstandes und der allgemeinen Verständlichkeit, ins Französische, zu übersetzen« (DHA 15, 35); er entwarf damit ganz plakativ einen Gegenkanon zu de Staël. De Staël hatte Goethe, Schiller und Kant übersetzt – Heine übersetzte Hegel und deutete damit an, dass bereits die Auswahl des zu übersetzenden Materials von Bedeutung war. Die Aussparung Hegels durch Madame de Staël, dessen 1803

48 Zur Hegel-Episode vgl. auch Pierre Mattern: Eva und der Aussatz am Himmel. Über Heinrich Heines *Geständnisse*, in: Braese, Irro [Anm. 5], S. 153-167, hier: S. 157.

erschienene »Phänomenologie des Geistes« sie zur Kenntnis genommen haben musste, war nur ideologisch zu erklären und fügte sich somit Heines Kritik an der idealistischen Ausrichtung ihres Textes ein. Gleichzeitig warf er Hegel mit parodistischem Gespür genau jene esoterische Gesprächshaltung vor, die er auch de Staël angelastet hatte. Es sei ihm darum gegangen, »eine allgemein verständliche Darstellung der ganzen Hegelschen Philosophie abzufassen, »den spröden Stoff zu bewältigen und die abstraktesten Parthen so populär als möglich« dem großen Publikum vorzutragen. (DHA 15, 35) In Heines Schilderung klangen die Schwierigkeiten an, die es ihm bereitet hatte, den verklausulierten Ausdruck Hegels in Alltagssprache zu übersetzen: »Ehrlich gesagt, selten verstand ich ihn, und erst durch späteres Nachdenken gelangte ich zum Verständniß seiner Worte« (DHA 15, 33), erklärte er, um Hegels Willen zur Vermittlung ganz grundlegend in Frage zu stellen: »Ueberhaupt war das Gespräch von Hegel immer eine Art von Monolog, stoßweise hervorgeseufzt mit klangloser Stimme« (DHA 15, 35). Der falschen Wahrheit von Hegels Philosophie setzte Heine einmal mehr die demonstrative Kraft der Plauderei und des Klatsches entgegen: Er verhöhnte dessen gelehrte Geheimniskrämerei nebst ihrem universalistischen Geltungsanspruch mithilfe einer Klatschgeschichte. In ihr mutmaßte er, Hegel habe sich absichtsvoll einer unverständlichen Sprache bedient, um nicht verstanden zu werden. Dass er sich bevorzugt mit Personen wie Heinrich Beer umgeben hatte, die seinen Ausführungen aus Mangel an Verstand nicht folgen konnten, sei vor diesem Hintergrund verständlich:

Ich glaube, er [Hegel] wollte gar nicht verstanden seyn, und daher sein verklausulirter Vortrag, daher vielleicht auch seine Vorliebe für Personen, von denen er wußte, daß sie ihn nicht verstanden, und denen er um so bereitwilliger die Ehre seines näheren Umgangs gönnte. (DHA 15, 33)

Doch Hegels Geheimniskrämerei war nicht das einzige Problem, mit dem der Übersetzer Heine zu kämpfen hatte. In jenem Moment, in dem er im Begriff war, seinen Hegel-Kommentar abzuschließen, trat ein weiteres Übersetzungsproblem auf. Die Vergleich- und Übersetzbartigkeit zwischen der geistigen Haltung des Autors und dem Geist der Hegel'schen Philosophie war nicht mehr gegeben:

Autor und Schrift paßten nicht mehr zusammen. Es hatte sich nemlich um jene Zeit der oberwähnte Widerwille gegen den Atheismus schon meines Gemüthes bemeistert, und da ich mir gestehen mußte, daß allen diesen Gott-

losigkeiten die Hegelsche Philosophie den furchtbarsten Vorschub geleistet, ward sie mir äußerst unbehaglich und fatal. (DHA 15, 35)

Das Vorhaben, Autor und Werk in Übereinstimmung zu bringen, war aber das Ziel des Hegel-Kommentars gewesen. Innerhalb seines Bandes »Die romantische Schule« sollte ihm die Funktion zukommen, dem persönlichen Geständnis durch Engführung mit der Geistesgeschichte der Deutschen exemplarischen Wert zu verleihen. Als nun der Autor mit Schrecken feststellen musste, dass ihm das Motiv seines Textes abhandengekommen war, zog er die notwendige Konsequenz, das Manuskript den Flammen zu überantworten. Seine Läuterung, also die Abwendung vom Atheismus Hegel'scher Prägung und das damit verbundene Ende des Übersetzungsprojekts, ging für Heine dann konsequenterweise auch mit der Hinwendung zu einer anderen Philosophie und zu einem neuen Vermittlungsgeschehen einher: zur biblischen Schrift, dieses »schönen heiligen Erziehungsbuc[he]s für kleine und große Kinder«, das »durch Bild und Beispiel« lehrt (DHA 15, 45), etwa, wenn es mit der Geschichte vom Sündenfall beispielhaft und anschaulich »schon sechstausend Jahre vor Hegels Geburt die ganze Hegelsche Philosophie vortrug.« (DHA 15, 40)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Heines gattungspolemischen Angriffe auf de Staël und Rousseau durch die Hegel-Episode eine Erweiterung erfuhren: In Erinnerung an eine schwierige und letztlich scheiternde Hegel-Übersetzung wurden jene Vermittlungsprobleme auf den Punkt gebracht, die die Fremdbefragungen de Staëls und die Selbstbefragungen Rousseaus schlicht ignorierten und unsichtbar machten. De Staël hatte vorgegeben, sowohl mit ihren Übersetzungen von Goethe, Kant, Schiller als auch mit der Überlieferung der Gespräche mit deutschen Literaten und Philosophen das Material sprechen zu lassen. Unter Ausblendung von Vorurteilen wie etwa ihrer eigenen idealistischen Vorannahmen, ging sie von einer friktionslosen Übersetzbarkeit schriftlicher und mündlicher Zeugnisse aus, die sie unverfälscht den französischen Landsleuten zur Kenntnis bringen wollte. »Die Schwierigkeiten interkultureller Vermittlung, Probleme von Übersetzung, Adaption und Anpassung reflektiert[e] die Autorin nicht«,⁴⁹ ihr Glaube, die Universalität ›wahrer‹ Ideen unabhängig von sprachlichen Formen erfassen zu können, ging mit der Berufung auf das positivistische Versprechen

49 Becker [Anm. 1], S. 174.

von Materialtreue einher, das philologische Übersetzung und Interviewform gleichermaßen bereithielten. Während de Staél von der friktionslosen Übersetzbarkeit zwischen kulturellen Texturen ausging, setzte Rousseau eine unmittelbare Ausdrucksbeziehung zwischen bekennendem Autor und dessen Werk voraus. Seine im Bekenntnisakt gewonnene Charakterstudie war sprechendes Zeugnis des menschlichen Wesens, der Schreibprozess gewissermaßen Bestandteil der Selbstdarstellung dieses Menschen, dem das Publikum im Akt des Entstehens zusehen konnte; und das Werk war – in all seiner Fiktionalität – mit dem Wesen seines Autors identisch. Hatte Heine die Versuche der Diskursbegründer de Staél und Rousseau mit seinen »Geständnissen« einerseits fortgeschrieben und für seine eigene Selbstdarstellung nutzbar gemacht und sie andererseits polemisch angegriffen, so brachte er seine Vorbehalte in der Hegel-Episode noch einmal auf den Punkt: Übersetzen war ein fragiles, ja sogar zum Scheitern verurteiltes Unternehmen, das dem Publikum im besten Falle die gut erfundene Geschichte einer ›unerhörten Begebenheit‹ liefern konnte.

Das Manifest als (polemische) Öffentlichkeit. Adresse und Unadressierbarkeit

Jürgen Fohrmann

Die Formulierung ›Polemische Öffentlichkeit(en)‹ kann sehr unterschiedliche Implikationen haben. Sie kann einmal meinen, dass Öffentlichkeit immer polemisch ist. Aber dann läge mit ›polemische Öffentlichkeit‹ ein Pleonasmus vor, und man könnte das Wort ›polemisch‹ fortlassen. Meint die Formulierung dies nicht, dann zeichnet ›polemisch‹ eine *bestimmte* Öffentlichkeit in *besonderer Weise* aus, etwa im Unterschied zu einer eher deliberativen ›public sphere‹. Und es stellt sich im Anschluss sogleich die Frage, ob es sich bei der Prädizierung der Öffentlichkeit als ›polemisch‹ um einen mediengeschichtlich kurrenten, immer wieder auftauchenden, aber im Wesentlichen gleichbleibenden Befund (der sich äußernde Mensch ist ›eben so‹) oder um historisch unterschiedliche ›Erregungsphasen‹ handelt. Und sollte letzteres der Fall sein, wäre zu ergründen, ob es im Zeitlauf hier eine quantitative oder qualitative Steigerung, gar eine Teleologie (im Sinne von: heute ist die Öffentlichkeit zusehends oder nur noch polemisch) gegeben hat. Dies wiederum könnte zur Plurals-Klammer der Öffentlichkeit(en) führen, etwa verbunden mit der These, dass die Öffentlichkeit sich so sehr fraktionierte hat, dass man von einer Konkurrenz mehrerer Öffentlichkeiten sprechen muss, die sich deswegen nicht nur agnostisch, sondern polemisch zueinander verhalten, weil sie um Geltungsansprüche konkurrieren, die immer mit politischer Macht und ihren Manifestationen verbunden sind.¹ Der Verbindung von ›manifestieren‹ und Polemik wird sich der folgende Beitrag im Lichte einer hier spezifischen Textgattung, dem Manifest, widmen und so auch eine Antwort auf die oben gestellten Fragen zu geben versuchen.

1 Vgl. dazu Zerstreute Öffentlichkeiten. Zur Programmierung des Gemeinsinns, hg. v. Jürgen Fohrmann, Arno Orzessek, München 2002.

Wer die Öffentlichkeit beherrscht, indem er eine andere Öffentlichkeit strukturell, modal und quantitativ über den ›pólemos‹ (von griechisch πολεμικός polemikós ‚feindselig‘ bzw. πόλεμος pólēmos ‚Krieg, Streit‘) systematisch verdrängt (oder aber als Feindbild zu konservieren versucht), hat sich auch jenseits aller politischer Repräsentation nicht nur Macht, sondern auch Souveränität angeeignet. Er impliziert, spricht, publiziert und manifestiert so dann auch das große WIR:

Wir wollen den Krieg verherrlichen – diese einzige Hygiene der Welt – den Militarismus, den Patriotismus, die Vernichtungstat der Anarchisten, die schönen Ideen, für die man stirbt, und die Verachtung des Weibes.²

Dies ist eine Übersetzung der 9. These von Filippo Tommaso Marinettis »Futuristischem Manifest«, erschienen im »Figaro« am 20. Februar 1909.³ Ich will im Folgenden der Beziehung zwischen Manifest und dem großen WIR und – damit verbunden – der Frage zwischen Souveränität, Öffentlichkeit und Polemik etwas genauer nachgehen. Fluchtpunkt sind die ersten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, die, beginnend mit Marinetti, eine hohe Konjunktur des Manifest-Begriffs erleben, und zwar sowohl in der Selbstbenennung als auch in der meist späteren Fremdbenennung. Zu untersuchen wird sein, welche Gründe man dafür jeweils finden kann und warum das ›Manifest‹ für Fragen der Souveränität eine Art ›Form-Figuration‹ darstellt. Hierfür lohnt es sich nicht nur, wie die Forschung dies weitgehend getan hat, die ›kunstgesellschaftlichen‹ Konkurrenz-Verhältnisse des frühen 20. Jahrhunderts in den Blick zu nehmen, sondern es ist angebracht, sehr viel weiter zurück zu gehen. Ich werde in Folge fünf Stufen – für diesen Zweck notwendigerweise sehr holzschnittartig – unterscheiden.

² Filippo Tommaso Marinetti: Futuristisches Manifest (Nr. 9), in: *Futurismus. Geschichte, Ästhetik, Dokumente*, hg. v. Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Reinbek b. Hamburg 1993, S. 75–80, hier: S. 77–78. Vgl. zum Autorisieren, Unterzeichnen Jacques Derrida: *Nietzsches Otobiographie oder Politik des Eigennamens*, in: *Fugen. Deutsch-Französisches Jahrbuch für Text-Analytik*, hg. v. Manfred Frank, Friedrich A. Kittler, Samuel Weber, Olten, Freiburg i.Br. 1980, S. 64–98.

³ Zur komplexen Veröffentlichungsgeschichte siehe jetzt Walter Fähnders: *Projekt Avantgarde*, Bielefeld 2019, S. 106–115.

I. Erste Stufe: Frühe Neuzeit und dynastische Legitimität

Ich beginne wortgeschichtlich:

Ein Manifest (lateinisch *manifestus* ›handgreiflich gemacht; auch etwas ans Licht gebracht); seit dem 14. Jahrhundert aus ›manifestare‹ in der Romania substantiviert, das Wort könnte aus italien. ›manifesto‹ (zuerst 1574) gebildet worden sein.⁴

Mit einem Manifest wird u.a. der Krieg erklärt. In Johann Heinrich Zedlers »Grossem vollständigen Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste« (1731–1754) ist als Praxis in diesem Sinne festgehalten:

Manifest, lat. *Edictum*, ist eine schriftliche Erklärung eines Landes=Herrn oder einer freyen Republic über eine oder die andere Staats-Angelegenheit, worinnen derselben Recht oder Vorhaben, und die Ursachen desselben insgemein bekannt gemacht werden. Also heisset auch ein Aufgebot zum Kriege, darinnen ein Potentate die Ursache, warum er denselben führet, kund machet. [...] Denn obschon grosse Herren, in Ansehung ihrer Handlungen, niemanden, als dem obersten Richter alles Fleisches, Rechenschafft zu geben haben; so wollen sie doch auch gerne vor der Welt das Ansehen haben, als ob sie sich in keinen unrechtmäßigen Krieg einlassen, und pflegen daher vorhero, wegen ihres zu unternehmenden Krieges ein Manifest bekannt zu machen. Sie führen darinnen erstlich alle feindliche Zunöthigungen und Ursachen an, wodurch sie zur Ergreifung derer Waffen und Abtreibung derer Gewalt bewogen werden: Und hernach erklären und verkündigen sie, in dem auf ihre vermeintlich gerechte Sache habenden ungezweifelten Vertrauen, daß sie wieder [sic!] diesen Feind, dessen angehörige und untergebene Helfer und Helfers=Helfer, zu Abtreibung des ihnen und ihren Landen von denselben zufügenden Unrechte und Gewalt, und zur Behauptung ihrer Rechte, die abgenöthigten Waffen zu ergreifen entschlossen, zu dem Ende auch ihr Kriegs=Heer wieder [sic!] dieselben anrücken lassen. Sie gebiethen darauf allen ihren Unterthanen bey denen Pflichten, so sie ihnen schuldig, auch bey Verwürkung Haab und Gutes, Leib und Lebens, auf das ernstlichste, daß sich keiner in ihrer Feinde Dienst gebrauchen lassen, noch

⁴ Walter Fähnders: Art. Manifest, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, hg. v. Gert Ueding, Bd. 5, Tübingen 2001, Sp. 927.

sich deren im geringsten annehmen, ihnen, oder den ihrigen einigen Vorschub oder Unterschleif geben, noch auch mit denselben mittelbare Handlung, Gemeinschaft und Correspondenz pflegen, sondern sich selbiger von nun an völlig enthalten und abthun, und ihre Feinde, nebst ihnen, nach äussersten Kräften verfolgen helffen sollen.⁵

Die Zedler'sche Definition ist deswegen aufschlussreich, weil sich hier alle Bestimmungen dessen, was ein Manifest bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts als *eine Linie* kennzeichnen wird, auffinden lassen. An weiteren lexicographischen Befunden (dem ›Krünitz‹, dem ›Brockhaus‹, dem Rotteck-Welcker'schen »Staats-Lexikon« u.a.) lässt sich diese Persistenz der Begriffsverwendung gut ablesen.⁶

Da ist *erstens* die Erklärung über die eine oder andere ›Angelegenheit des Staates‹, sein Recht, seine Vorhaben, die *zweitens* von einer realen oder vermeintlichen autoritativen Instanz gesprochen wird; und dies *drittens* mit dem Ziel, Recht, Vorhaben und Ursachen »*insgemein*«, also im Prinzip allen, bekannt zu machen. Dieses Manifest richtet sich *viertens* sehr häufig *gegen* jemanden, deswegen ist es ein *manifestum belli*. Ein Feind wird markiert. *Fünftens* werden seine Verfehlungen, seine »Zunöthigungen« aufgezählt, denen *sechstens* nur mit Gewalt beizukommen ist. Und *siebtens* fordert das Manifest

-
- 5 Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste, 64 Bde., Halle, Leipzig 1731-1754, hier: Bd. 19, Halle, Leipzig 1732, Sp. 966-967.
- 6 Zu sehen ist dies etwa an der konstanten Begriffsdefinition des ›Brockhaus‹ während des gesamten 19. Jahrhunderts; vgl. dazu die Stichproben in: Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexikon), 12 Bde., Bd. 7, Leipzig: Brockhaus 1827 (S. 92), 1830 (Bd. 7, S. 92), 1846 (Bd. 9, S. 291), 1853 (Bd. 10, S. 157), 1866 (Bd. 9, S. 811), 1878 (Bd. 10, S. 92); im Jahr 1932 (Bd. 12) findet sich dann auch der Satz: »der Ausdruck ist auch üblich für nachdrückliche Kundgebungen zu Parteizwecken, z.B. Wahlmanifest« (S. 80). Im »Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften« von Carl von Rotteck, und Carl Welcker, 10. Bd., Altona 1840, S. 361-362, wird eine an den ›Zedler‹ angelehnte Definition von ›Manifest‹ dem Tenor gleich, wenn auch im Wortlaut etwas ausführlicher entwickelt. Weiteres zur Wortgeschichte bei Hubert van den Berg, Ralf Grüttemeier: Interpretation, Funktionalität und Strategie. Versuch einer intentionalen Bestimmung des Manifests, in: *Manifeste: Intentionalität*, hg. v. Hubert van den Berg, Ralf Grüttemeier, Amsterdam 1998, S. 7-38, bes. S. 27-29. Walter Fähnders: »Vielleicht ein Manifest«. Zur Entwicklung des avantgardistischen Manifests, in: »Die ganze Welt ist eine Manifestation«. Die europäische Avantgarde und ihre Manifeste, hg. v. Wolfgang Asholt, Walter Fähnders, Darmstadt 1997, S. 18-38. Und jetzt Fähnders: Projekt Avantgarde [Anm. 3], S. 104-106.

auf zur Sammlung der Getreuen oder zur Treue Befohlenen, zur Bildung des Heereskörpers, und verbietet den zu Treue Verpflichteten *achtens* bei Strafe von Hab und Gut, Leib und Leben, in auch nur irgend denkbarer Weise mit dem Feind Kontakt aufzunehmen, ihm etwas nachzusehen (Unterschleif) oder gar mit ihm zu kollaborieren.

Etwas wird gegen jemanden erklärt; aus diesem Verständnis wird deutlich, warum dann Johann Georg Krünitz' »Oekonomisch-technologische Encyclopädie« von 1773ff. neben der Zedler'schen Version des Manifestes auch aufführt:

In Handelssachen heißt Manifest auch die Urkunde, welche besonders bei Kriegszeit der Schiffer, außer den Verladescheinen, mitbekommt; nämlich ein Verzeichniß von allen Verladern und deren Frachtgütern nach ihren Nummern und Zeichen, desgleichen auch von den Abnehmern der Ladungstücke, und wo sie wohnen.⁷

Die Liste der zum Bündnisraum Gehörenden (und eben nicht der Feinde) wird deklariert, um den Waren ihren Weg zu bahnen. Das Manifest trifft eine zumindest zeitweise irreversible Unterscheidung zwischen Freund und Feind.

Nicht jede Markierung des Gegners muss als Polemik gelten, und so ist der bei Zedler und anderen zusammengefasste Gebrauch von Manifest im genaueren Sinne kaum ›polemisch‹. In diesem frühen und dann lange anhaltenden Verständnis ist ein Manifest die Darlegung eines Souveräns. Er gibt etwas öffentlich bekannt. Und er tut dies im Rahmen – so hat Hedwig Pompe dies einmal bezeichnet – eines ›Kalküls der Kommunikation‹ mit einer ›Politik der Nachricht‹, die versucht, die »kommunikativen Gesten der königlichen Souveränität mit dem publizistischen Medium der Zeitung⁸ zu verbinden. Das ›Manifest‹ ist also eine Äußerungsform des Souveräns. Es adressiert im Prinzip »insgemein«, auch den Feind, mittels der kurrenten oder an Bedeutung zunehmenden Medien, und es adressiert damit niemanden als einzelne Person, stellt nicht in diesem Sinne ›polemisch scharf.‹

7 Johann Georg Krünitz: Oekonomisch-technologische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung, 242 Bde., Berlin 1773-1858, Bd. 10, S. 719.

8 Hedwig Pompe: Im Kalkül der Kommunikation: Die Politik der Nachricht, in: »Krieg ist mein Lied«. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Medien, hg. v. Wolfgang Adam, Holger Dainat, Göttingen 2007, S. 111-136, hier: S. 113.

Nicht jede Deklaration einer (vorhandenen oder aufkommenden) Potestas muss oder kann ein Manifest sein; und m.W. wird das Wort hierfür dann auch nicht benutzt. Bei den Flugschriften der konfessionellen Bürgerkriege oder des Bauernkriegs handelt es sich durchaus um eine polemische Adressierung des Gegners in der Öffentlichkeit, die sich im Druck manifestiert, aber im eben dargelegten Sinne nicht um ein Manifest.⁹ Das Manifest zielt strukturell auf etwas anderes: Es verlautbart Souveränität.

II. Zweite Stufe: Herrschaft des Volkes, 1789ff.

Mit der im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einsetzenden allmählichen Transformation religiös-monarchischer Legitimität zu Formen rechtlich verankerter stärkerer Egalität und dem sich Anbahnen einer funktional differenzierten Gesellschaft verschiebt sich der Begründungsmodus von Souveränität und damit auch ihre Trägerschaft. Dies lässt das Manifest nicht unberührt.

Eine Art ›innerer Destruktion‹ von Souveränitätsansprüchen vollzieht sich dann, wenn ein Exzess an sich und bislang legitimer Herrschaft markiert wird, der sich von seinen religiösen Begründungen nicht nur gelöst hat, sondern sie geradezu konterkariert. Dann kann die Sprache der Offenbarung gegen die dynastische Herrschaftsentartung selbst gekehrt werden. Dies ist der Weg, den etwa Georg Büchner und Friedrich Ludwig Weidig in ihrer Flugschrift »Der hessische Landbote« von 1834 paradigmatisch zu begehen versuchen. Die Rolle der Potestas wird hier an das biblische Wort delegiert, das nun gegen die fürstliche Souveränität in Wirkung treten soll. Der Pólemos des Büchner-Weidig'schen »Landboten« ist gleichwohl kein Manifest im Sinne der Zedler'schen Definition, auch wenn er mit »Friede den Hütten!

⁹ Und dies gilt dann m.E. auch für die Schmähsschriften und Pasquillen des Gelehrten-tums, die verschiedenen Querelles und den ästhetischen und philosophisch-theologischen Widerstreit des 18. Jahrhunderts insgesamt, insbesondere Lessings, den ästhetisch-politischen Pólemos des Jungen Deutschland, auch noch für die Dreyfus-Affäre und das ›J'accuse‹ der Intellektuellen u.v.a.m. – diese Polemiken haben einen anderen Status und eine andere Funktion, so dass man sie nicht als Manifeste avant oder après la lettre fassen sollte. Auch wenn man die Büchner-Weidig'sche Flugschrift ex post als Manifest bezeichnen möchte: genealogisch verwischt es eine Differenz, die die Spezifität des ›Manifest‹-Begriffs vorschnell einebnnet.

Krieg den Palästen!«¹⁰ zum Widerstand oder zur Revolution aufrufen mag. Der »Hessische Landbote« ist vielmehr, indem er die Struktur, aber gerade nicht die Sprachform des Manifests imitiert, eine Kritik der Grundlagen des Manifests. Er operiert auf dem Boden einer Souveränitätskonzeption, die sich nicht mehr dynastisch legitimiert, sondern nun Naturrechtsvorstellungen reaktiviert, sich als Quelle für Potestas und damit als funktionales Äquivalent für genealogisch begründete Herrschaft ausweist und dies politisch dann durchsetzen wird.

Dieser Weg, also gegen einen Monarchen nun nicht mehr ein *anderer* Monarch, sondern gegen die Monarchie die Republik aus der Kraft des Volkes, wurde schrittweise begangen, in der Französischen Revolution zunächst *deklariert*, um dann mit der in den Jakobinern vermeintlich verkörperten Herrschaft des Volkes zum *Manifest* zu werden. Dies geschieht in zwei Etappen.

Die erste Etappe zeigt sich in der Präambel der »Erklärung [Hervorh J.F.] der Menschen- und Bürgerrechte« (»Déclaration des Droits de l'Homme et du Citoyen«) vom 26. August 1789; hier heißt es noch :

Les représentants du peuple français, constitués en Assemblée nationale, considérant que l'ignorance, l'oubli ou le mépris des droits de l'homme sont les seules causes des malheurs publics et de la corruption des gouvernements, ont résolu d'exposer, dans une déclaration solennelle, les droits naturels, inaliénables et sacrés de l'homme, afin que cette déclaration, constamment présente à tous les membres du corps social, leur rappelle sans cesse leurs droits et leurs devoirs; afin que les actes du pouvoir législatif et ceux du pouvoir exécutif, pouvant être à chaque instant comparés avec le but de toute institution politique, en soient plus respectés; afin que les réclamations des citoyens, fondées désormais sur des principes simples et incontestables, tournent toujours au maintien de la Constitution et au bonheur de tous. En conséquence, l'Assemblée nationale reconnaît et déclare, en présence et sous les auspices de l'Être Suprême, les droits suivants de l'homme et du citoyen.¹¹

-
- ¹⁰ Georg Büchner, Friedrich Ludwig Weidig: Der hessische Landbote, in: Ders.: Werke und Briefe. Münchener Ausgabe, hg. v. Karl Pörnbacher u.a., 15. Auflage, München 2015, S. 40.
- ¹¹ Zit. n. Wikipedia: Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, https://de.wikipedia.org/wiki/Erkl%C3%A4rung_der_Menschen-_und_B%C3%BCrgerrechte (zuletzt 06.10.2020). In der deutschen Übersetzung ist das »oubli« des französischen Textes nicht richtig wieder-

Auf dem Höhepunkt (und im Exzess) seiner Macht (vor seinem Tod im Jahr 1794) trägt Maximilien Robespierre dem Nationalkonvent dann keine *déclaration*, sondern ein *Manifest* an – zweite Etappe –, das sich ganz in die Tradition monarchischer Manifeste einreihrt. Es heißt in der deutschen Übersetzung:

Neuestes Manifest der Frankenrepublik an alle Völker der Welt; oder Bericht des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses über die gegenwärtige Lage und Verhältnisse Frankreichs gegen ganz Europa und die vereinigten Staaten von Amerika; nebst der Enthüllung des tiefsten Planes des englischen Cabinets. Vom Bürger Robespierre.¹²

Das Manifest beginnt mit den Worten:

Wir lenken heute die Aufmerksamkeit des Nationalkonvents auf Dinge, die das größte Interesse für das Vaterland haben. Wir wollen Ihnen die Lage der Republik gegen die verschiedenen Mächte der Erde, und hauptsächlich gegen diejenigen Völker vor Augen stellen, welche Natur und Vernunft an unsre Sache binden, und die demohngeachtet Intrige [sic!] und Verrätherie unter die Zahl unsrer Feinde zu stellen suchen. – Indem wir aus dem Chaos treten, in welcher die Verrätherien eines verbrecherischen Hofes, und die herrschenden Faktionen [sic!] die Regierung verwickelt hatten; ist es nöthig, daß die Gesetzgeber des Frankenvolkes die Grundsätze ihrer Politik ge-

gegeben. Es geht eben um eine Erinnerung an und damit um eine Wiederherstellung eines ursprünglichen (vergessenen) Zustands und seiner rechtlichen Voraussetzungen: »Die Vertreter des französischen Volkes, als Nationalversammlung konstituiert, haben unter der Berücksichtigung, dass die Unkenntnis, die Achtlosigkeit oder die Verachtung der Menschenrechte die einzigen Ursachen des öffentlichen Unglücks und der Verderbtheit der Regierungen sind, beschlossen, die natürlichen, unveräußerlichen und heiligen Rechte der Menschen in einer feierlichen Erklärung darzulegen, damit diese Erklärung allen Mitgliedern der Gesellschaft beständig vor Augen ist und sie unablässig an ihre Rechte und Pflichten erinnert; damit die Handlungen der Legislative und jene der Exekutive in jedem Augenblick mit dem Ziel jeder politischen Einrichtung verglichen werden können und dadurch mehr respektiert werden; damit die Ansprüche der Bürger, fortan auf einfache und unbestreitbare Grundsätze begründet, sich immer auf die Erhaltung der Verfassung und das Allgemeinwohl richten mögen. Dementsprechend anerkannt und erklärt die Nationalversammlung in Gegenwart und unter dem Schutze des höchsten Wesens folgende Menschen- und Bürgerrechte« (ebd.).

¹² [Maximilien Robespierre]: Neuestes Manifest der Frankenrepublik an alle Völker der Welt, zit. n. der 2. Auflage der deutschen Übersetzung (o.O., o.J., um 1800).

gen Freunde und Feinde der Republik feststellen; ist es nöthig, daß sie den Augen des ganzen Weltalls den wahren Charakter der Nation enthüllen, deren Repräsentanten zu seyn Sie die Ehre haben. Die Schwachen, die es nicht wissen, und die Verräther, die Zweifel erheucheln, müssen erfahren, daß die Frankenrepublik besteht, und daß keine prekäre Existenz in der Welt ist, als der Triumph des Verbrechens, und die Dauer des Despotismus.¹³

Hier spricht der Souverän, und er fordert die Vertreter des Nationalkonvents auf, diese Souveränität anzunehmen: »Erschrecken Sie nicht über die Höhe, auf der Sie stehen, Repräsentanten des Frankenvolks!«¹⁴

Dieser Souverän, also im Grunde Robespierre, wird dann – recht geschwätzig – eine Tour d’Horizon durch die europäischen Länder und Nordamerika machen, um Freund (die Schweizer) und Feind (eigentlich fast alle, besonders aber England und Russland) zu benennen, wahlweise zu loben oder zu beschimpfen und dabei Intrigen aufzudecken. Dies wiederholt im Wesentlichen die Zedler’sche Definition. In die Suada eingebettet ist dann aber der neue Modus der Souveränitätsgewinnung als die Geschichte und Rechtfertigung der Französischen Revolution. Souverän ist jetzt die Freiheit, die sich ihrerseits auf Vernunft und Wahrheit gründet und in der unbestechlichen Haltung des (französischen) Volkes ihre dauerhafte menschheitsgeschichtliche Verkörperung findet:

Dieses Manifest der Vernunft, diese feierliche Proklamation Ihrer Grundsätze wird mächtiger als die niedrigsten Kunstgriffe der Höfe, wird uns vielleicht soviel werth seyn, als eine Armee. [...] Das Frankenvolk ist unüberwindlich wie die Vernunft, unsterblich wie die Wahrheit. Wenn die Freiheit eine solche Eroberung gemacht hat, als Frankreich; so vermag keine menschliche Macht sie daraus zu vertreiben.¹⁵

Souveränität entsteht hier aus einer Selbsterhebung im Rückbezug auf und in der Rückerinnerung an das Naturrecht. Ihre Prosopopoie ist das unbestechliche französische Volk. Der erhabene Modus¹⁶ – äquivalent zur nachempfundenen biblischen Diktion des »Hessischen Landboten« – muss dabei

¹³ Ebd., S. 1f.

¹⁴ Ebd., S. 37.

¹⁵ Ebd., S. 34.

¹⁶ Erhabenheits-Modus nach [Pseudo Longinos]: *Peri hypersous* (wahrscheinlich erste Hälfte des 1. Jahrhunderts nach Chr.).

den rhetorischen Schwung geben, der die nicht verbürgte dynastische Legitimität auszugleichen vermag, die Umwendung vertikaler sozialer Achsen in (fast) Gleichheit und im selben Augenblick die neue Erhabenheitsaufrichtung des Volkes möglich macht:

Voll von diesen Ideen, durchdrungen von diesen Grundsätzen werden wir Ihre Energie mit unsrer ganzen Macht unterstützen. Ausgesetzt den Angriffen aller Leidenschaften, gezwungen zugleich gegen die Republik feindlichen Mächte und die bestochenen Menschen, die ihren Busen zerfleischen, zu ringen; geklemmt zwischen heuchlerische Feigheit und unkluge Hitze des übereilten Eifers, wie würden wir es ohne den geheiligten Befehl des Volkes haben wagen können, uns eine solche Bürde aufzuladen? Wer würde sie tragen, wenn wir uns nicht selbst durch die Größe unsrer Sendung über unsre Schwachheit erhalten fühlten, wenn wir nicht auf ihre eigne Tugend sowohl, als auf den erhabnen Charakter des Volkes, das wir vorzustellen die Ehre haben, vertrautem?¹⁷

Für das, was die Souveränität garantiert (und damit im zeitgenössischen Sinne ein Manifest zu verabschieden möglich macht), wird eine folgenreiche Gleichsetzung vollzogen; es geht um die Gleichsetzung von Partei und Volk:

Seit dem Jahr 1791, wurde die englische Faktion [sic!] und alle Feinde der Freiheit gewahr, daß in Frankreich eine republikanische Parthie existire, die niemals zu einem Vergleich mit der Tyrannie zu bringen seyn möchte. Diese Parthie war das Volk.¹⁸

Mit dem Volk und seiner Herrschaft wird die republikanische Partei zur alleinigen Gemeinschaft. Und die Partei, die nun Volk ist, wird zugleich zum Telos der Menschheit; die Adresse des Manifestes ist damit universalisiert:

Gegenwärtiges Dekret [das zu beschließen Robespierre mit seinem Manifest den Nationalkonvent verlassen will] und der Bericht des Wohlfahrtsausschusses werden gedruckt, in allen Sprachen übersetzt und allen fremden Landen verbreitet werden, um alle Nationen von den Grundsätzen der fran-

¹⁷ Ebd., S. 40. Begleitet wird das Ganze mit der Kritik an der Verunglimpfung der Französischen Revolution, d.h. der Souveränität des Volkes, durch seine Feinde; vgl. ebd., S. 13.

¹⁸ Ebd., S. 8.

zösischen Republik, und den Angriffen ihrer Feinde gegen die allgemeine Sicherheit der Völker zu unterrichten.¹⁹

›Manifest‹ ist nun mit einer Figur gekoppelt, die ich die ›neue Selbstermächtigung der Souveränität‹ nennen möchte. Sie beruht auf einem veränderten Modus der Souveränitätserzeugung. Es geht hier nicht mehr um den Austausch von Personen, die sich im selben Stratum befinden; es geht nicht um Reformen, sondern es geht darum, den Anspruch auf Herrschaft in einem neuen Kollektivsubjekt legitim (zunächst naturrechtlich, dann aber geschichtsteleologisch) zu verankern.

III. Dritte Stufe: Geschichtsteleologie

Solche Geschichtsteleologie werden dann Karl Marx und Friedrich Engels in ihrem »Manifest der kommunistischen Partei« von 1848 weiter explizieren. Seine Ausgangsbedingung ist: Hatte die Bourgeoisie den Adel de facto entmachtet und durch den Universalismus des Kapitals als zentralem neuen Produktionsmittel ersetzt, so geht es nun um die Herrschaft des Proletariats über die Bourgeoisie:

Die politische Gewalt im eigentlichen Sinn ist die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer anderen. Wenn das Proletariat im Kampfe gegen die Bourgeoisie sich notwendig zur Klasse vereint, durch die Revolution sich zur herrschenden Klasse macht und als herrschende Klasse gewaltsam die alten Produktionsverhältnisse aufhebt, so hebt es mit diesen Produktionsverhältnissen die Existenzbedingungen des Klassengegnatzes, der Klassen überhaupt, und damit seine eigene Herrschaft als Klasse auf.²⁰

Den Begriff des ›Manifests‹ für dieses Schriftstück in Ansatz zu bringen, hat zwei miteinander verbundene Voraussetzungen: Die eine Voraussetzung beruht auf der Prophetie des siegreichen Kommens eines »Gespenstes«²¹, des ›Proletariats‹ als *künftigem Souverän des Übergangs*, mit dem die sozialen Restriktionen, die den nur rechtlich verfassten Egalitätsbegriff behinderten,

¹⁹ Ebd., S. 43. Dies sind zugleich die Schlussätze des Manifests.

²⁰ Karl Marx, Friedrich Engels: Manifest der kommunistischen Partei, in: Dies.: Ausgewählte Werke in 6 Bdn., Bd. 1, Berlin 1972, S. 415-451, hier: S. 438.

²¹ Ebd., S. 415.

beseitigt werden. Zweitens spricht dieser neue Souverän in *universalistischer* Perspektive. Diese Perspektive kann eingenommen werden, weil neben dem Freiheits- und Gleichheitsgrundsatz der Französischen Revolution (als der Wiedererinnerung an und der Wieder-Holung der natürlichen Rechte des Menschen) nun mit der Zirkulation von Waren und Kapital eine neue, ökonomisch getriebene Vergemeinschaftung greift, die aus sich heraus eine gemeinsame Form von Menschheit (als Produktions-, Distributions- und Konsumtionsform) gleichsam erzwingt:

Die Bourgeoisie hat durch die Exploitation des Weltmarkts die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet. Sie hat zum großen Bedauern der Reaktionäre den nationalen Boden der Industrie unter den Füßen weggezogen. Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten, und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Weltteilen zugleich verbraucht werden. An die Stelle der alten, durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse, treten neue, welche die Produkte der entferntesten Länder und Klima te zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voreinander. Und wie in der materiellen, so auch in der geistigen Produktion. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur.²²

Das ›Manifest‹ der Partei des Proletariats als Souverän des Übergangs und prophetisch-analytischer Vorwegnahme der Menschheit als selbstbestimmtem Kollektivsubjekt wird dann auch tentativ polemisch, wenn es um die Diskreditierung anderer Souveränitätsansprüche geht. Mit dem Aufruf des Titelblatts und zugleich Schlussatzes: »Proletarier aller Länder, vereinigt euch«²³ ist die Bourgeoisie als Feind markiert; es geht allerdings auch hier nicht nur um die Positionierung des einen Souveränitätsanspruchs gegen einen anderen, der sich auf derselben Ebene befände. Es geht wie auch schon in der

²² Ebd. S. 420.

²³ Ebd., S. 401 und S. 451.

Französischen Revolution um die Herleitung von Souveränität aus der Veränderung des gesellschaftlichen Differenzierungsmodus. Hier wie in der Französischen Revolution wird gegen den falschen Universalismus des Adels oder der Bourgeoisie ein eigenes Vergemeinschaftungsprojekt gesetzt, dessen Anspruch und daher auch Redeweise selbst universalistisch ausgerichtet ist. Der neue Souverän kündigt sich an, weil die Konstitution von Souveränität sich nun aus gewandelten sozialen wie diskursiven Bedingungen begründet. In der Darlegung dieser Situation wird bei Marx und Engels der Anspruch auf Souveränität entfaltet. Der Modus, in dem das geschieht, ist im Wesentlichen Ostentation: das Manifest *ostendiert*. Dies nicht nur bei Marx, sondern in allen politischen Verhältnissen, in denen es nun um den Kampf um die Souveränität geht – so etwa im »Manifest der polnisch demokratischen Verbindung« von 1838 oder im »Manifest im Namen der kroatisch-slawonischen Nation« gegen das unter demselben Namen in Agram erschienene Manifest gerichtet von 1848.

Das Manifest ist daher weniger polemische Öffentlichkeit als rhetorische Ostentation in ›hohem Ton‹. Es besteht überwiegend aus konstativen oder auch imperativen Sätzen, die in der Regel asyndetisch gereiht werden. Grundstruktur ist (immer noch) die rhetorische *enumeratio partium* als Erzeugung von Copia: Die grundsätzliche Annahme rechtmäßiger Herrschaft und rechtmäßigen Handelns wird durch eine ganze Reihe von Gründen und Beispielen ›heraus erzählt‹, um den Eindruck überwältigender Fülle zu erzeugen. Das Ziel ist jetzt aber die Ersetzung des Herrschaft-Treue-Verhältnisses durch neu gewonnene, weil anders konstituierte Körperschaften (die eigenen wie die der Feinde), die imaginativ, gleichsam bildhaft entfaltet werden müssen. Die Körperschaften entstehen aus einer präsentischen Performanz, die sich in die ›leiblichen‹ Körper einschreiben wird. Denn die neue Körperschaft soll als gemeinsamer physischer Körper ›vor Augen gestellt‹ werden, soll nicht abstrakt bleiben, sondern ›ins Blut übergehen‹. Dies denkt und gefällt Friedrich Nietzsche, der in »Also sprach Zarathustra« im Abschnitt »Vom Lesen und Schreiben« einfordert: »Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blut schreibt. Schreibe mit Blut: und du wirst erfahren, daß Blut

Geist ist.«²⁴ Und: »Wer in Blut und Sprüchen schreibt, der will nicht gelesen, sondern auswendig gelernt werden.«²⁵

IV. Vierte Stufe: 1900. Kunst als neuer Souverän

In Blut und Sprüchen schreiben auch jene Autoren, die den ›Manifest‹-Begriff um 1900 oder im bzw. im Gefolge des Ersten Weltkriegs einer neuen Karriere zuführen. Im »Dadaistischen Manifest Berlin«, das von Tristan Tzara und dann der ganzen Gruppe unterzeichnet ist, heißt es:

Die besten und unerhörtesten Künstler werden diejenigen sein, die ständig die Fetzen ihres Leibes aus dem Wirrsal der Lebenskataroke zusammenreißen, verbissen in den Intellekt der Zeit, blutend an Händen und Herzen. – Hat der Expressionismus unsere Erwartungen auf eine solche Kunst erfüllt, die eine Ballotage unserer vitalsten Angelegenheiten ist?

Nein! Nein! Nein! [...]²⁶

Dieses »Nein! Nein! Nein!« gilt auch im Futurismus Marinettis, und es bezieht sich auf die gesamte künstlerische und intellektuelle Vorgeschichte. Fort mit der Vergangenheit. Sie ist zu zertrümmern und durch die viril-vitale Welt der Menge, Masse, Arbeit, der Industrie usw. zu ersetzen. Mit dem Futurismus adressiert sich selbst (und das männliche Publikum) ein neuer Souverän, der gegen alte Formen politischer Souveränität den Absolutismus der Kunst als universalisierte Souveränitätsgeste ins Spiel bringt.²⁷ Damit verbunden

24 Friedrich Nietzsche: *Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen (»Vom Lesen und Schreiben«)*, in: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 7, hg. und eingeleitet v. Werner Heilmann, München o.J., S. 33. Zu Nietzsche als Polemiker siehe Linda Simonis: *Philosophie des Streits? Nietzsches kritische und polemische Denk- und Schreibweisen*, in: *Denker und Polemik*, hg. v. Holger Glinka, Kevin Liggieri, Christoph Manfred Müller, Würzburg 2013, S. 123-143.

25 Nietzsche [Anm. 24], S. 34.

26 Tristan Tzara u.a.: *Dadaistisches Manifest Berlin*, in: *DADA total. Manifeste, Aktionen, Texte, Bilder*, hg. v. Karl Riha, Jörgen Schäfer, ergänzte Ausgabe, Stuttgart 2015, S. 91-94, hier: S. 91.

27 Torsten Hahn verweist zu Recht darauf, dass es beim futuristischen Manifest darum ginge, »die Kunst als solche umzucodieren – und zwar in Politik.« Torsten Hahn: *Avantgarde als Kulturmampf. Das Manifest als Medium artistischer Politik*, in: *Avantgarden*

ist, wie die Forschung einlässlich gezeigt hat, der systematisch betriebene Versuch einer ständig erweiterten Gruppenbildung als Transmissionsriemen futuristischer Kunst- als Lebensvorstellung. Dies setzt nicht nur ein neues gegen ein altes Kunstprogramm, sondern proklamiert das Manifest der Souveränität als die Universalität künstlerisch gegenwärtigen Weltzugangs:

7. Schönheit gibt es nur noch im Kampf. Ein Werk ohne aggressiven Charakter kann kein Meisterwerk sein. Die Dichtung muß aufgefasst werden als ein heftiger Angriff auf die unbekannten Kräfte, um sie zu zwingen, sich vor dem Menschen zu beugen.

8. Wir stehen auf dem äußersten Vorgebirge der Jahrhunderte! ... Warum sollten wir zurückblicken, wenn wir die geheimnisvollen Tore des Unmöglichen aufbrechen wollen? Zeit und Raum sind gestern gestorben. Wir leben bereits im Absoluten, denn wir haben schon die ewige, allgegenwärtige Geschwindigkeit erschaffen.²⁸

Auf die Beziehung zwischen Krieg und Faschismus soll hier nicht eingegangen werden. Festgehalten sei nur: Angestrebt wird der Siegeszug ebenso aggressiver wie sich stets selbst überholender Kunst, wenn man so will: Im Mittelpunkt steht der Souveränitätsanspruch eines Teilsystems der Gesellschaft, das aus dem Blickwinkel politischer Macht bislang allein als dienend angesehen wurde.

V. Fünfte Stufe: 1916/17ff. Dada und die Produktivität des performativen Selbstwiderspruchs

Wie immer man die Genealogie von Dada bestimmen will: Deutlich ist, dass Dada als Bewegung um 1916/17 in Zürich startet und sich so nicht zuletzt auch in realer Weise den militärischen Zwängen des Ersten Weltkriegs entzieht. Es geht dann auch um die ideologisch-diskursiven Zugriffe der Mächte, die den Ersten Weltkrieg betrieben; gegen deren Manifeste der alten Souveränität wird etwas in Gang gesetzt, was solche Manifestationen insgesamt zu annihilieren sucht. Das Werkzeug ist hier – wie auch beim Futurismus – die

in Ost und West. Literatur, Musik und Bildende Kunst um 1900, hg. v. Hartmut Kircher, Maria Klanska, Erich Kleinschmidt, Köln, Weimar, Wien 2002, S. 23-36, hier: S. 24.

²⁸ Marinetti [Anm. 2], S. 77.

Kunst. Wie die Forschung immer wieder betont: Die von Dada besonders adaptierte Äußerungsform ist das Manifest. So finden für Alfons Backes-Haase »die Dadaisten in der Textgattung Manifest buchstäblich das mediale Substrat selbst, in dem und durch das sie ihre individuelle wie ihre kollektive Identität allererst konstruieren.«²⁹ Die Dada-Kunst als neuer Souverän wiederholt dabei eine Begründungsfigur des Futurismus und versucht ebenfalls, das gesellschaftliche Kunstfeld hegemonial zu besetzen, in dem die Gegner, etwa der Expressionismus u.a., klar markiert sind:

Ein Gewebe zerreißt sich unter der Hand, man sagt ja zu einem Leben, das durch Verneinung höher will. Jasagen – Neinsagen: das gewaltige Hokusokus des Daseins beschwingt die Nerven des echten Dadaisten – so liegt er, so jagt er, so radelt er – halb Pantagruel, halb Franziskus und lacht und lacht. Gegen die ästhetisch-ethische Einstellung! Gegen die blutleere Abstraktion des Expressionismus! Gegen die weltverbessernden Theorien literarischer Hohlköpfe! Für den Dadaismus in Wort und Bild, für das dadaistische Geschehen in der Welt. Gegen das Manifest sein, heißt Dadaist sein!³⁰

Dies trifft Dada dann auch selbst, und hier ließe sich eine Linie von Dada etwa zum Surrealismus ziehen.³¹ Seit der Zeit vervielfältigt sich die Zahl der Manifeste in den Absolutismus-Erklärungen einzelner Kunstrichtungen, die auf die eine oder andere Weise den Anspruch erheben, das Leben selbst zum Ausdruck zu bringen, und sich alle mit polemischer Geste auf den ›Spießer‹ – das ist nicht zuletzt der Bildungsbürger – beziehen.

Jedoch geht es in Tzaras Formulierung »Gegen ein Manifest sein, heißt Dadaist sein!« um mehr. Die Struktur des Manifests selbst wird angegriffen. Sätze, deren konstative wie performative Kraft Souveränität begründen sollten, werden konfundiert und damit bodenlos. Die Struktur des Manifests,

²⁹ Alfons Backes-Haase: »Wir wollen triezzen, stänkern, bluffen ...«. Dada-Manifestationen zwischen Zürich und Berlin, in: Asholt, Fähnders [Anm. 6], S. 256–274, hier: S. 257.

³⁰ Dadaistisches Manifest Berlin (Tristan Tzara u.a.) [Anm. 26], S. 94.

³¹ Wobei die surrealistischen Manifeste, zumindest die von André Breton (1924, 1930), den stilistischen Charakter des futuristischen oder dadaistischen Manifests aufgegeben haben, sich eher wie poetologische Programmreflexionen lesen. Vgl. André Breton: Die Manifeste des Surrealismus, Reinbek b. Hamburg 1977. Peter Bürgers Analyse dazu wird immer wieder herangezogen. Vgl. Peter Bürger: Der französische Surrealismus. Studien zum Problem der avantgardistischen Literatur, Frankfurt a.M. 1971.

die einen legitimen Anspruch textuell immer als enumeratio partium entfaltete (der Gegner, der Feind hat in diesen drei, vier, fünf Bereichen gegen meine berechtigten Ansprüche verstoßen – und diese Bereiche werden dann genannt und dargelegt), wird nahezu endlos inflationiert. Eine nicht mehr überschaubare Copia tritt an die Stelle der bislang rubrizierbaren und damit begrenzbaren Felder. Es entsteht auch kein kohärentes Ensemble mehr, sondern eine sich bewusst widersprechende und damit in sich selbst aufhebende Reihe. Und solches Verfahren ist dann noch einmal negativ potenziert, wenn diese Reihe zugleich auch wiederum abgelehnt wird. So kündigt Tristan Tzara im »Manifest Dada 1918« an:

Ich schreibe ein Manifest und will nichts, trotzdem sage ich gewisse Dinge und bin im Prinzip gegen Manifeste, wie ich auch gegen die Prinzipien bin – (Decilitermasse [sic!] für den moralischen Wert jeder Phrase – zu viel Bequemlichkeit; die Approximation wurde von den Impressionisten erfunden). Ich schreibe dieses Manifest, um zu zeigen, daß man mit einem einzigen frischen Sprung entgegengesetzte Handlungen gleichzeitig begehen kann; ich bin gegen die Handlung; für den fortgesetzten Widerspruch, für die Bejahung und bin weder für noch gegen und erkläre nicht, denn ich hasse den gesunden Menschenverstand.³²

An die Stelle einer zumindest rest-kohärenten Darlegung tritt das abundierende Reihenprinzip:

Jedes Erzeugnis des Ekels, das Negation der Familie zu werden vermag, ist **Dada**; Protest mit den Fäusten, seines ganzen Wesens in Zerstörungshandlung: **Dada**; Kenntnis aller Mittel, die bisher das schamhafte Geschlecht des bequemen Kompromisses und der Höflichkeit verwarf: **Dada**; Vernichtung der Logik, Tanz der Ohnmächtigen der Schöpfung: **Dada**; jeder Hierarchie und sozialen Formeln von unsrern Gegnern eingesetzt: **Dada**; jeder Gegenstand, alle Gegenstände, die Gefühle und Dunkelheiten; die Erscheinungen und der genaue Stoß paralleler Linien sind Kampfmittel: **Dada**; Vernichtung des Gedächtnisses: **Dada**; Vernichtung der Archäologie: **Dada**; Vernichtung der Zukunft: **Dada** [...]. Freiheit: **Dada, Dada, Dada**, aufheulen der verkrampten Farben, Verschlingung der Gegensätze und aller Widersprüche, der Grotesken und der Inkonsistenzen: **Das Leben**.³³

32 Tristan Tzara: Manifest Dada 1918, in: DADA total [Anm. 26], S. 35-45, hier: S. 36f.

33 Ebd., S. 45.

Tzaras Dada operiert mit einer prädikativen Universalisierung, die zugleich die Auslöschung des Distinkten bedeutet: Dada ist a, Dada ist b, ist c–z. Wenn aber nahezu alles Dada ist, wird der Akt der Prädizierung selbst differenzlos und damit überflüssig. Er wird oft durch klangliche Kontiguitäten ersetzt, ja der ganze Text gerät nicht selten eher zu Sound als zu Semantik, und dies insbesondere in den literarischen Texten. Das Manifest wird zum Schwingen und vielfach zur Erregung gebracht.

Seit Peter Bürgers »Der französische Strukturalismus« von 1971 wird Tzaras »Gegen das Manifest sein, heißt Dadaist sein!« im Sinne der Selbstaufhebung des Manifests diskutiert. Gegen Bürgers These von der Selbstaufhebung des Manifests haben Hubert van den Berg (im Rekurs auf Samuel Friedländers/Mynonas Wahrnehmung) Dada als »schöpferische Indifferenz³⁴ und Alfonso Backes-Haase als ›metasemiotische Praxis³⁵ zu interpretieren versucht. Wie auch immer man dies im Einzelnen einordnen und bewerten mag, so liegt es m.E. auf der Hand, dass das Dada-Manifest ein Manifest gegen die alte Konzeption des Manifests darstellt, die nun ihrerseits zum Feind gerät. Ich schließe hier an Peter Bürger an: »War bislang jede neue künstlerische Bewegung nicht nur für eine Sache, sondern auch für sich selbst als Vertreterin dieser Sache eingetreten, so wird eben dieses Engagement vom Dadaismus gekündigt.«³⁶ Es geht dann um die Kritik am Begründungsmodus selbst, ein Modus ›indikativus-konstativus‹, der immer mit der Nietzsche'schen ›Blut-Performanz‹ konstatter Sätzen verbunden ist. Die Begründung, die sich aufhebt, indem sie sich begründet, ist ein Kunstprojekt, das seinerseits eine ständige Transformation notwendig macht und nur als Kunst funktionieren kann. Sie lässt sich nur als spielerischer Umgang mit dem performativen Selbstdwerspruch realisieren, der entsteht, wenn im Zuge des Sagens das Gesagte zugleich aufgehoben wird. Dann ist alles, aber nacheinander, ›Dada‹, der Akt der Signifikation wird bodenlos und damit auch das Manifest. Dies zu manifestieren, ist gewissermaßen ein letztes Manifest, das aber paradoixerweise solange andauert, wie im Akt der Durchstreichung solcher Ostentation noch

³⁴ Vgl. dazu die Darlegungen von Hubert van den Berg: Tristan Tzaras »Manifeste DADA 1918«: Anti-Manifest oder manifestierte Indifferenz? Samuel Friedländers ›Schöpferische Indifferenz‹ und das dadaistische Selbstverständnis, in: Neophilologus 79, 1995, S. 353–376.

³⁵ Backes-Haase [Anm. 29].

³⁶ Bürger [Anm. 31], S. 41f.

eine Variation erzeugt werden kann. Ein Manifest kann dann auch aus unterschiedlichen Manifesten zusammengesetzt werden, ohne dass etwas Störendes entstünde: Das Manifest ist universell polemisch geworden und hat damit die Differenz von Manifest und Polemik auch dadurch aufgelöst, dass sich das Manifest nun polemisch gegen sich selbst richtet.

Besonders eindrucksvoll wird dies in der Travestie deutlich. Julian Rosefeldts Film »Manifesto« von 2018, bestehend aus Szenen-Installationen, in denen immer Cate Blanchett mit außerordentlicher Wandlungsfähigkeit unterschiedliche, oft miteinander vermischtene Manifeste in bewusst surreal wirkenden Ambientes vorträgt, führt den Gestus des Manifests durch ›sich selbst hindurch‹ und rettet ihn auf diese Weise. Einer raffinierten strukturalen Logik folgend setzt der Film Sätze, Kontexte und Habitus mit- und gegeneinander in Szene, travestiert und erhält auf diese Weise den ›performativen Zauber‹, den Dada zu entfalten suchte. »Manifesto« lässt sich auf diese Weise auch als eine postmoderne Replik auf die moderne Kritik des Dada an der Postmoderne lesen, wie sie etwa in der Beilage von »De Held«, Jg. 4, Nr. 2 (Mai/Juni 1988) mit dem Text: »Manifesto. Post-Modernism can make you blind« zum Ausdruck gebracht wurde. Der Beitrag in »De Held« schließt mit den Sätzen:

Post-Modernism really does make you blind to reality. And with what's known about it today, you probably have to be something else to start buying Post-Modernism in the first place. To Bratwurst. Dumbo. Don't believe in PM, it doesn't believe in you.³⁷

Der Versuch, die auflösende Kraft der Kunst, das Lachen über die zerstörende Macht der Ideologien in Szene zu setzen, ist seit den Avantgarden des 20. Jahrhunderts sehr stark an die theatrale Performanz solcher ›Manifestationen‹ gebunden. Die Ausstreichung der ostentativen Geste sich manifestierender Souveränität wird wiederholt, und mit der Aufmerksamkeit auf die Variation solcher Ausstreichungen kann das markierende Verfahren selbst erfolgreich irritiert werden. Das herrschaftliche Manifest wird so durch den für den Moment berechneten Herrschaftsanspruch der performativen Irritation ersetzt: Es herrscht für den Augenblick, weil es den Augenblick beherrscht. Dass dies dann stets re-iteriert werden muss – und zwar mit Steigerungsimplikativ –, liegt im Modus polemischer Verabsolutierung des Manifests gegen

37 Zit. n. Ralf Grüttemeier: Das Manifest ist tot – es lebe das Manifest. Über die poetologische Dimension der Debatte um postmoderne Manifeste, in: van den Berg, Grüttemeier [Anm. 6], S. 367–383, hier: S. 369.

das Manifest selbst begründet: zunächst als Antidot gegen die Kriegsfratzen und gleichzeitigen Euphemismen des Ersten Weltkriegs, dann als Sammlung der Getreuen in der Auseinandersetzung mit anderen Kunstrichtungen und der Transformation der eigenen. Es wird ein Anspruch formuliert, der zugleich um seine zeitliche wie räumliche Begrenztheit weiß und daher von ›Festival zu Festival‹ weiterzieht. Das Manifest, das gegen Manifeste ist, verbraucht sich gewissermaßen selbst, in der Abnutzung von Aufmerksamkeit vor einer ebenso lokal adressierten, wie massenkommunikativ dann unadressierbaren Öffentlichkeit.³⁸ Es verbraucht sich gerade, weil es alle Ostentationen ausstreckt, damit inhaltlich redundant wird und so alle Aufmerksamkeit auf das ›Wie‹ der Ausstreichung richten kann, solange auch dies nicht zur Wiederholung gerät, solange also die Inszenierung des Events ›bindet‹. Was auch von den Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts bleibt, ist der ›Eventbezug‹ der Aufmerksamkeitsgewinnung, der in den heutigen Medienöffentlichkeit(en) fast ubiquitär geworden zu sein scheint. Dieser gegenwärtige Eventbezug subvertiert in der Skandalisierung des Ereignisses aber nicht mehr den Modus der Souveränitätserzeugung selbst, sondern nutzt den Pólemos erneut im Sinne eines Freund-Feind-Schemas. Die Übertretung, die Skandalisierung gilt dem Feind und zugleich dem System, das die Existenz solcher Feinde ermöglicht. Was die Kunst vorzuleben versucht hat (die Grenze zwischen Sagbarem und Nicht-Sagbarem immer weiter aufzulösen), wird vom ›Spießer‹ nun auch dazu genutzt, das eigene Gewaltverlangen auszuleben.

38 Peter Bürger hat dies bereits 1971 wie folgt formuliert: »Auch die avantgardistischen Bewegungen, die sich um die Ausarbeitung jeweils neuer Formen bemühen, zielen im Grund ebenfalls nur auf die Eroberung des Marktes ab. Zugleich vollzieht sich eine komplementäre Entwicklung. In dem Maße, in dem das Kunstwerk zur Ware wird, nimmt die Warenwelt künstlerische Züge an« (Bürger [Anm. 31], S. 43).

Polemische Aktivitäten.

Karl Kraus und Stefanie Sargnagel

Rupert Gaderer

I. »The Kraus Project« (2013)

Im Jahr 2013 publiziert der US-amerikanische Schriftsteller Jonathan Franzen »The Kraus Project«.¹ Dabei handelt es sich um die amerikanische Übersetzung von Karl Kraus' Essays »Heine und die Folgen« (1910) und »Nestroy und die Nachwelt. Zum 50. Todestage« (1912), die mit umfangreichen Fußnoten kommentiert werden. Das medienphilologische Projekt wird von dem US-amerikanischen Literaturwissenschaftler Paul Reitter und dem Schriftsteller Daniel Kehlmann unterstützt, die neben Franzen einzelne Passagen der Essays literatur- und mentalitätshistorisch in den Kommentaren erläutern. Die insgesamt 95 Einträge sind nicht marginal oder randständig, sondern rahmen die Kraus'schen Texte und eröffnen neue Möglichkeiten der Lektüre. Dabei werden sie nicht an den Rand der Seite oder an das Ende des Textes verwiesen, sondern als integraler Bestandteil der Publikation ausgewiesen (Abb. 1).²

Die Funktion des ›Beiwerks‹ besteht darin, die Kraus'schen Überlegungen in die Gegenwart zu übersetzen. So wird der Wiener Publizist in den Kommentaren als einer der ersten Blogger bezeichnet und die Zeitschrift »Die Fackel« mit einem Blog verglichen.³ Die Gefahr des Nexus zwischen Technologie, Kommerzialisierung und Überwachung – vor der Kraus in »Heine und die Folgen« im Besonderen warnt – sei in der unheimlichen Gestalt

-
- 1 Jonathan Franzen: *The Kraus Project. Essays by Karl Kraus. Translated and annotated by Jonathan Franzen with assistance and additional notes from Paul Reitter and Daniel Kehlmann. A bilingual Edition*, New York 2013.
 - 2 Zum Kommentar als ein Oszillieren zwischen Text und Nicht-Text siehe Gérard Genette: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, Frankfurt a.M. 2001, S. 327.
 - 3 Franzen: *The Kraus Project* [Anm. 1], S. 4/Fn. 1, S. 11/Fn. 3, S. 44/Fn. 32 und S. 57/Fn. 42.

Abbildung 1: Jonathan Franzen: The Kraus Project, S. 6-7.

der Netzwerkplattformen und IT-Unternehmen wiedergekehrt. Franzen formuliert dies in einem Abschnitt des fünften Kommentars:

What we can all agree to do instead is to deliver ourselves to the cool new media and technologies, to Steve Jobs and Mark Zuckerberg and Jeff Bezos, and to let them profit at our expense. Our situation looks quite a bit like Vienna's in 1910, except that newspaper technology (telephone, telegraph, the high-speed printing press) has been replaced by digital technology and Viennese charm by American coolness.⁴

Die Hauptthemen der Polemik in »Heine und die Folgen« – Entstellung der Sprache, Dichotomie zwischen ›romantisch‹ und ›deutsch‹ und Pressekritik – werden auf virtuelle Lebenswelten übertragen. Die von Heine popularisierte französisch-feuilletonistische Ideologie sei es, um ein bekanntes Bild zu wiederholen, die den Menschen einredet, dass »Locken« auf einer »Glatze« wach-

4 Ebd., S. 14/Fn. 5.

sen.⁵ Franzen argumentiert dahin gehend, dass soziale Medien (v.a. Blogs, Facebook und Twitter) Subjekte zum Konformismus erziehen, eine ökonomische Ungleichheit schaffen, den Qualitätsjournalismus zersetzen und das literarische Schreiben verhindern. Kurz gesagt: Kraus' Auseinandersetzung mit dem Mediensystem seiner Zeit wird eine Bedeutsamkeit für die Kritik an der unmittelbaren Gegenwart attestiert.

Warum ich »The Kraus Project« als Ausgangspunkt meiner Überlegungen gewählt habe, hängt damit zusammen, dass die Buchpublikation in mehreren Passagen die Frage nach den Differenzen und Konvergenzen zwischen einer analogen und digitalen ›polemischen Öffentlichkeit‹ aufwirft. Dabei ist eine Grundannahme für meine weiteren Überlegungen wesentlich, die konträr zu Franzens medienhistorischen Beobachtungen stehen: Medien sind nicht lediglich das Ziel und der Darstellungsort von Polemiken. Vielmehr entfalten sie etwas, das man als polemogene Bereiche bezeichnen kann. Die Ausdehnung dieser Bereiche und die Spezifität der polemischen Aussage werden von medialen Praktiken ermöglicht. Unter dieser Prämisse wird im Folgenden die Polemik *erstens* als eine parasitäre Praktik gefasst, die eine spezifische Erkenntnisweise befördert. Betrifft dies vor allem eine epistemologische Auseinandersetzung, so stehen *zweitens* die Erregungs- und Hass-Foren im Mittelpunkt, die für Karl Kraus' publizistische und literarische Polemik relevant sind. *Drittens* und *letztens* stellt sich die Frage, inwiefern sich die behauptete starre Dichotomie zwischen Analogem und Digitalem am Beispiel von Stefanie Sargnagels Polemiken als ein Trugschluss erweist und dabei Hasskommentare in sozialen Medien relevant sind.

5 Karl Kraus: Heine und die Folgen, in: Ders.: Schriften, hg. v. Christian Wagenknecht, Bd. 4: Untergang der Welt durch schwarze Magie, hg. v. Christian Wagenknecht, Frankfurt a.M. 1989, S. 185–210, hier: S. 188. Zu Kraus' polemischer Auseinandersetzung mit Heine siehe die einschlägigen Studien von Dietmar Goltschnigg: Die Fackel ins wunde Herz. Kraus über Heine. Eine »Erledigung? Texte, Analysen, Kommentar, Wien 2000 und Ruth Esterhammer: Kraus über Heine. Mechanismen des literaturkritischen Diskurses im 19. und 20. Jahrhundert, Würzburg 2005.

II. Aufschub und Skalierungstechniken

Die Polemik repräsentiert die Situation eines Kampfes, dessen Ziel darin besteht, den Gegner zu desavouieren.⁶ Es handelt sich *nicht* um einen bloßen Meinungsstreit, bei dem der Eindruck entsteht, dass beide Parteien Unrecht haben. Vielmehr bedient sich die Polemik der treffenden Argumentation, des bissigen Vorwurfs oder der angriffslustigen Rede, um das Gegenüber zu verletzen. Darüber hinaus berührt das Polemisieren den Vorgang, Verteiler zu besetzen, Kanäle zu sabotieren und Botschaften umzuleiten, um Bereiche der Kommunikation zu okkupieren und ein Kollektiv von der moralischen, politischen oder ästhetischen Niederträchtigkeit des Gegners zu überzeugen. Das virtuose Können der Polemikerin oder des Polemkers besteht darin, mittels medialer Praktiken Schauplätze der Beleidigung, der Denunziation und des Überredens aufzuspannen und effizient für ihre Kommunikation zu nutzen. Dies ist einer der Gründe dafür, warum der Literatur- und Medienwissenschaftler Marshall McLuhan in »Understanding Media. The Extensions of Man« (1964) die Presse im späten 19. Jahrhundert als einen prominenten Ort polemischer Aktivitäten ausmacht.⁷ Die polemische Aussage im Massenmedium Zeitung kann eine besonders starke Bindekraft produzieren, weil sie das Stiften von Bündnissen und die Rekrutierung von Parteigängern im Kampf gegen Kontrahenten ermöglicht.

Dabei ist wesentlich, dass der Streitgrund, das polemische Thema, disputabel ist. Es muss so beschaffen und aufbereitet sein, dass es umstritten

⁶ Der Begriff Polemik bezeichnet – in aller Kürze zusammengefasst – einen Konflikt im Kontext historisch variabler Argumentations- und Streitkulturen, der vor allem über die Öffentlichkeit ausgetragen wird: In der Frühen Neuzeit gilt sie als Agens der Formierung einer Expertenkultur, in der Aufklärung als eine Tätigkeit der Erregung des Denkens und spätestens in der Moderne als ein zentrales Element bei der Aushandlung von Kontroversen. Aus der Vielzahl an Forschungsliteratur siehe Gelehrte Polemik: Intellektuelle Konfliktverschärfungen um 1700, hg. v. Kai Bremer, Carlos Spohr-hase, Frankfurt a.M. 2011; Günter Oesterle: Das »Unmanierliche« der Streitschrift. Zum Verhältnis von Polemik und Kritik in Aufklärung und Romantik, in: Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit, hg. v. Franz Josef Worstbrock, Helmut Koopmann, Tübingen 1986, S. 107-120; Walther Dieckmann: Streiten über das Streiten. Normative Grundlagen polemischer Metakommunikation, Tübingen 2005 und Dirk Rose: Polemische Moderne. Stationen einer literarischen Kommunikationsform vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Cöttingen 2020.

⁷ Marshall McLuhan: Die magischen Kanäle. »Understanding Media«, Düsseldorf u.a. 1992, S. 70.

und kritisierbar ist – ein Thema, bei dem es sich lohnt, Energie zu investieren und Aggressionen zu entladen. Genauer betrachtet ist die Polemik nicht im übertragenen Sinn der Motor der Streitenden, sondern etwas, das man als *duftenden Klebstoff* bezeichnen kann. Der Gegenstand muss sowohl für das Publikum als auch für den Verfasser eine Attraktivität besitzen und zum Verweilen auffordern. Kraus, der den modernen Diskurs über die Polemik erheblich prägte, hat dies in seiner Zeitung »Die Fackel« auf den Punkt gebracht.

Sie mögen bedenken, daß mir meine polemische Laune nicht so leicht zu verderben ist, und während andere Polemiker sich dadurch beliebt machen, daß ihnen der Atem ausgeht, mich das Fortleben meiner Objekte immer von neuem anregt. Sie mögen bedenken, daß ich die Großen bis zu den Schatten verfolge und auch dort nicht freigabe, aber auch schon manchem kleinen Mann den Nachruhm gesichert habe.⁸

Das Ziel der Polemik ist nicht die Vernichtung mit dem ersten Schlag, sondern der ausgedehnte Kampf um die Hoheit über ein Thema. Der Aufschub des eigentlichen Urteils dient der Erzeugung von Spannung sowie der Erregung des Publikums und des Verfassers. Die Ereignisse und Charaktereigenschaften werden mittels Medienpraktiken skaliert: Entdeckte Fehlritte werden vergrößert und der eigenen Argumentation hinderliche Aspekte verkleinert. Das Polemisieren basiert auf einer Skalierungstechnik, bei der die Größe und Verdichtung von Ereignissen, Charaktereigenschaften und Gefühlen mittels medialer Praktiken umgesetzt werden.

Verschafft man sich einen Überblick über literaturwissenschaftliche Modelle der Polemik, so fällt auf, dass immer wieder medientheoretische Be trachtungsweisen miteinfließen.⁹ Diese Überlegungen behandeln nicht das parasitäre Moment der Polemik. Das ist erstaunlich, denn es ist unverkennbar, dass in polemischen Situationen viel Energie und Kraft aufgewendet wird, um Informationen abzuzweigen, falsch auszulegen und zu verbreiten; und dies mit dem Ziel, sich Gehör zu verschaffen und eine Meinung als

8 Karl Kraus: Der kleine Pan röhrt noch, in: Die Fackel 13, 1911, Nr. 321-322, S. 57-64, hier: S. 64.

9 So etwa das bis heute immer noch einflussreiche Modell von Jürgen Stenzel: Rhetorischer Manichäismus. Vorschläge zu einer Theorie der Polemik, in: Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit, hg. v. Franz Josef Wurstbrock, Helmut Koopmann, Tübingen 1986, S. 3-11, hier: S. 10-11.

Gewissheit zu etablieren. Genauer betrachtet handelt es sich bei der polemischen Situation um einen Kampf, der sich darum dreht, den Widersacher mittels medialer Praktiken als Parasiten darzustellen und als das eigentliche Übel zu isolieren.¹⁰ Der polemische Lärm zielt darauf, dem Gegenüber das Sprechen und Hören zu entziehen. Die Aufmerksamkeit des Publikums wird mittels unterschiedlicher Medien auf sich gezogen, um dem Gegner mit Achtlosigkeit zu schaden. Wer in dieser Gemengelage der störende Parasit ist, hängt von der Perspektive des Beobachters ab: Der Polemiker ist des Polemikers Feind.

Bereits bei dieser Beschreibung der polemischen Kommunikation wird offensichtlich, dass der eine dem anderen beim Aussprechen seiner Wahrheit im Weg steht. Polemiker wie Heinrich Heine oder Karl Kraus sowie die Polemikerin Stefanie Sargnagel wissen sehr genau, dass diejenigen, die die Informationskanäle besetzt halten, Spielanteile der Macht erhalten. So lautet eine bis heute immer noch wirksame Kritik *nach* Heine, Kraus und Sargnagel, dass Mediensysteme – wie Presse oder soziale Medien – ihre hervorgehobene Position missbrauchen, um Menschen zu manipulieren. Deswegen zielt die polemische Aktivität darauf, die Gegner aus medialen Versammlungsräumen zu vertreiben, da sie als Störungen aufgefasst werden, die das Aussprechen der eigenen Wahrheit behindern.

III. Zitieren und virtuelle Stimmen

Neben diesem Aspekt des parasitären Kampfes lässt sich beobachten, dass die Polemik auf eine Praktik zurückgreift, die man ebenso als parasitär bezeichnen kann. Angesprochen ist damit das Verfahren des Zitierens, das darauf beruht, etwas Vorgängiges zu benutzen und Informationen abzuleiten, um den Irrtum oder die Wahrheit einer Aussage unter Beweis zu stellen. In polemischen Situationen wird das Zitieren als bevorzugtes Mittel eingesetzt, um denjenigen, von dem das Zitat stammt, zum Gespött zu machen. Das Zitat holt eine Formulierung auf einen neuen Schauplatz und weist als repressives und unauffälliges Verfahren dem Schreiben einen bestimmten Ort zu. Die mimetische Strategie besteht nicht im Akt des Aussprechens – sondern im Akt des Wiederholens. Das polemische Zitieren ist eine parasitäre Praktik,

¹⁰ Zur Figur und den Operationen des Parasiten siehe Michel Serres: *Der Parasit*, Frankfurt a.M. 1987.

bei der es darum geht, bestimmte Aussagen bei gleichbleibender Gestalt umzuwandeln und sie für die eigenen Bedürfnisse einzusetzen. Der Gegner wird mit den eigenen Worten verurteilt.

Kaum verwunderlich basiert die Medienkritik von Karl Kraus zu einem beträchtlichen Teil auf der Praktik des Zitierens, beispielsweise mit Schere, Kleber und Papier.¹¹ Das Verfahren lässt sich auch in »Die letzten Tage der Menschheit« (1922) wiederfinden, also in jenen mehr als zweihundert Szenen, die zum größten Teil aus Zitaten bestehen. Die Sprache wird als Zitat zugerichtet und gefasst, sodass sie selbst ihre zynische Einstellung preisgibt. Dabei polemisiert Kraus gegen die Kriegsbereitschaft der Bevölkerung, die Hurra-Rufe auf den Straßen Wiens und die Zeitungen als ideologische Hassverstärker. »Die letzten Tage der Menschheit« ist ein heterogenes Ensemble, das sich zu einem guten Teil aus propagandistischen Zeitungsmeldungen, privaten Briefen, militärischen Ansprachen oder bürokratischen Anordnungen zusammensetzt. »Die unwahrscheinlichsten Gespräche«, so Kraus im Vorwort, »die hier geführt werden, sind wörtlich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate.«¹² Kraus verfolgt eine ›Mimesis der Rede‹, und zwar mit dem Ziel, den Maschinen der kriegerischen Stimmung etwas polemisch entgegenzusetzen.¹³ Das kriegerische Denken – fernab der Front – verwandelt Wien in einen künstlichen Kriegsschauplatz der zitierten Stimmen.

In der Forschung wurde mehrere Male darauf aufmerksam gemacht, inwiefern die polemische Rede in »Die letzten Tage der Menschheit« eine Form der Kritik an der Presse darstellt: Sie zielt – so in »Untergang der Welt durch

¹¹ Zum Zitieren als »polemisches Grundverfahren« siehe Walter Benjamin: Karl Kraus, in: Ders.: Gesammelte Schriften, hg. v. Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser, Bd. 2/1, Frankfurt a.M. 1991, S. 334–367, hier: S. 362. Und zu Verfahren des Ausschneidens und Einfügens siehe Juliane Vogel: Materialbeherrschung und Sperrgewalt. Der Herausgeber Karl Kraus, in: Die Souveränität der Literatur. Zum Totalitären der Klassischen Moderne 1900–1933, hg. v. Uwe Hebeckus, Ingo Stöckmann, München 2008, S. 459–471, hier: S. 461.

¹² Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog, in: Ders.: Schriften [Anm. 5], Bd. 10, hg. v. Christian Wagenknecht, Frankfurt a.M. 1986, S. 9.

¹³ Zur Mimesis der Mündlichkeit siehe Heinz Hiebler: Phonogramme der Wiener Moderne, in: Phono-Graphien. Akustische Wahrnehmung in der deutschsprachigen Literatur von 1800 bis zur Gegenwart, hg. v. Marcel Krings, Würzburg 2011, S. 189–208, hier: S. 191.

schwarze Magie« (1912) abstrakt gefasst – auf einen Journalismus, der Neben-sächlichkeiten als Hauptachsen verkauft, wodurch die Aufmerksamkeit und die Empathie der Leserinnen und Leser gestört werden.¹⁴ Die Kritik richtet sich gegen die Phrase, die den Blick auf die Kriegswirklichkeit verstellt. Die Polemik betrifft einen weiteren Aspekt, der bislang kaum im Zentrum der Auseinandersetzung mit dem Monumentaldrama stand. Dabei handelt es sich um polemisch beschriebene Hass-Szenen, in denen die besagten Stimmen zitatahaft aufgerufen werden. Die Regieanweisung »Menge versammelt sich« ist das Alarmsignal der darauffolgenden Erregung und nahenden Hassausbrüche. Zumeist sind diese Foren der Erregung und des Hasses an die Infrastruktur der Straße oder des Platzes gebunden und ermöglichen der Masse ihren Schauplatz und eigene Zeugenschaft. Dabei ist der wiederholte Ruf der Zeitungsasträger – »Extraausgabe –!« – das Signal für die Versammlung der Menschen. Die Stimmen empören sich gegenseitig und bilden etwas, das Elias Canetti in »Masse und Macht« (1960) als Hetzmasse bezeichnet hat. Sie ist eine rasch gebildete Gemeinschaft, die sich entschlossen auf ein Ziel richtet und den Einzelnen, der sich in der Vielzahl sicher fühlt, mit sich trägt, um den Feind zu vernichten.¹⁵ Offensichtlich richtet sich die polemische Rede in »Die letzten Tage der Menschheit« gegen die Hetzmasse auf den Straßen Wiens. Zugleich wird beim Fall Kraus erkennbar, dass die polemische Rede eingesetzt wird, um die Masse zu erregen. Dem Polemiker Kraus gelang es nämlich, so der Bewunderer Canetti in seinem Essay »Karl Kraus, Schule des Widerstands« (1965), während seinen Vorlesungen im Wiener Konzerthaus eine »Hetzmasse aus Intellektuellen«¹⁶ zu bilden. Man erkennt hier sehr gut die doppelte Funktionsweise der Polemik: Sie wird als Kritik gegen die Hetzmasse eingesetzt und dient zugleich als Erregungsmoment ihrer Mobilisation.

¹⁴ Karl Kraus: Untergang der Welt durch schwarze Magie, in: Ders.: Schriften [Anm. 5], Bd. 4, hg. v. Christian Wagenknecht, Frankfurt a.M. 1989, S. 424-453. Zur Kritik an der Presse siehe Jan Philipp Reemtsma: Der Bote. Walter Benjamin über Karl Kraus, in: Ders.: Schriften zur Literatur, Bd. 3: Literarische Endspiele von Karl Kraus bis Walter Kempowski, München 2015, S. 33-48.

¹⁵ Zum Begriff der Hetzmasse siehe Elias Canetti: Masse und Macht, Frankfurt a.M. 2010, S. 54-59. Und zu Canettis Konzept der Masse im theoretischen Kontext der Menschenmenge siehe Michael Camper: Masse lesen, Masse schreiben. Eine Diskurs- und Imaginationsgeschichte der Menschenmenge 1765-1930, München 2007, S. 25-29 und S. 514.

¹⁶ Elias Canetti: Karl Kraus, Schule des Widerstands, in: Ders.: Das Gewissen der Worte. Essays, Frankfurt a.M. 1981, S. 42-53, hier: S. 45.

In »Die letzten Tage der Menschheit« ist das Ziel der versammelten Menge das Verletzen und in letzter Konsequenz das Töten des Gegners auf den Straßen und Plätzen der Donaumetropole. Das Zitieren der Stimmen ermöglicht eine polemische Rede gegen die Hassreden auf der Straße. Kraus konzipiert »Die letzten Tage der Menschheit« als eine virtuelle Realität der vielen Stimmen. Was das Theater als Dokument eines Zeitgeistes ausstellt, so Kraus, ist alles Spiel an einem anderen Ort:

Das Dokument ist Figur; Berichte erstehen als Gestalten, Gestalten verenden als Leitartikel; das Feuilleton bekam einen Mund, der es monologisch von sich gibt; Phrasen stehen auf zwei Beinen – Menschen behielten nur eines.¹⁷

Es sind keine Figuren, die hier sprechen, sondern »Täter und Sprecher einer Gegenwart«,¹⁸ die als »Schatten und Marionetten« agieren und auf die »Formel ihrer tätigen Wesenlosigkeit«¹⁹ gebracht werden. Es sind Stimmen, die akustische Gestalten bilden und aus unzähligen Berichten und Aussagen, die Kraus für das Stück sammelte und umfunktionierte, zitiert werden.

Am deutlichsten zeigt sich dies in den Szenen am *Ringstraßen-Korso. Sirk-Ecke*. Dieser urbane Raum bildet ein Areal, auf dem sich die Stimmen versammeln und zu Beginn jedes Aktes ein Forum bilden. Genauer handelt es sich um einen öffentlichen Bereich, in dem sich Menschen aufhalten und Kontakte knüpfen, während vorbeimarschierende Soldaten zunächst bejubelt und später für ihr Humpeln sowie ihren Kriegswahnsinn bemitleidet werden. Im 1. Akt lösen die Stimmen eine Kettenreaktion von Hassreden aus, wobei sich die Erregung selbst fortsetzt und von einem Menschen zum nächsten überträgt. Die außergewöhnliche Erregung öffentlicher Ärgernisse ist hier gewöhnlich geworden. Es sind Meinungen und Handlungen, die das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzen. Geprägt sind diese Hass-Szenen von einem gegenseitigen Aufwiegeln, Aufpeitschen und Anstacheln der Stimmen, die durch die Wiederholung polemisch kommentiert werden.

Wien, Ringstraßen-Korso. Sirk-Ecke. Etliche Wochen später. Fahnen an den Häusern. Vorbeimarschierende Soldaten werden bejubelt. Allgemeine Erregung. Es bilden sich Gruppen.

EIN ZEITUNGSAUSRUFER: Extraausgabe –!

¹⁷ Kraus: *Die letzten Tage der Menschheit* [Anm. 12], S. 9.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd.

[...]

EIN WIENER (*hält von einer Bank eine Ansprache*): -- denn wir mußten die Männer des ermordeten Thronfolgers befolgen da hats keine Spompanadeln gegeben -- darum, Mitbürger, sage ich auch [...] Die Sache für die wir ausgezogen wurden, ist eine gerechte, da gibt's keine Würschteln, und darum sage ich auch, Serbien -- muß sterben!

Stimmen aus der Menge: Bravo! So ist es! – Serbien muß sterben! – Ob's da wüll oder net! – Hoch! – A jeder muß sterben!

EINER AUS DER MENGE: Und a jeder Ruß –

EIN ANDERER (*brüllend*): – ein Genuß!

EIN DRITTER: An Stuß! (*Gelächter.*)

EIN VIERTER: An Schuß!

ALLE: So is! An Schuß! Bravo!

DER ZWEITE: Und a jeder Franzos?

DER DRITTE: A Roß! (*Gelächter.*)

DER VIERTE: An Stoß!

ALLE: Bravo! An Stoß! So is!

DER DRITTE: Und a jeder Tritt – na, jeder Britt!?

DER VIERTE: An Tritt!

ALLE: Sehr guat! An Britt für jeden Tritt! Bravo!

EIN BETTELBUB: Gott strafe England!

STIMMEN: Er strafe es! Nieda mit England!

[...]

(Eine Dame mit leichtem Anflug von Schnurrbart ist aufgetreten.)

DIE MENGE: Ah do schauts her! Das kennt ma schon, ein verkleideter Spion!

Varhaften! Einstpirn statape!

EIN BESONNENER: Aber meine Herren – bedenken Sie – sie hätte sich doch rasieren lassen!

EINER AUS DER MENGE: Wer?

DER BESONNENE: Wenn sie ein Spion wäre.

EIN ZWEITER AUS DER MENGE: Drauf hat er vergessen! So hat er sich gfangt!

RUFE: Wer? – Er! – No sie!

EIN DRITTER: Das ist eben die List von denen Spionen!

EIN VIERTER: Damit mrs net mirkt, daß Spionen san, lass s' ihnern Bart stehn!

EIN FÜNFTER: Redts net so dalkert daher, das is ein weiblicher Spion und damit mrs net mirkt, hat's an Bart aufpapp!

EIN SECHSTER: Das is ein weiblicher Spion, was sich für ein Mannsbild ausgeben tut!

EIN SIEBENTER: Nein, das ist ein Mannsbild, was sich für ein weiblichen Spion ausgeben tut!

DIE MENGE: Jedenfalls ein Vardächtiger, der auf die Wachstubn ghört. Packts eahm!

(*Die Dame wird von einem Wachmann abgeführt. Man hört die »Wacht am Rhein« singen.*)²⁰

Die Straße und der Platz dienen – im übertragenen Sinn – dem Kollektiv als Massenmedium. Bei Kraus ist die Straße die Bewegungsfläche militärischer Präsenz sowie Ort der Selbstdarstellung und der Unterhaltung – und nicht zuletzt der Agitation. Die Foren sind für den Auftritt der polemischen Rede über den Hass relevant, weil sie Orte der sozialen Begegnung und der öffentlichen Diskussion, der Auseinandersetzung und der Verfolgung persönlicher Interessen darstellen. Das besondere Element der Begegnungsräume besteht darin, dass sie sich aus dem Lärm der Stimmen konstituieren. Kraus entwickelt unentwegt Situationen der Kakophonie, d.h. laute und rauschhafte Plätze und Straßen, auf denen die Sprache immer der Gefahr der Störung ausgesetzt ist. Die Menschen versuchen zwar, die systemimmanente Störung zu vertreiben, das Dritte auszuschließen, scheitern jedoch daran, ihre Botschaften vom Hintergrundrauschen hervorzuheben und den Streit, Wahnsinn und Lärm aus den Kommunikationskanälen zu vertreiben. Mit jedem Ausruf und mit jeder Stimme versinken die Menschen mehr und mehr im Zustand des Tumults.

Die paradoxe Situation der polemischen Hass-Szenen besteht darin, dass die Menschen eigentlich keine Kontrahenten sind, sondern sich auf derselben Seite befinden, jedoch den Kampf gegen das Rauschen verlieren. Dieses Rauschen – das ist die Tragik der letzten Tage der Menschheit – dringt bis in die hintersten Ecken und verstecktesten Räume des Lebens ein: Cafés, Volksschulen, Separees oder Vereinssitzungen. Die Hassreden befeuern die gestörte Kommunikation, die wiederum die Gewalt hervorbringt. Kraus' Kritik richtet sich gegen die »schlechte« Presse, wenn er einen Reporter die Hetzmasse als eine besondere »Stimmung«²¹ wahrnehmen lässt. Er bezeichnet die aufgebrachte Menge illusionierend und verdeckend als ihr Gegenteil: »kein lärmender Ausbruch einer ungesunden Massenhysterie«.²² Die Reporter sind

20 Ebd., S. 69-75.

21 Ebd., S. 75.

22 Ebd.

Agenten der kriegstreibenden Presse und beschreiben Stimmungen, die Slogans sind, aber keine journalistisch verifizierbaren Sachverhalte. Zum Netzwerk der Nachrichtenübermittlung und Erregungssteigerung gehören ebenso die Zeitungsausrufer, wenn sie im 5. Akt des monumentalen Dramas derart aufgebracht sind, dass die bekannten Botenrufe ihre sprachliche Kontur verlieren und sich den Geräuschen des Kriegs anähneln.

Eine menschenleere Gasse. Es dunkelt. Plötzlich stürzen von allen Seiten Gestalten herbei, jede mit einem Stoß bedruckten Papiers, atemlos, Korybanten und Mänaden, rasen die Gasse auf und ab, tobend, scheinen einen Mord auszurufen. Die Schreie sind unverständlich. Manche scheinen die Meldung förmlich hervorzustöhnen. Es klingt, als würde das Weh der Menschheit aus einem tiefen Ziehbrunnen geschöpft.

– asgabee – !strasgabää – !xtrasgawee –! Peidee Perichtee –! Brichtee –! strausgabee –! Extraskawee –! richteet –! eestrabee –!abee –! bee –!
(Sie verschwinden. Die Gasse ist leer.)
(Verwandlung.)²³

Der Hass ist bei Kraus nicht lediglich die Kenntlichmachung der Verachtung und des Konflikts, sondern auch ein literarischer Ausdruck. Er ist sowohl Darstellungsgegenstand als auch der Ursprung der sprachlichen Gestaltung. Bei den erwähnten Szenen der Menge wird deutlich, inwiefern die aggressive Ausdrucksweise genutzt wird, die Menge auf den fiktiven Straßen und Plätzen literarisch hervorzu bringen. Nicht die Charaktere erzeugen eine Erregtheit, sondern die hasserfüllten Stimmen affizieren die Menge, damit sie sich formiert und gewalttätig in Bewegung setzt. Die Menge, die sich im Recht wähnt und die Wut entlädt, ist für Kraus' polemische Darstellung das furchtbare Zeitzeugnis der Kriegsstimmung in den Zeitungen und auf den Plätzen der Stadt. Die Polemik des Monumentaltheaters richtet sich gegen das Netzwerk aus Medien, Menschen und Institutionen namens Krieg.

IV. Digitales Forum und Hasskommentare

Der polemische Angriff gegen die ›feuilletonisierte‹ Literatur, deren Unvermögen Kraus im Fehlen einer Einheit von Inhalt und Form ausmacht, wird

²³ Ebd., S. 669-670.

von Franzen in »The Kraus Project« auf die Gegenwart sozialer Medien übertragen. Franzens Polemik wandelt mittels der Kommentare Aussagen um und verbindet sie mit neuen Sinnzusammenhängen. Der Polemiker Franzen parasitiert am Polemiker Kraus, der wiederum am Polemiker Heine parasitiert. Die Kritik an der Verflechtung zwischen Technologie, Kommerzialisierung und Überwachung zielt einerseits auf die Vormachtstellung großer IT-Unternehmen und Netzwerk-Plattformen; andererseits wertet Franzen die literarische Produktion und Kommunikation in sozialen Netzwerken ab. Der Blog als soziales Medium ist für ihn das, was für Kraus die Zeitung als Verschmutzung der Literatur war. Die sozialen Medien – so Franzen auch in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Frank-Schirrmacher-Preises im Jahr 2017, in der Karl Kraus eine zentrale Rolle spielt – haben eine äußerst schädliche Auswirkung auf junge Autorinnen und Autoren, da sie die Bildung eines kritischen Potentials verhindern. Das Netz stehe der Literatur im Weg; infolgedessen sei das ideale literarische Schreiben ein entnetztes Schreiben.

Digitale Technologie, das ist Kapitalismus im Hyperdrive, der uns seine Logik von Konsum und Werbung, Monetarisierung und Effizienz während jeder wachen Minute einimpft. Social Media preisen sich als gemeinschaftsorientierte Unternehmen an, aber sie sind zugleich eine besonders brutale Manifestation der freien Marktwirtschaft. Ihr grundlegendes Funktionsprinzip ist Eigenwerbung – wer nicht postet, existiert nicht. Dieser Zwang mag für Leute oder Unternehmen, die ein Produkt verkaufen wollen, nicht so dramatisch sein, wohl aber für unser Innenleben. Es ist meiner Ansicht nach ganz besonders schlimm für jemanden, der den Ehrgeiz hat, ein ernstzunehmender Schriftsteller zu sein.²⁴

Natürlich kann man soziale Medien als Hassfabriken, Fake-News-Verbreiter und Überwachungsmaschinen verachten, die für die Gesellschaft insgesamt und für die literarische Produktion insbesondere das eigentliche Übel darstellen. Diese Einschätzung wird der Sache aber nicht vollständig gerecht, denn in den letzten Jahren haben sich Schreibstile und Lebensformen entwickelt, die eng mit digitalen Endgeräten und Netzwerken verbunden sind und nicht zuletzt aufgrund ihrer medialen Verfasstheit die erwähnten negativen Effekte aufdecken und kritisieren. Die Polemik ist in den klassischen Massenmedien

24 Jonathan Franzen: Rede anlässlich der Verleihung des Frank-Schirrmacher-Preises 2017, in: Frank-Schirrmacher-Stiftung, <http://schirrmacher-stiftung.de/category/allgemein/> (zuletzt 12.08.2020).

wie Zeitung, Radio, Fernsehen nicht verschwunden, sondern einzelne Funktionen und Darstellungsmodi der polemischen Rede sind in den Bereich computerisierter Netzwerke abgewandert. Diese Konstellation kann am Beispiel der Autorin Stefanie Sargnagel veranschaulicht werden, da hier erkennbar wird, dass das Schreiben und Lesen in sozialen Medien nicht zu einer Conformität führen muss und der Abstand zwischen der papiernen und digitalen Polemik nicht derart groß ist, wie dies manchmal angenommen wird. Ganz im Gegenteil zeigt sich, dass der parasitäre Kampf und seine Praktiken sowie die Kollektivformen des Hasses erstaunlicherweise eine ausgeprägte Robustheit aufweisen.

Die Beschreibung der polemischen Situation führt zunächst zurück in das Jahr 2017: Damals publizieren die Autorinnen Stefanie Sargnagel, Lydia Haider und Maria Hofer das Reisetagebuch »Drei Autorinnen in Marokko: ›Jetzt haben wir ein Pferd und Haschisch‹« in der österreichischen Tageszeitung »Der Standard«.²⁵ Kurz danach kommentiert der damalige Chefredakteur der Online-Ausgabe der österreichischen »Kronen Zeitung«, dass die Aussagen des autofiktionalen Berichts beschämend seien.²⁶ In seinem Artikel »Über eine ›Literaturreise‹ nach Afrika samt Hasch, Alkohol und Tierquälerei – auf Kosten von uns Steuerzahlern« (Abb. 2) stellt der damalige Chefredakteur von www.krone.at fest, dass die Schriftstellerinnen das taten, wovon ihr literarischer Text erzählt: Während der vom *Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur* unterstützten Reise hätten die »Literatur-Ausflüglerinnen«²⁷ massiv Alkohol getrunken, Haschisch konsumiert, einen Muezzin geküsst und eine Babylkatze getreten.

Die parasitäre Operation des Zitierens wird in dem Artikel für eine wenig elaborierte Polemik verwendet, die fundierte Argumente oder handfeste Belege vermissen lässt.

25 Lydia Haider, Maria Hofer und Stefanie Sargnagel: Drei Autorinnen in Marokko: »Jetzt haben wir ein Pferd und Haschisch«, in: Der Standard, 25.02.2017, Album, <https://www.derstandard.at/story/2000053157304/drei-autorinnen-in-marokko-jetzt-haben-wir-ein-pferd-und> (zuletzt 12.08.2020).

26 Zur genaueren Darstellung des Falls siehe Rupert Gaderer: Statusmeldungen. Stefanie Sargnagels Gegenwart sozialer Medien, in: Sprachmedialität. Verflechtungen von Sprach- und Medienbegriffen, hg. v. Hajnalka Halász, Csóngor Lörincz, Bielefeld 2019, S. 385–403.

27 Richard Schmitt: Saufen und kiffen auf Kosten der Steuerzahler, in: Kronen Zeitung vom 08.03.2017, www.krone.at/oesterreich/saufen-und-kiffen-auf-kosten-der-steuerzahler-literaturreise-story-557951 (zuletzt 12.08.2020).

Abbildung 2: Kronen Zeitung vom 08.03.2017.

The screenshot shows the homepage of the Kronen Zeitung website. At the top, there is a navigation bar with links for "Abo-Service", "ePaper", "Newsletter", "Community", "Gewinnspiele", and "Vorteilswelt". Below the navigation bar is a horizontal menu with categories: "NACHRICHTEN", "BUNDESLÄNDER", "SPORT", "ADABEI", "DIGITAL", "FREIZEIT", and "WELT". The "WELT" category is underlined, indicating it is the current section. Below the menu, there is a sub-navigation bar with links for "Welt", "Politik", "Österreich", "Bundesländer", "Wirtschaft", "Wissen", and "Viral". The main headline is "08.03.2017 16:40 | NACHRICHTEN > ÖSTERREICH". The main title of the article is "LITERATURREISE". The sub-title of the article is "Saufen und kiffen auf Kosten der Steuerzahler". To the left of the text, there is a circular portrait of a man with glasses. The background of the article section features a black and white photograph of two women riding camels in a desert town setting. A caption below the photo reads "(Bild: thinkstockphotos.de, krone.at-Grafik, Instagram.com)".

Zwei - sagen wir's nett - mittelbekannte und mittelbegabte österreichische Autorinnen und eine noch unbekanntere deutsche Schriftstellerin jetten gemeinsam ins marokkanische Küstenstädtchen Essaouira. Der Zweck der Reise an den Atlantik: das Verfassen eines literarischen Tagebuchs inklusive eines Internet-Blogs, den auch der "Standard" auszugsweise veröffentlicht.

Vom massenhaften Drogenkonsum oder von »den 13 Flaschen Wein« (Zitat) offensichtlich etwas benebelt, berichten die Autorinnen auch, dass sie »alle Tiere hassen«, wie sie »eine Babykatze zur Seite treten« und »mit dem Mu²⁸ezzin schmusen« ...²⁸

Der Angriff hat mit dem aufdeckenden Zynismus und der kunstvollen Rhetorik der Kraus'schen Polemik wenig gemeinsam. Dennoch ist interessant, wie verfahren wird: Das Zitat aus dem Reisebericht wird entkontextualisiert, um zu suggerieren, dass der Ausschnitt ein Symptom des Ganzen darstellt. Das Zitieren ermöglicht dem Redakteur eine Skalierung des Ereignisses, wenn der vermeintliche Fehltritt ins Groteske vergrößert und die Fiktion des Reiseberichts maximal verkleinert wird. Der Bericht der Autorinnen, in dem die faktische Dokumentation einer Reise ironisch gebrochen wird, wird als eine faktentreue Reportage beschrieben. Ganz im Gegenteil unterläuft die literarische Beschreibung die Faktizität des tatsächlich Gesehenen und Erlebten, was für die Gattung der Reiseliteratur nicht ungewöhnlich ist.²⁹

Die Falschmeldung der »Kronen Zeitung« erhält eine besondere Wirkungskraft, weil sie mittels Twitter und Facebook geteilt und kommentiert wird. Die kurzen Schreib- und Lesesequenzen, die zumeist in den Alltag eingebettet sind, basieren größtenteils nicht auf einer langen und genauen Auseinandersetzung mit einem Tweet oder Post. Die Aufmerksamkeit der User ist in sozialen Medien eine knappe Ressource, weswegen der Druck besteht, das Besondere einer Nachricht hervorzuheben oder einen Skandal zu evozieren – mit dem Ziel, Follower, Likes oder Retweets zu vermehren. Die Stückelung des Lesens und des Schreibens und der schnelle Erwerb von Informationen spielen der Verbreitung von Falschmeldungen wie jener der »Kronen Zeitung« in die Hände.

Offensichtlich geht es in dieser polemischen Situation darum, viel Kraft aufzuwenden, um Informationen umzuleiten und zu verändern. Die Berichterstattung des Boulevards zielt darauf ab, mittels der Nachricht über einen vermeintlichen Skandal die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und aus einer tendenziösen Meinung einen Sachverhalt zu machen. Dem Chefredakteur der Online-Ausgabe der »Kronen Zeitung« geht es darum, die Autorinnen als

²⁸ Ebd.

²⁹ Peter J. Brenner: Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte, Tübingen 1990.

Parasiten darzustellen und einen anziehenden Lärm in sozialen Medien zu erzeugen.

Was nach der Berichterstattung der Boulevardpresse eintritt, ist ein Shitstorm auf Facebook, der nichts mit einer polemischen Rede zu tun hat, sondern die Aggressivität und Einfallslosigkeit der Hassrede widerspiegelt. Die drei Autorinnen werden zur Zielscheibe vielfacher Anfeindungen, die nicht lediglich im alten Medium des Leserbriefs, sondern in sozialen Medien stattfinden. Die digitale Empörungswelle kann nach dem Post des Redakteurs deswegen ausbrechen und sich derart rasant verbreiten, weil der Bericht an mehrere tausend Nutzer mittels sozialer Medien gesendet wird. Damit wird eine Kettenreaktion von Botschaften hervorgerufen und die Autorinnen werden in unzähligen Posts und Tweets beleidigt. An diesem Fall wird gut erkennbar, inwiefern mittels einer absichtlich verzerrenden Berichterstattung eine Kettenreaktion ausgelöst wird, die sich von einem User auf den nächsten User und von einem Kommentar auf den nächsten Kommentar überträgt. Davon zeugen die vielen Beleidigungen und der Hass in Form von Posts, die Sargnagel damals auf ihrem Facebook-Account sammelte und online stellte (Abb. 3).³⁰ Es sind Kommentare, die körperliche Gewalt fordern, die Verletzung des Körpers ersehnen, die eine Autorin pathologisieren und sexuell beleidigen.

Die Entgegnung auf die Hasskommentare besteht darin, dass Sargnagel diese in ihrem Facebook-Account sammelt, sie von ihrem ursprünglichen Umfeld trennt und auf einem neuen Schauplatz zur Sprache bringt. Damit wird nicht lediglich eine Dokumentation und Archivierung der Hass-Kommunikation erreicht, sondern ebenso eine Souveränität über die gesendeten und geteilten Botschaften, indem ihr abgrundtiefer Hass und ihr Wahnsinn öffentlich gemacht werden.³¹

Seit der ubiquitären Einführung sozialer Netzwerke ist das virtuelle Forum ein wesentlicher Schauplatz der Konflikttaushandlung. Es ist ein Ort der Stimmen als Kommentare, die sich dem Sog des Hasses und dem *duftenden*

30 Gesammelte Beschimpfungen auf der Facebook-Seite von Stefanie Sargnagel, <https://www.facebook.com/stefanie.sargnagel/photos> (zuletzt 12.08.2020).

31 Eine weitere Variante besteht in einem Reenactment von Hassbotschaften, bei der ähnlich wie bei Sargnagel ein Verlachen der Hassrede möglich ist. Zu diesem Aspekt siehe Jürgen Brokoff, Robert Walter-Jochum: Einleitung. Hass/Literatur, in: Hass/Literatur. Literatur- und kulturwissenschaftliche Beiträge zu einer Theorie- und Diskursgeschichte, hg. v. Jürgen Brokoff, Robert Walter-Jochum, Bielefeld 2019, S. 9-26.

Abbildung 3: Gesammelte Beschimpfungen auf der Facebook-Seite von Stefanie Sargnagel.



Klebstoff der Polemik nicht entziehen können. Jedoch muss bei der Beschreibung der Hass-Foren eine wichtige Differenz eingezogen werden: Nicht jede Beleidigung kann als Polemik, aber jede Polemik kann als potentielle Beleidigung verstanden werden. Der Shitstorm ist nicht polemisch, sondern eine Aneinanderreihung von Beschimpfungen, die nicht auf Argumenten basiert und von strafrechtlicher Relevanz ist. Die Polemik unterscheidet sich von der Beleidigung dadurch, dass jemand sich mit einem polemischen Angriff abfinden muss. »Bringt sie her! Dann wird sie mal getreten und zerfickt!!«³² – ist keine Polemik des Users Mi Go, sondern ein Äußerungsdelikt, das eine Straftat darstellt.

Dabei ist für den Shitstorm gegen die Autorin maßgebend, dass zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten die Politik der Demütigung und die Macht der Beschämung an die Zeugenschaft Dritter und den öffentlichen Blick gebunden sind: Wer bloßstellen will, braucht ein Publikum und muss analoge oder digitale Medien aktivieren. Die Einträge in Sargnagels Statusmeldungen richten sich gegen eine derartige Politik der Demütigung. Der Autorin geht es in ihren Texten um die Aufdeckung der Manipulation von Menschen und um das Aufzeigen der Mechanismen sozialer Medien. Interessanterweise bewirkt das Dispositiv eine Steigerung der »Selbstbeobachtung und Selbstregulierung«,³³ weil die Posts wechselseitig kommentiert und gelesen werden. Die medialen Praktiken – wie etwa das Liken, Posten, Retweeten etc. – ermöglichen eine Reflexion über das eigene polemische Schreiben und die Rezeption der User.

In dem Post vom 11.7.2017 (Abb. 4) wird das Beobachtungsverhältnis umgedreht, indem zwar auf Hassbotschaften geachtet, jedoch ebenso in Rechnung gestellt wird, dass die User mit ihrer Aufmerksamkeit dem Hass Gelung verschaffen. Die Meldungen mit den meisten Likes seien »polemiken mit pathos einschlag und choleric postinganfälle, also rants gegen leute.«³⁴ In

- 32 Post des Users »Mi Go« aus den gesammelten Beschimpfungen auf der Facebook-Seite von Stefanie Sargnagel, https://www.facebook.com/photo?fbid=10154579075318037&se_t=pb.711248036.-2207520000 (zuletzt 12.08.2020).
- 33 Harun Maye, Erika Thomalla: Buchgesichtern Namen geben. Stefanie Sargnagels Maskenspiele, in: *Biography – a Play? Poetologische Experimente mit einer Gattung ohne Poetik*, hg. v. Günter Blamberger, Rüdiger Görner, Adrian Robanus, Paderborn 2020, S. 317–336.
- 34 Post vom 11. 7. 2017, in: Facebook, <https://www.facebook.com/stefanie.sargnagel> (zuletzt 12.08.2020).

Abbildung 4: Facebook-Post von Stefanie Sargnagel vom 11. 7. 2017.

Stefanie Sprengnagel
11. Juni 2017 ·

Ich scrolle so durch mein profil, in dem ab einer gewissen zeit nur die statusse mit den meisten likes kommen. Ich merke, es erscheinen vor allem polemiken mit pathos einschlag und cholericische postinganfälle, also rants gegen leute. Dafür bekomme ich die meisten likes? Ihr seid echt primitiv.

Gefällt mir Kommentieren Teilen

diesem Post thematisiert Sargnagel den Beifall für ihre Schimpf- und Hassstadien. Sie macht auf den relevanten Punkt aufmerksam, dass die Kommunikation in sozialen Medien die Form des Spektakels annehmen kann. Das digitale Lesen steht in dem bereits erwähnten Zusammenhang mit Aufmerksamkeitsökonomien. Um gelesen zu werden, müssen bestimmte Aussagen gesendet werden. Daraus resultiert eine Überfülle an Angeboten, die um die Aufmerksamkeit der User kämpfen. Natürlich spielt das Aussprechen des Hasses eine wichtige Rolle, aber diese Beobachtung lenkt oft von dem Vorgang ab, den Sargnagel im Post deutlich macht. Das Bestaunen und das Beipflichten des Hasses sind für den Hass ebenso notwendig wie die Hassenden. Hinzufügen kann man, dass der Voyeurismus und das Akklamieren teuer mit dem gezielten Auslesen von Daten der Beteiligten bezahlt werden. Die Hauptaufgabe von sozialen Medien ist das Verbinden von Personen, damit ökonomischer Gewinn mit den Informationen der User gemacht wird. Es geht um das Bauen von Verhaltensmodellen und die Vorhersage von Handlungen, basierend auf ausgelesenen Daten.³⁵ Das Spektakel garantiert die Aufmerksamkeit und das Handeln der User in sozialen Medien, die für das Sammeln und Auswerten von Daten genutzt werden.

Wer in sozialen Medien schreibt, setzt das Geschriebene nicht lediglich der Sperrung, sondern auch dem Hass aus. Sargnagel reflektiert dies am Ende ihres Buches »Statusmeldungen« (2017).³⁶ Was hier entwickelt wird, ist

35 Shoshana Zuboff: *The Age of Surveillance Capitalism. The Fight for a Human Future at the New Frontier of Power*, New York 2019.

36 Stefanie Sargnagel: *Statusmeldungen*, Reinbek b. Hamburg 2017.

eine polemische Gegenrede und Erwiderung auf jene Kommentare, die Teil der erwähnten Shitstorms waren. Die Hasstiraden und Empörungswellen, die auf »Mutlosigkeit, Ehrlosigkeit und Unterdrückung«³⁷ basieren, werden als jene Elemente verstanden, die das eigene Reden und Schreiben gegen Nationalismen, Fremdenfeindlichkeit und Misogynie weniger einschüchtern als befeuern. Es ist eine polemische Rede über den Shitstorm, die im Sinne der Beschmutzung nun selbst das Defäkieren und die Flatulenz in den Vordergrund rückt: »mit dem nächsten spontanen Verbalfurz [habe ich, R.G.] eure gesamte hassgetriebene Demagogie ersetzt.«³⁸ Der Epilog als nachgestelltes Schlusswort macht deutlich, wie wichtig die Aufarbeitung der Erregung und des Hasses in den Statusmeldungen und der gleichnamigen Publikation ist. Die Feindbilder sind die »rechtskonservativen Männer«,³⁹ die in sozialen Medien die Autorin mit Gewalt bedrohen, die Legitimität ihrer Kritik bezweifeln, ihr falsche Einstellungen unterstellen und Angst und Einschüchterung erzeugen wollen. Das Motiv für das polemische Manifest besteht in der Zurückweisung und Gegenwehr derartiger Aussagen. Die Gegenwehr ist selbst zutiefst polemisch, indem sie die Vernichtung der Hassredner und die eigene Souveränität zelebriert. Der Hass der anderen, so die Auffassung, schwächt nicht, er bestärkt. Der Epilog in »Statusmeldungen« endet mit einer polemischen Skalierung, bei der sich die Autorin übergroß und die Gegner minimalisiert darstellt.

Ihr seid nichts. Ich bin alles. Ich bin Gott. Ich bin Allah. Ich bin größer als Buddha. Ich bin Trump. Ich bin Kali, die Göttin der Zerstörung und der Erneuerung, und ich führe manische Heerscharen aus euren mit dem Sterben ringenden Fängen jubelnd ins goldene Matriarchat.⁴⁰

Das Manifest hat normalerweise die Aufgabe, etwas Verschwiegenes und Unterdrücktes an die Oberfläche zu bringen.⁴¹ Es ist eine Textform, die gegen jemanden gerichtet ist. Bei Sargnagel ist der Epilog am Ende von »Statusmeldungen« eine Kriegserklärung, die aus der Perspektive einer Souveränin

³⁷ Ebd., S. 291.

³⁸ Ebd.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Zum Manifest als polemische Öffentlichkeit siehe den Beitrag von Jürgen Fohrmann in diesem Band.

gesprochen wird. Das Manifest ist eine polemische Hassrede, die in der Umkehrung der Hassbotschaften besteht und deren Pointe darin liegt, die Beleidigungen und Drohungen satirisch umzukehren.

V. Geschichte der Gegenwart

Den Ausgangspunkt meiner Überlegungen bildete das Verfahren von Franzen in »The Kraus Project« (2013), die Hauptthemen der Kraus'schen Polemik auf virtuelle Lebenswelten zu übertragen. Franzens Polemik richtet sich gegen das vernetzte Schreiben und virtuelle Lebenswelten, die vor dem Hintergrund der beiden Essays von Kraus abgewertet werden. Dabei kann festgehalten werden, dass Franzen sicherlich signifikante Punkte sozialer, ökonomischer und ästhetischer Veränderungen im Zeithorizont des Überwachungskapitalismus beleuchtet. »Früher war alles besser« – das ist die pessimistische Formel, die im übertragenen Sinn eine Art Grenzfunktion bildet und das vernetzte Schreiben, Lesen und Leben zurückweist. Sie wird in den Kommentaren kontinuierlich wiederholt und bietet eine Möglichkeit der Übertragung und Ansteckung. Der Gewährsmann, auf den sich diese pessimistische Medienkritik beruft, ist Karl Kraus, dessen Überlegungen zur Publizität, Stilistik und Faktizität der Presse mit eigenen Beobachtungen der digitalen Gegenwart kurzgeschlossen werden.

Sicherlich unterscheidet sich die polemische Öffentlichkeit, die sich unter den Bedingungen virtueller Lebenswelten bildet, von früheren Schauplätzen der Polemik. Das muss aber nicht bedeuten, dass sie automatisch minderwertig sind und sich von früheren Kollektivformen fundamental unterscheiden. Manche Operationen der Polemik beweisen eine hohe Resistenz gegen zeitliche Veränderungen und erhalten in unterschiedlichen Situationen neue Alternativen, ihre Wirkungskraft zu erweitern. Dies betrifft parasitäre Praktiken der Polemik, die duftende Klebrigkeitspolemischer Aussagen oder die Polemik gegen die sprachliche Performanz in Hass-Foren. Soziale Medien sind nicht nur der Ort von Konflikten und nervöser Gereiztheit, sondern auch, wie dies Stefanie Sargnagels Posts und Buchpublikationen zeigen, der Ort literarischer Produktion und Kommunikation. Sie stifteten aufgrund ihrer netzwerkartigen Übertragung von Informationen neue Lebensformen, Schreibstile und Leseverhältnisse.

»Kampf um Emma«. Polemik und feministische Öffentlichkeiten

Karolin Kupfer

In der Geschichte von feministischem Diskurs und Frauenbewegungen haben mediale Formen nicht nur als Mittel gedient, um politische Forderungen öffentlich zu formulieren, sondern sie markieren einen zentralen *locus* der theoretischen und praktischen Ausrichtung von Kritik und Bewegung. Und so sind es auch häufig (neue) mediale Formen und Formate, die die Konfliktlinien mitbestimmen, entlang derer Oppositionen innerhalb der Bewegung und ihrer Foren entstehen. Einmal mehr wurde dies deutlich, als zu Beginn des Jahres 2017 ein äußerst boshafter Artikel eine Gruppe deutscher Feminist*innen ins Visier nahm, die in jüngerer Zeit – vermeintlich vor allem – durch Kampagnen im Online-Raum zu einiger Sichtbarkeit gelangt waren. Erschienen war der Beitrag von anonymer Autor*innenschaft, der sich nonchalant antifeministischer Topoi und Narrative bediente, in Deutschlands langlebigster feministischer Zeitschrift »Emma«. Bezeichnenderweise jedoch begann die Redaktion der »Emma«, allen voran Herausgeberin Alice Schwarzer, feministische Akteur*innen wie die sich selbst als *Netzfeministin* positionierende Anne Wizorek erst als dogmatische und elitäre *Hetzfeminist*innen* herabzusetzen,¹ nachdem letztere gemeinsam mit anderen Journalist*innen und Aktivist*innen die Social Media-Kampagne »#aufschrei« zu »#ausnahmslos« transformiert hatte. Während »#aufschrei« auf die Sichtbarmachung persönlicher Erfahrung von Sexismus und sexualisierter Gewalt zielte, kritisierte »#ausnahmslos« inmitten der medialen und politischen Debatte um die sogenannte Kölner Silvesternacht eine zunehmende Nutzbarmachung feministischer Positionen für rassistische und migrationsfeindliche Agitation.

Sowohl in der Darstellung von »Emma« als auch in anderen etablierten Medienformaten wurden an der Silvesternachtdebatte zutage tretende in-

1 N.N.: Szene in Berlin. Die Hetzfeministinnen, in: Emma, 2017, 1, S. 78-81.

nerfeministische Spannungen und Streits jedoch nicht als politische Konflikte, sondern – gekoppelt an eine (vermeintliche) Mediendifferenz von Print und Netz – zuvorderst als *Generationenkämpfe* arrangiert.² Die Inszenierung Schwarzers als *Grande Dame* der feministischen Medienlandschaft und des bundesdeutschen Feminismus als solchem, gegen die nun einige jüngere Medienschaffende aufgebehrten, tilgte dabei die Historizität politischer Streits innerhalb der bundesdeutschen feministischen Bewegung und ihrer Foren und Medien aus der Debatte.

Vor dem Hintergrund einer theoretischen Annäherung an das Modell feministischer (Gegen)Öffentlichkeit (I) schlage ich im Nachfolgenden dagegen vor, die Geschichte von »Emma« – als erfolgreichste bundesdeutsche feministische Zeitschrift – als eine Geschichte polemisch geführter Konflikte über divergierende Ideen einer dezidiert feministischen Öffentlichkeit zu fassen. Die Untersuchung wird sich zu diesem Zwecke auf zwei zentrale Konfliktmomente konzentrieren: Zunächst ist die Debatte zu rekonstruieren, die »Emma« vor ihrer ersten Veröffentlichung im Jahr 1977 und in den ersten Jahren ihres Bestehens begleitete und die sowohl in »Emma« selbst als auch in zwei weiteren Zeitschriften der Zeit, namentlich »Courage« und »Die Schwarze Botin«,³ nachvollzogen werden kann (II).⁴ Hierbei handelt es sich allerdings nicht schlicht um einen historischen oder ›gelösten‹ Konflikt. Gegenteilig ist zu zeigen, dass eine eingehende Analyse dieser frühen Debatte notwendig ist, um die Rolle von »Emma« und Schwarzer in der Silvesternacht-(Medien)Debatte sowie die darauffolgenden wechselseitigen Angriffe unter sich als feministisch positionierenden Akteur*innen analytisch zu durchdringen (III).

2 Vgl. Christiane Hoffmann u.a.: »Ich möchte nicht deine Erbin sein», in: Der Spiegel, 2016, 3, S. 30-33; ausführlich s. Abschnitt III.

3 Sowohl »Emma« als auch »Courage« erscheinen mit jeweils variierenden Untertiteln, weshalb ich aus Gründen der Übersichtlichkeit auf die Nennung der Untertitel in den Literaturangaben verzichte.

4 Katharina Lux hat bereits darauf hingewiesen, dass der Konflikt mit Blick auf divergierende Öffentlichkeitskonzepte theoretisch fruchtbar gemacht werden kann. Außer Acht bleibt dabei allerdings, dass die zutage trenden Widersprüche weit über die 1970er Jahre hinaus relevant bleiben. Vgl. dies.: Von der Produktivität des Streits – Die Kontroverse der Zeitschriften *Courage*, *Die Schwarze Botin* und *Emma*. Überlegungen zur Konfliktgeschichte der Frauenbewegung, in: Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung 35, 2017, 1, S. 31-50.

I. Welche feministische (Gegen)Öffentlichkeit?

Ein Modell feministischer Öffentlichkeit ist nicht jenseits seines grundlegend oppositionellen Charakters zu begreifen. Und so war und bleibt der Begriff der *Gegenöffentlichkeit*, der seine Karriere im Zusammenspiel von Neuen Sozialen Bewegungen und sozialphilosophischer Kritik an Jürgen Habermas' Habilitationsschrift angetreten hatte,⁵ für feministische, Frauen- und Lesbenbewegungen von zentraler politischer Bedeutung. Zugleich hat man sich aus sozial-, literatur- und kommunikationswissenschaftlicher Perspektive um die theoretischen Verdichtung und empirisch-analytische Operationalisierbarkeit des Begriffs bemüht.⁶ Dennoch ist die Kategorie der Gegenöffentlichkeit, spiegelbildlich zu ihrem Korrelat *der Öffentlichkeit*, stets eine etwas »konfuse« Größe geblieben.⁷ Trüb ist die Bedeutung des Begriffs also freilich nicht erst seit dessen Um(be)wertung, die sich in den vergangenen Jahren im wissenschaftlichen wie im publizistischen Gebrauch vollzogen zu haben scheint: von einer im emphatischen Sinne als emanzipatorisch verstandenen, die gesellschaftliche Kommunikation erweiternden und so letztlich demokratiestärkenden Instanz hin zu einer die Prozesse der politischen Meinungsbildung untergrabenden, also demokratiefeindlichen Größe.⁸ Mit Blick auf den feministischen Diskurs gründet sich die

5 Vgl. Karl-Heinz Stamm: Alternative Öffentlichkeit. Die Erfahrungsproduktion neuer sozialer Bewegungen, Frankfurt a.M. 1988.

6 Vgl. Nancy Fraser: Rethinking the Public Sphere. A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy, in: Social Text, 1990, 25/26, S. 56-80; Michael Warner: Publics and Counterpublics, New York 2002; Ulla Wischermann: Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten um 1900. Netzwerke, Gegenöffentlichkeiten, Protestinszenierungen, Königstein 2003; Jeffrey Wimmer: (Gegen-)Öffentlichkeit in der Mediengesellschaft. Analyse eines medialen Spannungsverhältnisses, Wiesbaden 2007; Elisabeth Klaus, Ricarda Drücke: Öffentlichkeit und Privatheit. Frauenöffentlichkeiten und feministische Öffentlichkeiten, in: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, hg. v. Ruth Becker, Beate Kortendiek, 2., erweiterte u. aktualisierte Auflage, Wiesbaden 2008, S. 237-244.

7 Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990, 15. Auflage, Frankfurt a.M. 2018 [1962], S. 54.

8 Vgl. z.B. Thomas Pfeiffer: Gegenöffentlichkeit und Aufbruch im Netz. Welche strategischen Funktionen erfüllen Websites und Angebote im Web 2.0 für den deutschen Rechtsextremismus?, in: Strategien der extremen Rechten. Hintergründe – Analysen – Antworten, hg. v. Stephan Braun u.a., 2., aktualisierte u. erweiterte Auflage, Wiesba-

begriffliche Unklarheit zuvorderst in einer *mehrdimensionalen antagonistischen Grundstruktur*.

Erstens verhält sich das Modell feministischer (Gegen)Öffentlichkeit antagonistisch zu der von Jürgen Habermas beschriebenen – zwar idealtypischen, aber nichtsdestoweniger wirkmächtigen – Kategorie bürgerlicher Öffentlichkeit moderner westlicher Gesellschaften, die *konstitutiv* maskulin markiert ist und jenseits paternalistischer Herrschaftsformen patriarchal bzw. fraternal strukturiert bleibt.⁹ In Auseinandersetzung mit diesem Modell hat die kommunikations- und sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung dagegen Kommunikationsräume untersucht, in denen ausschließlich Frauen zusammenkamen bzw. -kommen, und diese als Interessenartikulation ermöglichte sowie maßgeblich am gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozess beteiligte ›Frauenöffentlichkeit(en)‹ gedeutet.¹⁰ Als an diese kommunikativen Praxen anknüpfend sind auch die Räume und Foren – Selbsterfahrungsgruppen, Frauenzentren und -buchläden – der in den 1970er Jahren an Dynamik aufnehmenden Neuen (Deutschen) Frauenbewegung zu deuten, in die sich Frauen gezielt aus der männlich dominierten Öffentlichkeit zurückzogen. Die Akteur*innen der Neuen Frauenbewegung hoben so auch darauf ab, dass Öffentlichkeit kein neutraler Raum ist, der von mit sich selbst identischen Individuen betreten werden kann und muss, sondern umgekehrt einen zentralen Ort und Modus für die Herausbildung und Inszenierung sozialer, kultureller und insbesondere geschlechtlicher

den 2016, S. 259–286. In seiner Promotionsschrift von 2007 negiert Wimmer den Gegenöffentlichkeitscharakter recht(sextrem)er Foren und Medien, da diesen der »emanzipatorische[] und demokratiestärkende« normative Anspruch abgehe. Ders. [Anm. 6], S. 166 [Hervorhebung im Original]. Fraser betont dagegen, dass einzelne Gegenöffentlichkeiten zwar antidemokatisch und -egalitär strukturiert sein können, sie in ihrem antagonistischen Charakter aber nur als Reaktion auf die Ausschlussmechanismen einer dominanten Öffentlichkeit zu begreifen seien und somit insgesamt stets diskurs- und demokratiestärkend wirken. Vgl. dies. [Anm. 6], S. 67.

⁹ Vgl. Fraser [Anm. 6]; Carole Pateman: *The Disorder of Women. Democracy, Feminism and Political Theory*, Cambridge/UK, Oxford 1989, v.a. S. 33–57. Zur Rückbindung des Begriffs des Politischen an den Bruder vgl. Jacques Derrida: *Politik der Freundschaft*, 5. Auflage, Frankfurt 2018 [1994].

¹⁰ Vgl. Klaus, Drückecke [Anm. 6], S. 238f.; Elisabeth Klaus: Das Öffentliche im Privaten – Das Private im Öffentlichen. Ein kommunikationstheoretischer Ansatz, in: Tabubruch als Programm. Privates und Intimes in den Medien, hg. v. Friederike Herrmann, Margaret Lünenborg, Opladen 2001, S. 15–35, hier: S. 27–29.

Identitäten darstellt.¹¹ Unberührt vom Konstrukt der ›Frauenöffentlichkeit‹ im engeren Sinne bleibt letztlich jedoch nicht nur das Modell bürgerlicher Öffentlichkeit, sondern auch die damit verbundene essentialistische Geschlechterdichotomie.

Zweitens und unlösbar an den ersten Punkt gekoppelt steht die feministische Öffentlichkeit in Opposition zur Komplementärsphäre der bürgerlichen Öffentlichkeit, der Privatheit. An dieser Stelle verkomplizieren sich die Kategorien jedoch schon weiter, werden in sich widersprüchlicher. Denn einerseits blieben Frauen *qua* Geschlecht aus den Bereichen und Diskursen bürgerlicher Öffentlichkeit ausgeschlossen und markierten in der Sphäre des Häuslichen und Privaten das konstitutiv Andere eines Modells, das nicht nur als vergeschlechtlicht, sondern auch als heteronormativ strukturiert zu beschreiben ist.¹² Auf die Ergebnisse der feministischen politischen Theorie reagierend räumt daher auch Habermas im Vorwort zur Neuauflage von 1990 ein, die »strukturbildende Kraft« des Ausschlusses der Frauen für die Herausbildung bürgerlicher Öffentlichkeit verkannt zu haben.¹³ Habermas' Neubewertung führt allerdings nicht weit genug. Schließlich fiel und fällt, andererseits, im Bereich des Häuslichen die soziale und generative Reproduktion jener Privatleute, die sich *qua* »Öffentlichkeit zum Publikum der Staatsbürger« zusammenschließen sollten – kurz: die Reproduktion der bürgerlichen Gesellschaft als solcher –, zu großen Teilen in den symbolischen und manifesten Zuständigkeitsbereich der Frau.¹⁴ Unter Berücksichtigung der »ökonomischen, öffentlichen und staatlichen Interessen an der [...] Reproduktion des Bürgertums selbst« kann folglich keineswegs die Rede davon sein, dass der spätestens seit dem 18. Jahrhundert der Frau zugewiesene Bereich von Familie und Haushalt jemals ausschließlich oder auch nur vorrangig *privat* gewesen sei.¹⁵ Gleichwohl stellte sich im Kontext der Neuen Frauenbewegung – entgegen ihres prominenten, als öffentliche *Gegenthematisierung* zu begreifenden Slogans – schnell Ernüchterung darüber ein, dass längst nicht alles ›Private‹

11 Vgl. dazu auch Fraser [Anm. 6], S. 68.

12 Vgl. Gundula Ludwig: Das »liberale Trennungsdispositiv« als staatstragendes Konstrukt. Eine queer-feministische hegemonietheoretische Perspektive auf Öffentlichkeit und Privatheit, in: Politische Viertelsjahrsschrift 57, 2016, 2, S. 193–216.

13 Habermas [Anm. 7], S. 19.

14 Ebd., S. 25.

15 Alex Demirović: Hegemonie und das Paradox von privat und öffentlich, in: Transversal Texts vom Juni 2004, <https://transversal.at/transversal/0605/demirovic/de> (zuletzt 03.11.2020).

eo ipso politisch wird oder gar emanzipatorisch wirken kann, sobald es denn nur ›öffentlich‹ ist.¹⁶

Drittens verhält sich das Modell feministischer Öffentlichkeit mit Blick auf seine (begriffliche) Genese in den 1970ern nicht nur oppositionell zur bürgerlichen Öffentlichkeit, sondern insbesondere auch zur – ihrerseits auf ›alternative‹ bzw. ›radikale‹ Öffentlichkeit zielenenden – kulturrevolutionären Student*innenbewegung. Als autonom, so die häufige Selbstbeschreibung, wollten sich die stetig anwachsenden und diversifizierenden Frauengruppen, -projekte und -zentren bekanntmaßen zuvorderst von den männlich dominierten linken Partei- und Bewegungszusammenhängen verstanden wissen.¹⁷ Zuletzt hat sich seither jedoch, viertens, vor allem ein Verständnis feministischer Öffentlichkeit etabliert, das im engeren Sinne Öffentlichkeitsstrategien in Form (publizistischer) Medienpraxen und -praktiken meint, die darauf abzielen, ein den männlichen Herrschaftszusammenhang stützendes Mediensystem sowie seine als »Malestream« begriffenen Inhalte anzugreifen.¹⁸

Aus dieser teils widersprüchlichen antagonistischen Grundstruktur folgt zweierlei: Zum einen eignet sich der Begriff der feministischen (Gegen)Öffentlichkeit nicht dazu, eine diskrete kommunikative Sphäre oder definierbare Reihe von Praktiken zu beschreiben, sondern muss vielmehr als *symbolisches Ordnungsschema* verstanden werden. In diesem Sinne kann der Begriff der feministischen Öffentlichkeit – auch wenn auf der Mikroebene im Einzelnen sicherlich von ›alternativen‹ Praktiken gesprochen werden kann – nicht von seiner Funktion als politischer Kampfbegriff gelöst werden. Als solcher zielt er gerade darauf ab, sichtbar zu machen, dass der öffentliche Diskurs immer schon *durchmachtet* gewesen ist – und nicht erst seit dem späten neunzehnten Jahrhundert, wie Habermas suggeriert. Gleichzeitig, das ist das Paradox, wird zumeist an der ›operativen Fiktion‹ (Luhmann) festgehalten, eine durch gleichberechtigte Teilhabe hervorgebrachte und von selbiger getragene Öffentlichkeit *sei* möglich. Vor allem muss aus der mehrdimensionalen antagonistischen Grundstruktur feministischer Öffentlichkeit aber folgen, dass diese selbst ein höchst umstrittenes diskursives Feld darstellt. Im Streit liegt

¹⁶ Vgl. Regina Dackweiler, Barbara Holland-Cunz: Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 14, 1991, 30/31, S. 105-122, hier: S. 113. Zum Begriff der Gegenthematisierung vgl. Wimmer [Anm. 6], S. 157.

¹⁷ Vgl. Dackweiler, Holland-Cunz [Anm. 16], S. 105f.

¹⁸ Vgl. Feministische Medien. Öffentlichkeiten jenseits des Malestreams, hg. v. Lea Sus Michel u.a., Königstein/Taunus 2008.

das Modell feministischer Öffentlichkeit nicht nur mit seinen jeweiligen konstitutiven Gegenelementen, sondern aufgrund von deren Instabilität bzw. Widersprüchlichkeit zwangsläufig auch mit sich selbst.

Die Mittel der Polemik, deren Kraft sich ja gerade aus der aggressiven Gegenüberstellung von Normensystemen speist, scheinen dabei zentrale wie zweckmäßige Instrumente und Katalysatoren jener Konflikte zu sein, die einerseits in der Öffentlichkeit, insbesondere aber *um* die Formen ebendieser Öffentlichkeit ausgetragen werden. Für feministische Debatten muss die Polemik dennoch ein zweischneidiges Schwert bleiben. Schließlich wird die aggressive Rede und der intellektuelle wie psychische Lustgewinn an derselben von einer Sprecherposition [sic!] beansprucht, die nach wie vor als männlich markiert gilt. In dem über 200 Texte und 270 Publikationsjahre umfassenden Korpus polemischer Texte, den Walther Dieckmann seiner linguistischen Studie zugrunde legt, finden sich so etwa sage und schreibe vier Texte von weiblicher Autor*innenschaft – wobei drei dieser Texte bezeichnenderweise aus »Emma« bzw. von deren Herausgeberin Schwarzer stammen.¹⁹ In der Aneignung der polemischen Sprecher*innenposition kann allerdings in dem gleichen Maße ein subversives Moment liegen wie, das ist nachfolgend zu zeigen, damit die Perpetuierung vorherrschender und repressiver Debattenstrategien einhergehen kann.

II. »Emma«, »Courage« und »Die Schwarze Botin«

Feministische Medien – hier kurz für Medien- und Publizistikkritik einerseits sowie publizistische und mediale Praxen andererseits – sind sicherlich nicht alleinige, aber überaus zentrale Schauplätze und Werkzeuge jener polemischen Auseinandersetzungen um feministische Öffentlichkeit. Als prominentestes Beispiel im deutschsprachigen Raum kann wohl jener Konflikt gelten, der sich in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre um die etwa zeitgleiche Erstveröffentlichung dreier dezidiert feministischer Zeitschriften – »Emma«, »Courage« und die »Die Schwarze Botin« – entfacht.

Im Herbst 1976, noch bevor die erste Ausgabe von »Emma« im Januar 1977 bundesweit erstmalig erscheint, erreicht ein Rundschreiben alle Frauenzentren und -projekte, die jüngst aus der autonomen Frauenbewegung hervor-

¹⁹ Vgl. Walther Dieckmann: Streiten über das Streiten. Normative Grundlagen polemischer Metakommunikation, Tübingen 2005.

gegangen waren. Die Autorinnen des Rundschreibens mit dem Titel »Aufruf zum Informationsboykott« sind Gabriele Goettle und Brigitte Classen, zu diesem Zeitpunkt Herausgeberinnen des Magazins »Die Schwarze Botin«. »Die Schwarze Botin« (1976–1987) versteht sich als Avantgarde-Publikation, die materialistische Ideologiekritik mit poststrukturalistischer Sprachkritik sowie Vorab- und Nachdrucke literarischer Texte mit einer unnachgiebigen Kritik am Zeitgeschehen, an der Neuen Linken im Allgemeinen und der bundesdeutschen Neuen Frauenbewegung im Besonderen verbindet.²⁰ Gemeinsam mit Unterstützer*innen wie in den jüngst gegründeten Frauenbuchhandlungen engagierten Akteur*innen appellieren Goettle und Classen im Herbst 1976 an »alle Frauengruppen, Zentren und einzelne Frauen [...], keinerlei Materialien, Adressen, Aktivitäten und Gelder für EMMA, sprich Alice Schwarzer zur Verfügung zu stellen.«²¹ Der Boykottaufruf wird daraufhin in Auszügen von »Courage« verbreitet, der ersten bundesweit in großer Auflage erscheinenden feministischen Zeitschrift, deren Testausgabe im Juni 1976 erschienen war und die bis 1984 in monatlichen, zuletzt in wöchentlichen Ausgaben an West-Berliner Kiosken sowie in linken und Frauenbuchhandlungen in Westdeutschland verkauft wird. Vorausgegangen waren dem Boykottaufruf wiederum diverse Rundschreiben aus der Feder Alice Schwarzers und Planungstreffen um selbige, die darauf zielten, Informationen, Kontakte und finanzielle Mittel für »Emma« zusammenzutreiben – ebenfalls als überregionale, allerdings professionell produzierte Publikation projektiert –, die vor allem noch nicht in der Frauenbewegung aktive Leser*innen erreichen soll.²² In

-
- 20 Goettle und Classen betreuen »Die Schwarze Botin« bis 1980 redaktionell und als Herausgeberinnen. Nach einer zweijährigen Pause erscheint die Zeitschrift bis 1987 unter Redaktion von Classen, Branka Wehowski, Elfriede Jelinek und Marie-Simone Rollin; als Verlegerin fungiert Marina Auder. Vgl. Katharina Lux: Wider die Gewalt des Positiven. Die Zeitschrift »Die Schwarze Botin«, in: Eurozines vom 19.05.2016, <https://www.europazine.com/wider-die-gewalt-des-positiven/> (zuletzt 03.11.2020); Vojin Saša Vukadinović: From West-Berlin Without Love: The Magazine *Die Schwarze Botin* and the Promise of Revolution, in: Sexual Culture in Germany in the 1970s. A Golden Age for Queers?, hg. v. Janin Afken, Benedikt Wolf, Cham 2019, S. 161–192; Die Schwarze Botin. Ästhetik, Kritik, Polemik, Satire 1976–1980, hg. v. Vojin Saša Vukadinović, Göttingen 2020.
- 21 Gabriele Goettle, Brigitte Classen zit. n.: N.N.: Konflikt um Alice Schwarzers neue Zeitung »Emma«, in: Courage, 1976, 3, S. 42. Der Boykott-Aufruf wird in Gänze erneut abgedruckt als: Das Emma-Projekt. Aufruf zum Boykott, in: Protokolle. Informationsdienst für Frauen, 1977, 11/12, S. 8–9.
- 22 Vgl. N.N.: Frauenpresse. Kampf um Emma, in: Der Spiegel, 1976, 49, S. 219–221.

den Erinnerungen der »Courage«-Redakteur*innen klingt an, dass die erste Ausgabe auch den Zweck erfüllen sollte, Schwarzer mit diesem Vorhaben zuvorzukommen.²³ Die Initiator*innen des Informationsboykotts begründen ihre Entscheidung nun mit den folgenden Worten:

A. Schwarzer hat offensichtlich schon seit langem die Frauenbewegung gepachtet, bzw. sie laut ›Stern‹ sogar aufgebaut. Solidarität der Frauenbewegung kann es nur geben, wenn die Frauen auch bereit sind, sich solidarisch gegen Frauenprojekte zu stellen, die der Frauenbewegung durch ihr männlich-kapitalistisches Marketing schädlich sind. Aus der ›Gallionsfigur‹ der Frauenbewegung wird im Handumdrehen die Besitzerin des ganzen Schiffes, das seinen Weg in den Hafen kapitalistischer Prinzipien dann scheinbar von selbst findet.²⁴

Etwa zeitgleich erscheint die erste Ausgabe der »Schwarzen Botin«, in der das von Schwarzer geplante Projekt unter dem Titel »Im Januar sollen 200 000 Frauen penetriert werden« erneut spöttisch angegangen wird.²⁵ Als quasi-patriarchale Institution verdächtig – und verächtlich – gemacht hatte sich Schwarzer in den Augen der »Schwarzen Botin« aber nicht nur aufgrund ihrer professionellen und prominenten Position im System publizistischer Öffentlichkeit sowie fehlender Berührungsängste mit den als ›Männerpresse‹ apostrophierten etablierten Printmedien und deren Verwertungslogiken. Für Empörung innerhalb der Frauenbewegung hatte vor allem ein Beratungsgespräch gesorgt, das in der Planungsphase von »Emma« zwischen Schwarzer und Hans Huffzky – bei Gruner + Jahr verantwortlich für eine Reihe traditioneller Frauenzeitschriften wie »Brigitte« und »Constanze« – stattgefunden hatte.²⁶ Zentraler für den verbalen Angriff auf Schwarzer, die mit ihrer Zeitschrift »von Frauen für Frauen« die »Frau[] schlechthin« erreichen will, ist je-

23 Gisela Notz: Courage – Wie es begann, was daraus wurde und was geblieben ist, in: Als die Frauenbewegung noch Courage hatte. Die »Berliner Frauenzeitung Courage« und die autonomen Frauenbewegungen der 1970er und 1980er Jahre. Dokumentation einer Veranstaltung am 17. Juni 2006 in der Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin, hg. v. ders., Bonn 2007, S. 23–56, hier: S. 28.

24 Goettle, Classen [Anm. 21].

25 N.N.: Im Januar sollen 200 000 Frauen penetriert werden, in: Die Schwarze Botin, 1976, 1, S. 36–37.

26 Vgl. Karin Huffzky: Offener Brief, in: Courage, 1977, 1, S. 53–54. »Die Schwarze Botin« spielt auf dieses Treffen an, wenn sie spöttelt, »[d]ie ›Constanze‹ hatte doch scheenere Themas als ›emma‹« (N.N. [Anm. 25], S. 37).

doch der Vorwurf, dass letztere unter dem Deckmäntelchen universalistischer Frauensolidarität tatsächlich misogynie Geschlechterbilder untermauere.²⁷ In den Worten der »Schwarzen Botin«, die im Vorwort zur ersten Ausgabe das polemische Sprechen zum Programm erhoben hatte,²⁸ klingt das dann so:

Was die Zielgruppe Frauen betrifft, so zweifeln wir zwar nicht an der Zurechnungsfähigkeit der rechnungsfähigen Frau S., sind aber doch seltsam beeindruckt, daß die Nachfrage der Zielgruppe, [sic!] dem Angebot insofern nicht entspricht, als es sie gar nicht gibt. Der Jargon, dessen Frau S. sich befleißigt, ließ uns dann vermuten, es handle sich bei der Zielgruppe vorwiegend um Frauen der Leichtlohngruppen, Büro-Teilzeitkräfte, Stripteasetänzerinnen und verehelichte Hausangestellte. Da sie aber ausdrücklich betont, es handle sich um »Frauen schlechthin« sind wir zu der Überzeugung gekommen, daß Frau S. sich auf ihre natürliche Begabung zur Geschmeidigkeit verläßt und bestrebt sein wird, alle Frauen, seien sie nun in Leichtlohngruppen oder Befreiungsgruppen, gleichermaßen zufrieden zu stellen, was uns bei 200 000 Exemplaren Auflage auch unvermeidlich scheint.²⁹

Zwar hat Lux zweifellos Recht, dass die Polemik der »Schwarzen Botin« auch auf Kosten real existierender »Frauen der Leichtlohngruppen« geht, denen sie das Potential zur kritischen Reflexion des Angebots der – betont nur mit spitzen Fingern angefassten – »Frau S.« vollends abspricht.³⁰ Neben dieser Überheblichkeit drückt die Passage vor allem aber ein grundsätzliches Misstrauen gegen das vermeintlich emanzipatorische Kollektivsubjekt ›Frau< einerseits und jede Form ökonomisierter Medienöffentlichkeit andererseits aus. Die Gefahr, die der »Schwarzen Botin« zufolge von Schwarzer bzw. der mit dieser

²⁷ Alice Schwarzer zit. n. N.N.: Berufliches: Alice Schwarzer, in: Der Spiegel, 1987, 32, S. 124. Der Untertitel von »Emma« lautet bis einschließlich 1992 »Zeitschrift von Frauen für Frauen«.

²⁸ Wörtlich heißt es dort: »Die Schwarze Botin versteht sich als Satirikerin, damit ist sie unversöhnlich mit dem jeweiligen Objekt ihrer Satire: Humor geht ihr völlig ab.« Da dieser programmatische Ansatz für sehr unterschiedliche Textsorten in Anspruch genommen wird, schlage ich vor, mit Blick auf die Gesamtheit dieser Texte in einem etwas allgemeineren Sinne von polemischer Rede zu sprechen (N.N.: Schleim oder Nichtschleim, das ist hier die Frage. An Stelle eines Vorworts, in: Die Schwarze Botin, 1976, 1, S. 4-5, hier: S. 5).

²⁹ N.N. [Anm. 25], S. 36.

³⁰ Vgl. Lux [Anm. 4], S. 43.

identisch gesetzten »Emma« ausgehe, liegt dann in der ›geschmeidigen‹ Vereinigung beider Elemente zur ›Frauenöffentlichkeit‹, die drohe, auch radikale Tendenzen frauenpolitischen Engagements ihres Inhalts zu entleeren. Fraglich bleibt jedoch, ob es der Pose absoluter Verweigerung durch »Die Schwarze Botin« sonderlich gut zu stehen kommt, dass sich die Herausgeber*innen bei ihrer Agitation gegen »Emma« auf eine ebenso mit Argwohn betrachtete Bewegungsöffentlichkeit bzw. deren Informationskanäle verlassen, die doch ihrerseits durch den »klebrige[n] Schleim weiblicher Zusammengehörigkeit« zusammengehalten würden.³¹ Mit der Zusammenarbeit ist es dann ohnehin schnell wieder vorbei: Hatte sich die »Courage« in ihrer dritten Ausgabe 1976 noch an die Seite von Goettle und Classen gestellt, um den befürchteten Ausverkauf der Frauenbewegung durch Schwarzers »Emma«-Projekt anzuprangern, wird »Die Schwarze Botin« schon in der darauffolgenden »Courage«-Ausgabe einer scharfen Kritik unterzogen. Mit ihrer als Radikalität getarnten »selbstzufriedene[n] Arroganz« und dem »Spaß an der Polemik« fördere »Die Schwarze Botin« genau jenes »banale[] Denken«, das sie selbst zu bekämpfen vorgebe.³² Dabei verkürze »Die Schwarze Botin« nicht nur eine heterogene politische Bewegung auf die »Gefühlsduselei« des durchaus als fragwürdig zu bewertenden ästhetischen Programms *Neuer Weiblichkeit*.³³ Mehr noch, die »Schwarzen Botinnen, die nicht müde werden, Radikalität und Kompromisslosigkeit des Denkens zu fordern«, hätten, so die Autorin der Rezension selbst scharfzüngig, »offenbar [über eines] noch nicht nachgedacht«: Ein kritisches Denken, das sich konsequent weigere *mitzuteilen* und *zu vermitteln*, sei letztlich kein kritisches Denken.³⁴

Genau diese Emphase respektive Verweigerung der Vermittlungsfunktion von Kritik muss auch auf das jeweilige Verständnis feministischer Öffentlichkeit übertragen werden. Wo für »Die Schwarze Botin« feministische *Gegenöffentlichkeit* einer grundsätzlichen Absage an ein – unhintergehbar in ei-

31 N.N. [Anm. 28], S. 4.

32 Irmela von der Lühe: Ist das Banale krumm? Die schwarze Botin, in: Courage, 1976, 5, S. 53-54.

33 Ebd., S. 53. Die Neue Weiblichkeit gilt als (literarische) Gegenbewegung zur Neuen Innerlichkeit der späten 1960er und 70er Jahre. Die Autor*innen proklamierten eine genuin ›weibliche‹ Sexualität, Sprache und Ästhetik, die es nach dem Abstreifen männlicher Denkmuster (wieder) zu entdecken galt. Verena Stefans Bestseller »Häutungen« (1975) wurde als programmatischer Text für die Aufwertung ›weiblicher‹ Hypersubjektivität gelesen.

34 Von der Lühe [Anm. 32], S. 54.

nen misogynen sozioökonomischen Kontext eingelassenes – Modell von Öffentlichkeit gleichkommen muss, also konzeptionell vielmehr als *anti-öffentlich* zu greifen ist, versteht sich »Courage« als Vermittlungsinstanz zwischen den Informations- und Kommunikationskanälen der Neuen Deutschen Frauenbewegung im engeren Sinne und dem breiteren Raum gesellschaftlicher Verständigung *unter Frauen*. In der Frage, welches Publikum angesprochen werden solle, unterscheidet sich »Courage« also kaum von »Emma«. Auch »Courage« will sich als »Medium von Frauen für Frauen« verstanden wissen und erklärt es für unerlässlich,³⁵ Frauen anzusprechen, »die noch nicht aktiv in der Bewegung sind, aber doch ihre Situation ändern wollen.«³⁶ Anders als für »Emma«, die im Namen von Professionalität und Vermarktbarkeit antritt, kann diese Vermittlungsleistung im Verständnis der »Courage« aber nicht durch Annäherung an die Produktions- und Distributionsbedingungen einer professionalisierten Medienöffentlichkeit erreicht werden. Ähnlich den meisten Frauenbuchladen-Akteur*innen will sich »Courage« mehr als basisdemokratisches Kollektiv und »lernende Organisation«, denn als professionelle Redaktion verstanden wissen.³⁷ Der Vermittlungsfunktion feministischer Öffentlichkeit gerecht zu werden, setzt im Verständnis der »Courage« darüber hinaus eine programmatiche *Zugänglichkeit* und *Transparenz* voraus – unter diesen Schlagworten lassen sich die häufig wenig abstrakte Sprache, öffentlich zugängliche Redaktionssitzungen, die Offenlegung von Produktions- und Vertriebskosten sowie regelmäßige Gastbeiträge subsumieren. Wie »Emma« will sich »Courage« dadurch auch als *dezentrales Organ* der Frauenbewegung verstanden wissen, wobei sich die auf antiautoritäre und partizipative Praxen bauende Vorstellung von Dezentralität natürlich konträr zum liberalen Verständnis Schwarzers verhält – Redaktionsentscheidungen galten für diese ausdrücklich vor der Einflussnahme einzelner Frauen(gruppen) zu schützen; das Angebot, bei »Courage« miteinzusteigen, soll sie unter Verweis auf die Vorteile des Wettbewerbs abgelehnt haben.³⁸

»Die Schwarze Botin« wiederum wittert bei »Courage« einen quasi-pädagogischen Ansatz, der ihr aufstoßen muss: Tatsächlich sei »Courage« nicht allgemeinverständlich, sondern verordne »ihren angeblich empfindlichen Le-

³⁵ N.N.: In eigener Sache, in: Courage, 1976, o [Testnummer], S. 1.

³⁶ N.N.: In eigener Sache. Autonomie und Konkurrenz, in: Courage, 1976, 2, S. 1.

³⁷ Notz [Anm. 23], S. 38.

³⁸ Vgl. N.N. [Anm. 22], S. 221; Notz [Anm. 23], S. 28; Lux [Anm. 4], S. 41.

serinnen geistige Schonkost«, so die Replik auf die oben zitierte Rezension.³⁹ Der eigentliche Ausdruck von Arroganz und Verachtung anderer Frauen sei dabei der Versuch, Inhalt und Sprache mit einer bestimmten Idee von den eigenen Leser*innen in Einklang zu bringen: »frauenspezifische[s] Zuschneiden von Inhalten zu leicht verständlichen Artikelchen«.⁴⁰

Der Konflikt zeigt deutlich, dass feministische Öffentlichkeit kein homogener kommunikativer Raum ist, sondern selbst ein höchst umstrittenes diskursives Feld öffentlicher Meinung. Dabei war es *gerade* die Herausbildung verschiedener Öffentlichkeitsmodelle, die mit für die Frauenbewegung unangenehmen Fragen nach ökonomisch, sozial und intellektuell bedingten Vormachtstellungen und Vertretungsansprüchen in eins fiel. Von der breiteren Öffentlichkeit – in Gestalt etablierter Printmedien – wurden die Richtungsstreits, die als »Kampf um Emma« öffentlich sichtbar wurden, dabei immer wieder und scheinbar nicht ohne Genugtuung aufgegriffen und als Frauenfeinden im »Tante-Emma-Laden für Gesinnungen« verspottet und so letztlich entpolitisiert.⁴¹ Eine Aporie, die sich, meine ich, spiegelbildlich oftmals auch in der rückblickenden (feministischen) Einordnung der Konflikte niederschlägt. So erscheint es doch ebenso fragwürdig, mit Blick auf die Auseinandersetzungen der 1970er auf eine »Produktivität des Streits« oder gar »Einigkeit in Differenz« zu schließen – haben wir es doch in großen Teilen mit unmissverständlichen Gesprächsabbrüchen und hämischen persönlichen Angriffen zu tun.⁴² Fraglich sind solche Einordnungen insbesondere auch deshalb, weil die Meinungskämpfe der 1970er um und in der Öffentlichkeit scheinbar nicht dazu geführt haben, die Heterogenität feministischer Strömungen und Öffentlichkeitsmodelle einem breiteren Raum gesellschaftlicher Verständigung vermittelbar zu machen – in der nachkriegsdeutschen kulturellen Imagination standen und stehen Schwarzer und »Emma« vielmehr für den bundesdeutschen Feminismus als solchen.⁴³

39 N.N.: Daß schädlich auch ein Denken ist, das sich selbst aus der Reflektion ausnimmt, in: Die Schwarze Botin, 1977, 2, S. 39-40, hier: S. 39.

40 Ebd., S. 40; vgl. Lux [Anm. 4], S. 45f.

41 N.N. [Anm. 22]; N.N.: Feminismus. Emma mit der Dornenkrone, in: Der Spiegel, 1977, 16, S. 174-180, hier: S. 174.

42 Lux [Anm. 4]; Catherine Ley, Katrin Locker, Gregor J. Rehmer: *Courage, Emma und Die Schwarze Botin – Einigkeit in Differenz?*, in: Die Philosophin, 2005, 32, S. 43-58.

43 Vgl. Myra Marx Ferree: *Varieties of Feminism. German Gender Politics in Global Perspective*, Stanford 2012, S. 76.

Der Personalisierung der Neuen Deutschen Frauenbewegung im Allgemeinen und der Identifikation von »Emma« mit Schwarzer im Besonderen hat letztere dabei sicherlich selbst keinen unbeachtlichen Vorschub geleistet – und sich so gleichzeitig zum beliebten Ziel von (teilweise misogynen) *ad feminam*-Angriffen gemacht, die sie stellvertretend für die frauenpolitische Sache als solche oder ein spezifisches Feminismusverständnis trafen und treffen. So kann es wohl als eine Lieblingsdisziplin von »Emma«-Kritiker*innen gelten, Schwarzers Konterfei in und auf dem von ihr herausgegebenen Magazin zu zählen.⁴⁴ Schwarzer selbst scheint zum Start von »Emma« dagegen bemüht, Vorwürfe zu entkräften, nur an der eigenen journalistischen Karriere interessiert zu sein. Künftige Gewinne aus »Emma«, heißt es etwa im Editorial zur ersten Ausgabe 1977, sollen »in andere Projekte von Frauen investiert werden, »[d]enn Frauen brauchen ganz viele Zeitungen, Verlage, Frauenzentren«.⁴⁵ Ein rund zwanzig Jahre später veröffentlichter Leitartikel liest sich dagegen so: »Nie war die Rede davon gewesen, daß ›überschüssiges Geld‹ von Emma in Frauenprojekte gehen sollte.«⁴⁶ Entscheidend ist, dass solche – möglicherweise strategischen – Schachzüge weder im Widerspruch zu Schwarzers Feminismus- noch zu ihrem Öffentlichkeitbegriff stehen. In Schwarzers Konzeption befürwortet eine »Gleichheitsfeministin«, ein Begriff, den sie synonym mit »Universalistin« verwendet, die uneingeschränkte Chancengleichheit von Frauen und Männern, was explizit potenziell destruktive Praktiken miteinschließt.⁴⁷ »Emma«, so der häufige Vorwurf, könne folglich keine grundlegende Herrschafts- oder Öffentlichkeitskritik leisten, die über die Geschlechterdichotomie hinausgehe – alles, was Männer *qua* sozialer Normen haben und dürfen, erscheine zunächst als erstrebenswert.⁴⁸ Tatsächlich rechtfertigt Schwarzer in diesem Sinne etwa 2007 ihr bezahltes Engagement

44 Vgl. N.N.: »Von Frauen für Frauen«, in: Der Spiegel, 1977, 5, S. 123; Diemut Roether: EMMA – quergelesen, in: Femina Publica. Frauen – Öffentlichkeit – Feminismus, hg. v. Gruppe Feministische Öffentlichkeit, Köln 1992, S. 59–69, hier: S. 66.

45 Alice Schwarzer: Unsere Zeitung, in: Emma, 1977, 1, S. 2.

46 N.N.: Liebe Leserinnen, in: Emma, 1996, 3, S. 2.

47 Alice Schwarzer: Mein Leben in Kürze, in: Alice Schwarzer Website vom 01.03.2010, <http://www.aliceschwarzer.de/artikel/mein-leben-kuerze-264781> (zuletzt 03.11.2020); vgl. die Debatte um den Wehrdienst für Frauen, z.B. dies.: Frauen ins Militär?, in: Emma, 1977, 6, S. 5.

48 Vgl. Roether [Anm. 44], S. 63.

für die »Bild«-Werbekampagne ausschließlich mit den Worten, »dass es nicht schaden« könne, eine Frau in einer solchen Kampagne zu sehen.⁴⁹

Aus dieser politischen Haltung folgt eine starke Affinität zur Etablierung (neuer) repressiver Universalismen, wie sich bereits 1977 exemplarisch in der Debatte um den sogenannten Lohn für Hausarbeit herauskristallisiert. Der Forderung nach Lohn für Hausarbeit zufolge, die international unter sozialistischen Feminist*innen kursierte und kursiert, sollte reproduktive Arbeit entlohnt werden, um nicht weiter als natürlich weiblich zu gelten und Machtverhältnisse zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit sowie zwischen Öffentlichkeit und Privatheit aufzubrechen.⁵⁰ Während »Courage« die Forderung enthusiastisch bejaht, lehnt Schwarzer sie naturgemäß ab – durch die universalistische Linse muss der Eintritt in einen gesellschaftlichen Raum *außerhalb* der privaten Sphäre als einziger legitimer Emanzipationsschritt gelten. Während die Lohn-für-Hausarbeit-These noch heute kontrovers diskutiert wird, weist Schwarzer eine solche innerfeministische Debatte in ihrer Zeitschrift gänzlich zurück. »[F]ür Hausfrauenlohn«, so Schwarzer,

plädieren [...] nicht nur frauenfeindliche Politikerinnen, sondern auch Frauen, die von sich sagen, sie seien Feministinnen. [...] Die »Lohn-für-Hausarbeit-Gruppen« entstanden zunächst in England, Italien, Amerika und wurden eher von Frauen aus der männerbeherrschten Linken angezettelt, [sic!] als von Feministinnen.⁵¹

Bewusst oder nicht verzerrt Schwarzer in dem Meinungsbeitrag die Tatsache, dass die Aktivist*innen explizit Lohn für *Hausarbeit* und nicht für *Hausfrauen* fordern, um anzugeben, dass Hausarbeit und Frau-Sein keine identischen Konzepte seien.⁵² Mehr noch aber: Schwarzer spricht den Lohn-für-Hausarbeit-Aktivist*innen das genuin feministische Interesse ab, indem sie gerade ihre Handlungsmacht *als Frauen* infrage stellt – eine rhetorische Strategie, die sich deutlich von der Darstellung Schwarzers als quasi-patriarchalische Institution durch »Die Schwarze Botin« unterscheidet. Nicht nur fehle den Aktivist*innen »das richtige Bewusstsein«, sie seien gerade deshalb

49 Alice Schwarzer: Plakataktion der Bild, in: Alice Schwarzer Website vom 13.01.2007, ht [tps://www.aliceschwarzer.de/artikel/plakataktion-der-bild-264838](https://www.aliceschwarzer.de/artikel/plakataktion-der-bild-264838) (zuletzt 03.11.2020).

50 Vgl. Marx Ferree [Anm. 43], S. 79.

51 Alice Schwarzer: Hausfrauenlohn?, in: Emma, 1977, 5, S. 3.

52 Vgl. Gruppe Lohn für Hausarbeit Berlin: Lohn für Hausarbeit. Offener Brief an Alice, in: Courage, 1977, 6, S. 38-39.

so fehlgeleitet, weil sie von Männern dominiert würden.⁵³ Ebendiese Strategie, bestimmten Akteur*innen das feministisch-politische Anliegen abzusprechen, indem sie – im Rahmen eines diffusen Öffentlichkeitsmodells – gleichzeitig etwa als unterwürfige Opfer patriarchaler Kräfte dargestellt werden, lässt sich vor allem auch in den jüngst prominenten Debatten nachvollziehen.

III. Streit um feministische Öffentlichkeit nach Köln

Diesmal haben wir EMMA fast so viele Überstunden gemacht, wie die Kölner Polizei. [...] Denn im Januar/Februar mutierte die EMMA-Redaktion zum internationalen Auskunftsbüro in Sachen Silvester-Ereignisse. [...] Und [über Alice Schwarzer] brach der Interview-Tsunami herein. Zunächst waren es vor allem Schweizer und Österreicher, die mehr verstehen wollten. Dem folgte [...] ein Gespräch mit Welt-Chefredakteur Ulf Poschardt, das Alice »so richtig Spaß gemacht« hat. Sowie ein spannender Talk bei »Unter den Linden« auf Phoenix [...] und ein Besuch bei »Lanz«. [...] Und dann wurde es eng in der EMMA-Redaktion: TV-Teams aus der ganzen Welt, aus Moskau und New York, Australien und Brasilien, Paris und Rom.⁵⁴

Der Gegenstand, zu dem sich »Emma« und insbesondere Schwarzer als ultimative Deutungsinstanz gegenüber einer breiten Öffentlichkeit und ihren etablierten massenmedialen Formaten inszeniert – mit einem nahezu vergleichbaren Anspruch auf Wahrheitsfindung wie die Kölner Polizei –, hat als *Kölner Silvesternacht* oder schlicht *Köln* Eingang in die öffentliche Debatte gefunden. *Köln* dient als Metonymie für die Ereignisse der Silvesternacht 2015/16, jener Nacht, in der laut Aussagen mehr als 650 Frauen Opfer von Sexualstraftaten geworden waren, wobei die Mehrzahl der Täter vermeintlich aus nordafrikanischen Regionen stammte – zunächst eine Vermutung, die jedoch schnell performativ *als Fakt* in die Debatte eingeschrieben wurde.

In der zweiten Ausgabe von 2016 veröffentlicht »Emma« ein umfangreiches Dossier zum Thema »Silvester & die Folgen«, das auf der Titelseite mit der Schlagzeile »Alice Schwarzer über Silvester: Was geschah wirklich?« beworben wird. Der Jargon dieses Teasers, um die Worte der »Schwarzen Botin«

53 Schwarzer [Anm. 51].

54 N.N.: Über uns, in: Emma, 2016, 2, S. 4.

aufzugreifen, der auf eine verborgene Wahrheit anspielt, die in der breiteren Debatte vermeintlich weitgehend verschwiegen wird, ähnelt dabei einem eher in Boulevardformaten gebräuchlichen sprachlichen Stil. In einem längeren Leitartikel erklärt Schwarzer dann umgehend, was *wirklich* geschehen sei:

Die Mehrheit [der Täter, KK] hatte sich verabredet. Aber wozu? Kein Mensch feiert auf dem öden Bahnhofsvorplatz. [...] Diese Männer hatten sich offensichtlich nicht verabredet, um zu feiern. Sie hatten sich verabredet, um Frauen zu klatschen. Dafür genügt ein halbes Duzend Provokateure und das »arabische Telefon«, Gesinnungsgegenossen und Mitläufer, Flüchtlinge oder auch Stammkunden der salafistischen Moschee in Köln-Kalk bzw. der orthodoxen Moschee in Duisburg-Marxloh. Plus frisch Agitierte aus den benachbarten Flüchtlingslagern.⁵⁵

Die These, dass die Täter unmöglich zum Bahnhofsvorplatz gekommen sein können, um dort zu feiern, ist insofern augenscheinlich windschief, als ihre Opfer ebenfalls genau dorthin gekommen waren, um zu feiern. Das Kernargument Schwarzers, warum es kein Zufall gewesen sein könne, dass an diesem Abend so viele Männer in die Kölner Innenstadt gekommen waren, ist allerdings ohnehin ein anderes: Man habe dies schon einmal gesehen, nämlich auf dem Tahrir-Platz in Kairo, Ägypten, der seit der Revolution 2011 immer wieder Schauplatz organisierter Übergriffe auf protestierende Frauen gewesen war. Bereits vier Tage nach Silvester hatte »Emma« den Vergleich zwischen den Ereignissen in Köln und Kairo gezogen und Schwarzer wiederholt ihn mehrfach, etwa in »Der Schock«, einer Textsammlung, die fünf Monate später veröffentlicht wird.⁵⁶ Als Grundlage für diesen reichlich undifferenzierten Vergleich – Schauplätze der Übergriffe in Kairo waren etwa politische Demonstrationen und keine Massenpartys – dienen dabei unverkennbar *ethnisierende Konzeptualisierungen und Figurationen*. Dies wird deutlich, wenn sie im gleichen Leitartikel erklärt: »Auf Arabisch gibt es sogar einen eigenen Begriff für diese Art von Terror gegen Frauen: taharrush gamea [falsche deutsche

⁵⁵ Alice Schwarzer: Was war da los?, in: Emma, 2016, 2, S. 6-7, hier: S. 7.

⁵⁶ Vgl. N.N.: Frauen berichten EMMA vom Terror, in: Emma Online vom 04.01.2016, h <https://www.emma.de/artikel/koeln-frauen-berichten-emma-vom-terror-331129> (zuletzt 03.11.2020); Alice Schwarzer: Silvester 2015, Tahrir Platz in Köln, in: Der Schock – Die Silvesternacht von Köln, hg. v. ders., Köln 2016, S. 7-40.

Transkription von taharrusch dschama'i, KK]«.⁵⁷ Bei den Wörtern handelt es sich schlicht um den Ausdruck für »gemeinschaftliche Belästigung«, es gibt folglich auch in der deutschen Sprache einen Signifikanten für das semantische Konzept. In Schwarzers Darstellung erscheint diese extreme Form von Gewalt gegen Frauen dagegen nicht nur als *kulturspezifisch*, sondern einem heterogenen, vermeintlich durch die arabische Sprache zusammengehaltenen Raum *immanent*.

Die Einordnung der Silvesterereignisse durch »Emma« bzw. Schwarzer wurde sowohl in etablierten massenmedialen Formaten als auch – wie Journalist*innen und Datenanalyst*innen zusammengetragen haben – in rechtskonservativen und rechtsextremen Medien und Online-Netzwerken als feministisches *Insiderwissen* aufgegriffen und markierte den Auftakt zu einer hitzigen Debatte unter Feminist*innen, die ihrerseits verhältnismäßig große Aufmerksamkeit außerhalb dezidiert feministischer Öffentlichkeitsformen fand.⁵⁸ Um die zur Schau gestellte Deutungshoheit Schwarzers sowie die diskursiven Verbindungslien der Debatte *nach Köln* zu den Streits um feministische Öffentlichkeit der 1970er zu fassen, ist jedoch ein Exkurs nötig, der die Kontinuitäten der von »Emma« genährten Figurationen des *wesenhaft* gewalttätigen muslimischen Mannes nachzeichnet.

Ein Dossier, das 1993 unter dem Titel »Fundamentalismus« veröffentlicht wird, sich faktisch allerdings ausschließlich mit (vermeintlich) islamischem Fundamentalismus befasst, kann hierfür als exemplarisch gelten. Es umfasst ein Plädoyer gegen das Kopftuch, Artikel, die sich mit der politischen Situation in Ägypten und Saudi-Arabien befassen sowie den Bericht einer Frau, die unter der vermeintlich vorsätzlich falschen medizinischen Behandlung eines ›Moslems‹ – auf dessen Religionszugehörigkeit die anonyme Autorin von dessen »starkem Akzent« schließt – gelitten habe.⁵⁹ Das Dossier erscheint besonders anstößig, da es nur zwei Monate nach dem Anschlag von Solingen veröffentlicht wird, bei dem deutsche Neonazis fünf türkische Frauen

⁵⁷ Schwarzer [Anm. 55], S. 6.

⁵⁸ Vgl. Hoffmann u.a. [Anm. 2]; Laura Lucas: Filterblasenschwäche. »Emma« und der Beifall von rechts, in: Übermedien vom 02.07.2018, <https://uebermedien.de/29269/emma-und-der-beifall-von-rechts/> (zuletzt 03.11.2020); vgl. z.B. auch Max Roland: Verdammmt, ich verteidige Alice Schwarzer, in: Die Achse des Guten vom 13.05.2019, https://www.a-chgut.com/artikel/verdammmt_ich_verteidige_alice-schwarzer (zuletzt 03.11.2020).

⁵⁹ N.N.: Die Visite, in: Emma, 1993, 4, S. 44–45, hier: S. 44.

und Mädchen getötet hatten. Aus diesem Anlass geht dem Dossier ein Beitrag voraus, in dem Schwarzer vorgeblich der Opfer gedenkt, tatsächlich aber das folgende Dossier auf Grundlage universalistischer Prämissen recht fertigt. Wie Leslie A. Adelson zu Recht bemerkt, erfordert dies jedoch solch »discursive acrobatics«, dass Schwarzer ihre universalistische Position letztlich *ad absurdum* führt.⁶⁰ Da die Opfer Frauen waren, sei der Solinger Anschlag keine Manifestation nationalistischer und rassistischer Gewalt gewesen, sondern *geschlechtsspezifischer* Gewalt. Und da Frauen, insbesondere jene vermeintlich muslimisch geprägter Herkunft, *qua* Geschlecht Opfer seien, sind die Täter*innen rassistischer Übergriffe und Morde in Schwarzers Darstellung »nicht immer ›Nazis‹ – es sind Männer, deren Gewaltbereitschaft in der »Porno- und Brutaloproduktion« ihren Ursprung habe.⁶¹ Damit enthistorisiert Schwarzer nicht nur die Genealogie des deutschen Nationalismus und rassistischer Gewalt auf geradezu absurde Weise, sondern enthebt insbesondere deutsche Frauen völlig ihrer nationalen Geschichte. In einer zweiten enthistorisierenden Bewegung suggeriert Schwarzer dann eine Äquivalenz zwischen deutschen Neonazis und »randalierenden Türken«, also jenen Personen, die sich nach dem Anschlag Protesten der migrantischen Gemeinschaft angeschlossen hatten, bei denen es teilweise zu Unruhen gekommen war.⁶² Während muslimische Männer auf der Straße »randalieren« oder die Moschee besuchen, so Schwarzer, »hocken die Frauen in ihren vier Wänden: ein ideales Angriffsziel«.⁶³ Die diskursive Kopplung von Frausein und dem Häuslichen perpetuierend, suggeriert sie so schließlich obszönerweise, dass es nicht rechte Gewalt war, die die fünf Frauen und Mädchen getötet hatte, sondern patriarchalische Strukturen »ihrer« Kultur.

Während vor allem das Fundamentalismus-Dossier seinerzeit von einigen Wissenschaftler*innen kritisiert wurde, erregten »Emmas« frühe Berichte über das islamische Patriarchat kaum die Aufmerksamkeit einer breiteren

60 Leslie A. Adelson: The Price of Feminism. Of Women and Turks, in: Gender and Germanness. Cultural Productions of Nation, hg. v. Patricia Herminghouse, Magda Mueller, Providence, Oxford 1997, S. 305-319, hier: S. 308.

61 Alice Schwarzer: Hass, in: Emma, 1993, 4, S. 34-35. Bei dem Angriff wurden vierzehn weitere Familienmitglieder teilweise schwer verletzt, darunter Männer und Jungen.

62 Ebd., S. 35.

63 Ebd.

Öffentlichkeit.⁶⁴ Und während das politische und gesellschaftliche Klima der ersten Jahren nach der Wiedervereinigung bekanntermaßen durch rassistische Übergriffe, migrationsfeindliche politische Debatten und eine das bis dahin geltende Asylrecht beschneidende Gesetzgebung gekennzeichnet war, war der Einwanderungsdiskurs noch nicht mit Fragen von sexualisierter Gewalt und Geschlechtergerechtigkeit verwoben.⁶⁵ Genau aus diesem Grund ist es analytisch unpräzise und unproduktiv, anzunehmen, »Emma« bzw. Schwarzer sei *nach Köln* ein weltanschauliches Bündnis mit rechten Kräften eingegangen. Unter universalfeministischen Prämissen hat sich »Emma« binärer Figurationen des ›orientalischen‹ Mannes als Täter und der muslimischen Frau als zu rettendes Opfer – Topoi, die aus dem kolonialen Diskurs überliefert sind – bedient, lange bevor diese von rechten Parteien, in prominenten Mediendarstellungen, in politischen Debatten und Gesetzgebung aufgegriffen wurden.⁶⁶ Die eigentümlichen Schnittmengen und wechselseitigen Bezugnahmen unter dem Banner von ›Geschlechtergerechtigkeit‹ zwischen heterogenen medienöffentlichen und politischen Akteur*innen, die *nach Köln* sichtbar geworden waren, müssen folglich vielmehr als *diskursive Konvergenz* begriffen werden. In ihrer umfangreichen Studie argumentiert die Soziologin Sara R. Farris überzeugend, dass eine solche Konvergenz ein Novum des 21. Jahrhunderts darstelle. Obgleich nicht nachdrücklich genug betont werden könne, dass die Interessen der verschiedenen Akteur*innen gänzlich unterschiedliche sein können, dirigiere die *diskursive Visktimisierung* von vermeintlich muslimischen bzw. nichtwestlichen Migrantinnen in der öffentlichen Debatte – *unlösbar* an das Bild des migrantischen Mannes als Unterdrücker gekoppelt – erstere strukturell in den Arbeitssektor sozialer Reproduktion. Mit Blick auf den feministischen Diskurs markiert diese diskursive Konvergenz, so Farris, also einen performativen Widerspruch, der in der Geschichte europäischer feministischer Bewegungen und deren Streben nach Emanzipation von Sorge- und Hausarbeit im *privaten Bereich*

64 Vgl. Adelson [Anm. 60]; Renate Kreile: EMMA und die »deutschen Frauen«. »an's Vaterland, an's teure, schließt euch an...«, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 16, 1994, 35, S. 123-130.

65 In der teilweise von rassistischen Ressentiments geprägten Debatte um die drei Tage vor dem Anschlag von Solingen beschlossene Verfassungsänderung zur Einschränkung des Asylrechts waren sexualisierte Gewalt und Geschlechterrollen, soweit ich sehe, etwa nicht von Belang.

66 Die in Reaktion auf die Kölner Silvesternacht rapide umgesetzte Reform des Sexualstrafrechts enthielt zugleich etwa einen Passus, der das Ausweisungsrecht verschärfte.

wurzelt. Aus dem programmaticischen Vordringen in sämtliche der Sphäre des Öffentlichen zugeschriebenen Gesellschaftsbereiche sei die (weitere) Abwertung eines sich dazu dichotom verhaltenden Konzepts von Privatheit gefolgt, die so *diskursiv* zur Prekarisierung des mit diesem Konzept assoziierten Reproduktionsarbeitssektors beigetragen habe. Farris hebt ferner kritisch den frühen Beitrag zur Ethnisierung der Sexismusdebatte einerseits und der Vergeschlechtlichung des Einwanderungsdiskurses andererseits durch bestimmte europäische Feminist*innen hervor, die paradoixerweise unter Universalismusprämissen (vor)herrschendes diskursives Geschlechterwissen – weibliches Opfer vs. männlicher Unterdrücker – fortgeschrieben hätten.⁶⁷

Auch mit Blick auf »Emma« ist der Diskurs von kulturspezifischem Sexismus unverkennbar mit denselben universalistischen Prämissen verflochten, die dem Modell feministischer Öffentlichkeit zugrunde liegen, für das Alice Schwarzer und ihr Magazin stehen. Während Schwarzer gegensätzliche feministische Tendenzen, wie etwa die Lohn-für-Hausarbeit-Kampagne, aber auch pro-pornographiche Strömungen, pauschal als Differentialismus, liberalfeministisch, Spalter*innentum oder ›männlich dominiert‹ abgestraft hat, ist ironischerweise zu beobachten, dass die von ihr herausgegebene Zeitschrift im Kontext von Einwanderungsdebatten traditionelle Darstellungen von Frauen und weiblichen Körpern als emanzipatorisches Ideal inszeniert. So veröffentlicht »Emma« später im Jahr *nach Köln* eine Titelseite, die eine extrem schlanke Frau zeigt, die mit nacktem Oberkörper und geöffnetem Mund mit zwei kleinen Pistolen zu spielen scheint – Schlagzeile: »Ja, so sieht eine Feministin aus!«.⁶⁸ Neben der Brust der Frau ist ein kleineres Foto einer in einer Burka gekleideten Frau zu sehen, das nonverbal anzeigt, wie eine Feministin *nicht* aussieht. Im Gegensatz zum verschleierten Körper der Frau im kleineren Foto wird der traditionellen Schönheitsstandards entsprechende, hypersexualisierte weibliche Körper zum Symbol der Emanzipation westlicher Frauen.

Nach Köln bleibt die Bildung einer heterogenen antimuslimischen Front unter dem Banner von Frauenrechten nicht unbemerkt von anderen feministischen (Medien)Akteur*innen. So veröffentlicht das 2008 gegründete »Missy Magazine« ebenfalls ein Dossier zur Silvesternacht und der (Medien)Debatte

67 Vgl. Sara R. Farris: *In the Name of Women's Rights. The Rise of Feminationalism*, Durham, London 2017, S. 40–56 und S. 115–119.

68 *Emma*, 2016, 6.

um selbige. Das »Missy«-Dossier hinterfragt etwa koloniale Bildwelten, die in den gegenwärtigen Einwanderungsdiskurs eingeflossen waren, und kritisiert explizit »Emmas« Silvesternacht-Dossier.⁶⁹ Der Ton der Kritik wird infolge der Veröffentlichung von Schwarzers »Der Schock« schärfer, das im »Missy«-Blog als »Hatespeech im Feminismus-Mantel« rezensiert wird. Ähnlich den Initiator*innen der Kampagnen gegen »Emma« der 1970er Jahre arbeitet sich die Rezensentin darin jedoch zuvorderst polemisch an der Person »A.S.« ab – mit deren Portraitfoto der Blogeintrag versehen ist und deren vollen Namen in den Mund zu nehmen die Verachtung zu verbieten scheint – und verkürzt so, erstens, eine tiefgreifende diskursive Formation auf die Äußerungen einer individuellen, wenn auch prominenten Figur.⁷⁰ Die Autorin verpasst es, zweitens, die Kontinuitäten ebendieser Formation in der Bewegungs- und Diskursgeschichte europäischer Feminismen zu benennen, indem sie suggeriert, Schwarzers Position sei *per se* keine feministische. Darüber hinaus ist »Missy«-Mitbegründerin Stefanie Lohaus neben Aktivist*innen und Journalist*innen wie Anne Wizorek eine der Initiator*innen der (Online)-Kampagne »#ausnahmslos«.

Die »Emma«-Redaktion nimmt die Kritik zum Ausgangspunkt eines polemischen Gegenschlags und greift ihre Kritiker*innen in einem Wortspiel auf die von Wizorek mitgeprägte Selbstbeschreibung der *Netzfeminist*in* als *Hetzfeminist*innen* an. Bemerkenswerterweise wird letztere in diesem Zuge nicht nur plakativ als »Studienabrecherin« diffamiert, sondern unter den Vorzeichen einer evaluativen Mediendifferenz⁷¹ zur Stellvertreterin einer geradezu konspirativ operierenden, elitären Gegenöffentlichkeit stilisiert:

Es gibt eine Welt, in der eine Minderheit agiert und von der die Mehrheit nichts ahnt. Das ist die Welt der so genannten *Netzfeministinnen*. Es ist gar nicht so leicht, sich in dieser Welt zurechtzufinden. Denn dort spricht frau in Dogmen und Rätseln, Sternchen und Unterstrichen. [...] Es ist eine geschlossene und begrenzte Welt. [...] Geht es in dieser kleinen [...] Welt [...] nur um Formalitäten? Oh nein! Es geht auch um Inhalte, um Politik. Es geht um Deu-

⁶⁹ Vgl. Margarita Tsomou: Koloniale Fantasien, in: Missy Magazine, 2016, 2, S. 64–65.

⁷⁰ Mithu Sanyal: Hatespeech im Feminismus-Mantel, in: Missy Magazine Blog vom 18.08.2016, <https://missy-magazine.de/blog/2016/08/18/hatespeech-im-feminismus-mantel/> (zuletzt 03.11.2020).

⁷¹ Vgl. auch Andrea Schüttes Beitrag in diesem Band.

tungshoheit, nicht nur gegenüber den Medien, sondern auch innerhalb der feministischen Szene.⁷²

Diffus gekoppelt ist die Konzeption der hetzenden und verschwörerischen feministischen Gegenöffentlichkeit, die nicht nur in die feministische Bewegung, sondern auch in »linke und liberale Medien und Partei[en]« hineinwirke,⁷³ dabei an die Idee einer homogenen und von vermeintlichen »Denkverbote[n]« durchsetzten dominanten Öffentlichkeit, vis-à-vis derer sich Schwarzer dann wiederum als Vertreterin eines kritisch-aufklärerischen Feminismus zu inszenieren vermag.⁷⁴ Allein vor dem Hintergrund, dass gerade »Emmas« Hetzfeminist*innen-Polemik verhältnismäßig oft in den sozialen Medien geteilt wird,⁷⁵ ist die an eine vermeintliche Mediendifferenz gekoppelte Bestimmung von trennscharfen Öffentlichkeiten einerseits sowie von ›Hetze‹ und legitimer Kritik andererseits natürlich nicht haltbar. Im scharfen Widerspruch liegt dieses Öffentlichkeitsmodell auch mit der in »Emma« selbst nachdrücklich hervorgehobenen Prominenz Schwarzers in der breiteren öffentlichen Diskussion um Köln. Nichtdestotrotz oder gerade deshalb scheint das Konfliktarrangement, das Schwarzer bemüht, in der Lage, teils widersprüchliche anti- und postfeministische Topoi und Narrative älteren und jüngeren Datums – die ›dogmatische Emanze‹, die Verschwörungserzählung einer feministischen Elitenbildung oder das Postulat des Vergangenseins des ›Goldenen Zeitalters‹ des Feminismus – zu inkorporieren und für breitere gesellschaftliche Debatten wie auch für reaktionäre Erzählungen anschlussfähig zu machen.

Feministische Differenzen, die sich an Köln herauskristallisiert hatten, wurden in der Darstellung dritter etablierter Medienformate dementsprechend auch nicht als politische Konflikte, sondern zuvorderst als Generationenkämpfe aufgezogen. Im Rahmen dieses Konfliktarrangements nimmt Schwarzer die Position der »Grande Dame des Feminismus« ein, der »einige junge Feministinnen [...] den Rang abzulaufen [versuchen].⁷⁶ Indem sie sich etwa zynisch nachsichtig mit ihren Kritiker*innen zeigt, die aufgrund ihres Geburtsjahres »bestimmte Dinge nicht mitbekommen« haben könnten, nimmt Schwarzer die Generationenerzählung dabei wiederholt bereitwillig

72 N.N. [Anm. 1], S. 78.

73 Ebd., S. 79.

74 Schwarzer [Anm. 56], S. 24.

75 Vgl. Lucas [Anm. 58].

76 Hoffmann u.a. [Anm. 2], S. 30.

auf.⁷⁷ Die polemische Betonung des Generationenkonflikts und der mit diesem vermeintlich gekoppelten Mediendifferenz verdunkelt dabei den Umstand, dass Schwarzers – unlösbar an ein spezifisches Öffentlichkeitskonzept gekoppelte – universalistische Prämissen immer schon in und durch verschiedene feministische Öffentlichkeiten infrage gestellt wurden. Einerseits scheint die Generationenerzählung somit ihre Position als öffentliche Wotfürherin eines singulären etablierten deutschen Feminismus zu bestätigen. Zugleich nährt Schwarzer damit aber auch gesellschaftliche Narrative, die die Blütezeit feministischer Bewegungen der Vergangenheit anheimstellen und westliche Frauen folglich als *im Großen und Ganzen* emanzipiert darstellen. Bezeichnenderweise fügen sich diese Erzählungen nahtlos in das Postulat der Bedrohung liberaler westlicher Geschlechterverhältnisse durch eine patriarchalisch geprägte *andere* Kultur.

Während der Begriff einer singulären *Gegenöffentlichkeit* aus Perspektive feministischer Kritik letztlich also nicht nur wegen seiner theoretischen und empirisch-analytischen Unschärfe, sondern insbesondere auch aufgrund seiner Anschlussfähigkeit an anti-emanzipatorische Diskurse zu verwerfen ist, ist einem weitergefassten Begriff pluraler feministischer Öffentlichkeiten theoretische und analytische Produktivität einzuräumen. Das hat nicht zuletzt *ex negativo* der streifende Blick auf die Berichterstattung nicht dezidiert feministischer medialer Formate gezeigt, die die hier untersuchten Streits und Polemiken um Formen, Foren und Modi feministischer Öffentlichkeit fortwährend als ›Zickenkriege‹ oder Generationskämpfe entpolitisieren – und somit in gewissem Maße auch *entpolemisiert* – haben.

77 Ebd., S. 32; vgl. auch N.N. [Anm. 1], S. 79 und N.N.: Hetzfeministinnen. Wer ist die Autorin?, in: Emma, 2017, 2, S. 98-99.

»Wer ist hier das Arschloch?« Print- oder Netzpolemik?

Andrea Schütte

»Wer ist hier das Arschloch?« lautet der Titel einer Polemik des Autors und Kritikers Maxim Biller, die am 25. Januar 2018 in der Printausgabe der Wochenzeitung »DIE ZEIT« und auch auf deren Online-Seite erscheint.¹ Der Titel mag redaktionell verantwortet sein, passt aber in jedem Fall zu Inhalt und Stil von Billers Polemik: Der eloquente Stilist benutzt solche obszönen Ausdrücke häufig,² um seine komplexen Beobachtungen und Beschreibungen zur Lage der deutschen Kunst, Politik und Öffentlichkeit auf eine einfache, undifferenzierte, eindeutige sprachliche Form zurückzubringen. Auch dieser »ZEIT«-Artikel folgt diesem Argumentations- und Schreibstil. Die Argumentationslinie bei Biller ist eine doppelte: Zum einen legitimiert seine Polemik die Form der Polemik als produktiven Sprechakt und liefert somit einen selbstreferentiellen Beitrag, der sowohl inhaltlich-programmatisch als auch rhetorisch-performativ für eine Polemik-Theorie genutzt werden kann. Zum anderen teilt er die Polemiker auf in solche, die eine »radikale, aggressive, sorgfältig komponierte Polemik« produzierten, und solche, die zur »Hass-

-
- 1 Maxim Biller: Wer ist hier das Arschloch? Kein großes Denken ohne große Beleidigung: Über den Wert der Polemik angesichts von Pegida, Yoga und Heiko Maas, in: DIE ZEIT, 2018, 5. Im Folgenden unter der Sigle A nach der Online-Version zitiert: <https://www.zeit.de/2018/05/polemik-literatur-hate-speech-internet-uebertreibungen> (zuletzt 24.09.2020).
 - 2 Das Wort »Arschloch« z.B. fällt in seinen Polemik-Sammlungen »Hundert Zeilen Hass« und »Deutschbuch« häufig. Eine Sammlung von Billers vulgären sprachlichen Ausdrücken findet sich auch in Martina Wagner-Egelhaaf: Hass als kritische Haltung? Maxim Billers Kolumnen, in: Hass/Literatur. Literatur- und kulturwissenschaftliche Beiträge zu einer Theorie- und Diskursgeschichte, hg. v. Jürgen Brokoff, Robert Walter-Jochum, Bielefeld 2019, S. 379-396.

und Hetzatmosphäre im Internet« beitragen, also: »Arschlöcher« sind (A). Da mit koppelt er den Wert von Polemik an eine Mediendifferenz: Gute Polemik ist gedruckt, schlechte Polemik ist gepostet.

Ich werde im Folgenden zunächst auf Billers Polemik (I) eingehen. Im Anschluss möchte ich Billers Medien-These weiterverfolgen und dabei der Frage nachgehen, inwiefern der Medienwechsel ›Analog-Digital‹ polemisches Sprechen befördert (II). Dafür werde ich medientheoretische, soziologische, soziopsychologische bzw. affekttheoretische und öffentlichkeitstheoretische Argumentationen streifen.

I. Produktivität von Polemik: Maxim Billers Polemik

Der Untertitel von Billers Polemik lautet: »Kein großes Denken ohne große Beleidigung« (A). Billers Polemiken – ein Großteil seiner polemischen Kolumnen ist in »Deutschbuch« und »Hundert Zeilen Hass« versammelt – stellen Beleidigungen dar. Biller demonstriert alles, was ihm unter die Feder kommt, von der Sehnsucht der Deutschen nach Sommer bis zum Weinfest, aber geht auch gern *ad personam*. Jeder kann zur Zielscheibe werden, vom Fernsehmoderator bis zum Vegetarier, von den »Bürgerkindern«³ bis zur »südmeklenburgischen PEN-Untergruppe« (H 297). Das Register von »Hundert Zeilen Hass« ist ein reines Personenverzeichnis und erstaunlich lang. Dabei gehen Billers Polemiken in der Regel über die Kritik an einer einzigen (Sprech-)Handlung der Person hinaus und zielen auf den ganzen Menschen, vernichten ihn sprachgewaltig als Person. Die Kritik ist darum moralisch,⁴ leidenschaftlich hassend, aggressiv-polemisch. Sie trifft nicht nur das Zielobjekt, sondern auch alle diejenigen, die sich mit dem polemisierten Objekt bewusst oder unbewusst, speziell als Person oder allgemein als Opfer, identifizieren, und unterhält diejenigen, die dem Geschädigten distanziert gegenüberstehen und die eigene Schonung genießen können.

3 Maxim Biller: Hundert Zeilen Hass, Hamburg 2017, S. 165 (im Folgenden im Fließtext unter der Sigle H zitiert).

4 Vgl. Niklas Luhmanns Ausführungen zur Moral, die mit ihrem Code Anerkennung/Nichtanerkennung auf den ganzen Menschen zielt und darum so wirkmächtig ist (Niklas Luhmann: Ethik als Reflexionstheorie der Moral, in: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd. 3, Frankfurt a.M. 1989, Kap. 5).

Legitimiert sieht Biller seine Polemik in ihrer Funktion als Erkenntnismotor. Mit ihrer Funktion als *kognitiver Zugewinn* (1) steht Billers Polemik ganz in der Tradition der gelehrten Polemik des 17. und 18. Jahrhunderts. Polemik ist für ihn die notwendige Form eines intelligenten Denkens. »Großes Denken« resultiert für Biller aus dem »prinzipiellen Infragestellen des Bestehenden« (A). Aussagen, die aus unterschiedlichen Gründen Legitimität und Wahrheit beanspruchen und als solche anerkannt sind, werden von Biller grundsätzlich in Frage gestellt. Diese Skepsis gegenüber konventionalisierten Wertsetzungen zeugt tatsächlich von einem gründlichen Denken, das sich nicht für Mehrheitsmeinungen einnehmen lassen will. Billers genaue Durchleuchtungen lassen dabei immer auch Widersprüchlichkeit, Inkohärenz, Schamlosigkeit, Trägheit, Sinnlosigkeit, intellektuell oder moralisch nicht Einwandfreies des polemisierten Objekts zu Tage treten. Sie proliferieren eine andere Sicht auf die gewählten Themen und tragen damit zur Differenzierung dessen bei, was als Mainstream oder öffentliche Meinung konventionalisiert zu sein scheint. In dieser Hinsicht retardiert und komplexiert Biller die *vox populi*, um sie einer formalen Gegenprobe zu unterziehen und ihr Verborgenes zu entbergen. Volker Gerhardt formuliert in seiner bewusstseinsphilosophischen Studie »Öffentlichkeit. Die politische Form des Bewusstseins«, dass Öffentlichkeit, verstanden als Sammelraum aller verfügbaren Stimmen, Gegensätze auszutragen und im unwahrscheinlichen Fall von Einstimmigkeit nach Widerspruch zu suchen habe, weil erst die *kontroverse* Prüfung die langfristigen Handlungschancen der Gesellschaft vergrößerten.⁵ Zur dieser Kontroversität trägt Biller auf radikale Weise bei, wenn auch durch einseitiges Hervorheben der Unzulänglichkeiten des polemisierten Objekts.

Die Verfahrenstechnik der prinzipiellen Infragestellung birgt auch ein Risiko: Billers Polemiken bilden eine Serie. Biller wird zum ›Dauernörgler‹, der alles infrage zu stellen weiß. Fragen Presseunternehmen einen Beitrag an, wird er mit seiner Gegenfrage zum Dienstleister: »Wollt ihr was über die schlechten Manieren der Deutschen? Wollt ihr was über das neue Berlin? Wollt ihr was über Ernst Jünger?«⁶. Ihm falle immer etwas »über Deutschland und die Deutschen« ein.⁷ Das aber relativiert den Inhalt der Polemik

5 Volker Gerhardt: Öffentlichkeit. Die politische Form des Bewusstseins, München 2012, S. 538.

6 Maxim Biller: Deutschbuch, München 2001, Vorwort, S. 9 (im Folgenden im Fließtext unter der Sigle D zitiert).

7 Ebd.

und reduziert seine Bedeutung; es zählt dann nur die reine Denkbewegung. Trotz Billers glaubhaft vertretener Intention, auf ›Wahrheit‹ zu zielen – und diese Intention nährt sich an einer offensichtlichen Idiosynkrasie bezüglich der jeweiligen öffentlichen Meinung –, gerät damit die öffentliche Dauerpolemik aus Lesersicht zur Stilübung und desavouiert *nolens volens* den Wahrheitsanspruch des Autors. Die Dauerabweichung wird zur Erwartung, also kalkulierbar. Billers Polemiken gehorchen mithin noch in ihrer Abweichung von der öffentlichen Meinung (als Mainstream) der öffentlichen Meinung (als Erwartung). Der Autor rekrutiert noch unvalorisiertes Material, gleich welcher Art, und kuratiert auf einseitige Weise. Statt den Inhalt als Reflexionsangebot zu nutzen, tendiert man als Leser dazu, vor allem die Ausdruckskraft der Polemiken zu genießen.

Die Steuerung der Textproduktion durch eine verfahrenstechnische Anweisung, ein Programm (der Befehl hieße hier: ›Suche in der Öffentlichkeit nach Unstimmigkeiten bei Bedeutungsgeneratoren!‹), muss in Kauf nehmen, dass die Polemik jemanden trifft, den Biller sympathisch und literarisch gut findet, wie z.B. Rainald Goetz. Ihm wirft Biller öffentlich und in dessen Anwesenheit vor, er ziehe seinem sonstigen Leben jetzt ein risikoloses Leben ohne Gegnerschaft und Hass vor.⁸ Auf einmal ist man auf der anderen Seite, und das Kriterium ›Wahrheit‹, nach dem man einmal einsortiert wurde, erweist sich als instabile Zuschreibung, die nie dauerhaft für das Objekt gilt, sondern abhängig vom Betrachter ist. Das Verfahren ermöglicht schnelle Positionswechsel.⁹ Handke wird von Biller einmal vorgeworfen, er würde sinnentleert

-
- 8 Stefan Willeke berichtet im ZEITmagazin vom 17.03.2017 über eine Schriftstellerkonferenz in Tutzing im Jahr 2002: »Während seines [Billers] Vortrags über die deutsche ›Schlappschwanz-Literatur‹ sprach er plötzlich einen guten Freund im Publikum an, den feinsinnigen Schriftsteller Rainald Goetz. ›Ja, auch du, Rainald!‹, rief Biller, ›auch du scheinst inzwischen ein Leben ohne Risiko vorzuziehen, ohne Gegnerschaft, ohne Hass.‹ Der Angesprochene wusste gar nicht, wohin mit seinen Gefühlen, und verdrehte eingeschüchtert die Augen. So war es auch um diese Freundschaft geschehen« (Stefan Willeke: Maxim Biller: Der Unzumutbare, in: ZEITmagazin, 2017, 10, <https://www.zeit.de/zeit-magazin/2017/10/maxim-biller-biografie-kritik-schriftsteller-literarisches-quartett/seite-2> [zuletzt 03.11.2020]). Abgedruckt findet sich diese Anklage in Billers Text »Die Schwierigkeit beim Sagen der Wahrheit«, in: Biller: Deutschbuch [Anm. 6], S. 307-330, hier: S. 328.
- 9 Hans Ulrich Gumbrecht bezeichnet in seinem Nachwort zu Billers »Hunderts Zeilen Hass« diese Positionswechsel als »rekursive Negation«, weil sie »alle Negationen, die über einem Text hängen, noch einmal negiert – anders gesagt: weil sie einerseits alle thematischen Ausblendungen aufhebt, ohne andererseits neue Ausblendungen zu

raunen (H 138), er gehöre zu den »entrückten wie großenwahngepeinigten Schriftsteller-Darstellern« (H 311), um ein anderes Mal dem Leser entgegenzuschleudern:

Und natürlich verehre ich [...] Grass und Böll und Handke, Sie Hochglanzmagazin-Widerling, denn das sind die einzigen echten Schriftsteller, die diese Republik hervorgebracht hat, Schriftsteller, von denen Sie seit Jahren im Herdenchor behaupten, sie seien reine Peinsäcke, obwohl Sie nichts von ihnen gelesen haben. (H 55)

Man ist so irritiert über die Inkohärenz in Billers Handke-Bewertung, dass man dem Polemiker seine eigenen Polemiken als brauchbares Material für eine an ihn selbst gerichtete Polemik zeigen möchte. Biller weiß um seine Inkohärenzen, die sich im Positionswechsel zeigen. Er kann damit souverän umgehen, weil sein Urteilskriterium der ›Wahrhaftigkeit‹ stabil bleibt, während die einmal apostrophierten Personen in ihren Handlungen wankelmüttig, opportunistisch, ignorant oder blind sein können. Denn bei der Bewertung von Personen gilt: Dauerhafte Geltung kann für keine Zuschreibung erwartet werden, solange das Kriterium inhaltlich unterbestimmt bleibt – und das ist das Kriterium der ›Wahrheit‹ schließlich, wenn es auch von Biller mit moralischen Bedeutungen aufgeladen wird. ›Wahrhaftigkeit‹ heißt für Biller, man selbst zu sein (»wenn man nicht man selbst sein will, lügt sich's wie von selbst«, H 147), d.h. der Programmcode lautet ›Kohärenz zwischen Sein und Handeln‹. Aber manche Dinge dürfe man schlichtweg nicht tun, weil sie unmoralisch seien (man müsse »verstehen, dass man das einfach nicht darf«, H 150), d.h. der Programmcode lautet hier ›Korrespondenz zwischen Handlungsnorm und Billers Norm‹. Insgesamt stellt sich die Polemik damit als ein ökonomischer Sprechakt dar, der auf der Grundlage einer rein technischen Anweisung (›Finde die Inkonsistenz!‹) jede Koordinate des öffentlichen Geschehens demontieren kann. Polemische Rede bedeutet damit *technisch-ökonomischer Zugewinn* (2).

Auch dann, wenn in Billers Kolumnen eine ironische Selbstdistanzierung aufzuscheinen scheint (»weil ich so ein verdammt schlauer Kolumnenbengel bin«, H 351),¹⁰ meint er es doch ernst und bestimmt sich als denjenigen, der

verhängen« (ders.: Warum Maxim Biller keine Stimme hat, glücklicherweise, in: Biller: Hundert Zeilen Hass [Anm. 3], S. 375–382, hier: S. 378).

¹⁰ »Und wer wird dann Außenminister? Am besten einer, der genau weiß, was Literatur ist und was Realität. Ein echter, ehrlicher, ungefährlicher Pragmatiker. Eben einer wie

für das intellektuelle, kohärenzstiftende ‚Denken‘ zuständig ist: Die Kolumnenleser kämen nicht auf bestimmte Urteile: »Und warum auch, schließlich bin ich doch hier der derjenige, der fürs Denken zuständig ist. Denken also. Es beginnt meist mit einem kühnen, axiomatischen Blick in die Geschichte« (H 145). Billers Polemik ist tatsächlich kühn: Sie ist riskant im Hinblick auf soziale und intellektuelle Anschlussfähigkeit. Sie operiert auch axiomatisch, weil ihr impliziter oder expliziter Grundsatz, ihre zugrunde gelegte Norm, sich ostinat durch sämtliche Texte zieht und dabei ohne weitere Begründung auskommt, aber alle weiteren Sätze aus sich ableitet. Logische Unabhängigkeit ist mit moralischer Abhängigkeit gekoppelt. Es muss in der Polemik nicht um intellektuelle Schärfe gehen, solange sie ihre Dringlichkeit dadurch bezieht, dass sie – wie jede moralische Äußerung – auf den ganzen Menschen zielt. *Das macht die Polemik zur Polemik und deutet den moralischen und sozialen Zugewinn* (3) von Polemik an. Öffentlichkeitstheoretisch – mit Noelle-Neumann – gewendet: Der Polemiker kann recht oder unrecht haben;¹¹ seine Position wird von einer aufgeklärten Öffentlichkeit als Information gewertet und je nach Gebrauchswert in die Kommunikation integriert, die auf freiwilliger Partizipation beruht, mit Luhmann gesprochen: ohne Anschlusszwang ist. Durchsetzungskraft aber bezieht sie dadurch, dass sie wertgeladen ist. Polemik muss vor allem in diesem sozialpsychologischen Verständnis von Öffentlichkeit gesehen werden, denn an dieser Form der Öffentlichkeit partizipieren alle: Hier geht es um den Zusammenhalt eines Verbundes, der Einschluss und Ausschluss reguliert, über Zugehörigkeit und Isolation entscheidet, unabhängig von Rationalisierungskriterien. Wenn Erving Goffman Öffentlichkeit aus sozialpsychologischer Perspektive als das beschreibt, was von allen gesehen werden kann und beurteilt wird,¹² so klingt dieses Verständnis zunächst viel zu umfassend und wenig anschließbar an Biller, dem die »Dämlack[e]« (H 55), »Poptrottel« (H 164), »Idioten« (H 94) und »Meinungs nichts[e]« (H 125), also diejenigen, die entweder gar keine Meinung oder die falsche haben, sowieso egal zu sein scheinen. Aber die Drastik seiner Formulierungen zeigt, dass gerade sie es sind, auf deren Anerkennung er angewiesen ist: »Ich muss mich immer extrem anstrengen, um Anerkennung

ich« (H 363); »Verdamm gut, die Kolumne diesmal, oder? Nicht einmal Heine hätte das besser hingekriegt« (H 147). Vgl. dazu auch Wagner-Egelhaaf [Anm. 2], S. 393.

¹¹ Biller hat immer recht: »Ich bin nur der Rache-Biller, den ihr alle hasst. Dieser Kerl eben, der am Ende ja doch immer recht behält« (H 92).

¹² Vgl. Erving Goffman: Behavior in Public Places, New York 1963.

zu bekommen«, zitiert Stefan Willeke ihn.¹³ Willeke schreibt, Biller habe eine »wachsende Furcht vor dem Publikum«¹⁴ und wirke »in den Feuerpausen [...] zerbrechlich«. Im Literarischen Quartett säßen seine Tochter, seine Freundin und ein Freund hinter ihm, um ihm Halt zu geben. Christine Westermann, deren Literaturgeschmack er häufig vernichtet hat, habe ihm nach seinem Austritt aus dem Quartett geschrieben, dass sie schon immer Menschen mit großer Brille gemocht habe, was ihm viel bedeutet habe. In den Hass-Kolumnen formuliert er zwar, dass er »die Sache gegen die alten Idioten notfalls auch allein« mache (H 94), aber das diktieren aus der sicheren Entfernung des Gedruckten sein Stolz und seine Idiosynkrasie. *Coram publico* obsiegt die Furcht vor der Isolationsandrohung, die zu provozieren seine Rolle in der massenmedialen Öffentlichkeit ist. Ein riskantes, weil ruinöses, letztlich autoaggressives Geschäft.

Diese Ambivalenz, der moralische Zwang zur ruinösen Aggression, stellt die Frage nach dem *affektiven Zugewinn* (4). Als aggressive Entladung von Energien kann Polemik stabilisierend für den eigenen Affekthaushalt sein, insofern die Wut einen Adressaten bekommt. Aber genau hier zeigt sich, wie zentral eine öffentlichkeitstheoretische Perspektive ist: Insofern das Publikum durch das aggressive Sprechen des Polemikers seine Aufmerksamkeit ausrichtet, beobachtet, sich vom vernichtenden Urteil nicht betroffen sieht und die eigene Schonung genießen kann, insofern es den Polemiker für seinen Gewaltakt (ob aus intellektuellen oder sprachlichen Gründen) bewundert, ist die Entladung von Energien in der öffentlichen Rede erstaunlich gratifizierend. Auch wenn Aggression von der Gemeinschaft eigentlich nicht akzeptiert wird, auch wenn die vom Polemiker vertretenen Inhalte eigentlich nicht konsensfähig sind, stellt die Aggression eine Verbindung zum Publikum her: Sie verbindet auf *körperliche* Weise mit der Welt.¹⁵ dekomplexiert Kognitives, verwinkelte Zusammenhänge, und bietet ein sinnlich erfahrbare Niveau der Auseinandersetzung an. (Das macht sich übrigens populistische Polemik zu nutze.) Je unkonkreter, unspezifischer Öffentlichkeit wird, umso stärker werden die *rollbacks*, die eine Konkretion einfordern. Im dichter werdenden Kommunikationsnetz der Öffentlichkeit, verstanden als Medium mit loser Kopplung, setzen sich umso rigidere Formen wie die Polemik durch.

13 Willeke [Anm. 8].

14 Ebd.

15 Vgl. James Martin: *Psychopolitics of Speech. Uncivil Discourse and the Excess of Desire*, Bielefeld 2019, S. 22.

Noch einmal zur sozialen Konsequenz des affektiven Zugewinns: Der Polemiker riskiert seinen Ausschluss aus der Gemeinschaft oder gewinnt Anhängerschaft. Isolationsandrohung oder Vergemeinschaftung. Vergemeinschaftung mit Unentschiedenen wird in der Regel wohl nicht aus dem Grund stattfinden, dass Letztere inhaltlich überzeugt werden. Psychoanalytisch gesehen findet sie statt in der Hoffnung auf geteilte Lust am Verlust,¹⁶ und das heißt: Verbindung mit anderen Geschmähten. Diese Form des emotionalen Zugewinns ist affektiv die stärkste, weil sie sich – in Lacan'scher Logik – durch ein basales Opfer konstituiert: Aus Soziabilitätsgründen verzichtet das Individuum auf sein unmittelbarstes Begehen. Öffentliche Rede bediene sich, so James Martin, an den gefühlten abwesenden Integrität des Lebens.¹⁷ Insofern sie, so wäre zu schließen, diesen Verlust an Integrität aggressiv thematisiert, bezieht sie hieraus größtmögliche Kraft. (Das ist im politischen Diskurs das Sammelbecken der Enttäuschten.)

Der affektiv-soziale Zugewinn ist derart kompliziert zu denken, denn so erklärt sich auch Billers Twitter-Profil: Wer ihm auf Twitter folgen will, erfährt noch im Januar 2020 in Billers Profilstatus: »Don't follow me«. Social-Media-Gemeinschaft durch Ablehnung von Gemeinschaft. Die Einheit der Gemeinschaft, sozial und intellektuell, erzwingt öffentliche Opfer, denn: »am Ende [bedeutet] jeder wirklich neue Gedanke für die folgsamen Anhänger eines alten Gedankens eine Beleidigung [...], ein unangenehmes, aber oft heilsames Denk-Attentat« (A).¹⁸

Was also Maxim Billers gedruckte Polemik antreibt, ist zusammenfassend im Versprechen auf folgende Zugewinne zu sehen: Seine Polemik dient als Erkenntnismotor (kognitiver Zugewinn), als Formangebot mit großem Fassungsvermögen, das selbst Paradoxien aushält (technischer und ökonomischer Zugewinn), als Normbestätigung und Identitätsvergewisserung (moralischer Zugewinn) und entsprechende Umorganisation des Sozialgefüges

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 15. Martins Beispiele sind überzeugend: Trumps Rede von Amerikas »greatness« und Johnsons Versprechen auf »national sovereignty« liegen auf dieser Linie.

¹⁸ Ernst Manheims Thesen zur polemischen Öffentlichkeit wären hier noch zu erweitern: Billers Polemik zielt weniger aus politischen Gründen auf die Unentschiedenen – das ist nur die rhetorische Stoßlinie. Billers Dauerkritik zeigt ja, dass sie nicht erzogen werden können (vgl. H 55). Sie zielt vielmehr aus moralischen Gründen auf die ebenso Entschiedenen, die aber nur versammelt werden können, wenn sich ihre Entschiedenheit zunächst in der Ablehnung der anderen beweist.

(sozialer Zugewinn) und schließlich als Mobilisierung von emotionaler Verbindenheit (affektiver Zugewinn). Das ist die Produktivität der Polemik, mit der Biller sein öffentliches Sprechen legitimiert.

II. Polemik in der Mediendifferenz von Print und Netz: Billers Kritik an der »Hass- und Hetz-Atmosphäre im Internet« (A)

Wollen Sie tatsächlich Donald Trumps nächtliche Twitter-Angebereien und antisemitische Facebook-Tsunamis, frauenfeindliche Tiraden und obszöne FSB-Propagandalügen mit den verbalen Ein- und Ausfällen eines Heinrich Heine, eines Karl Kraus oder frühen Henryk M. Broder vergleichen? [...] Nein, es tut mir leid: Aber der Internet-Hass und der Hass eines bösartigen, wahrheitsliebenden, stringent argumentierenden und maßlos schimpfenden Publizisten haben absolut nichts miteinander zu tun. [...] Oder glauben Sie wirklich, dass Männer und Frauen wie Spinoza, Karl Popper oder Hannah Arendt mit 280 Zeichen, ein paar Flashmob-Posts und Facebook-Rants besonders weit gekommen wären? (A)

Biller legitimiert seine gedruckten Hass-Kolumnen nicht nur, sondern grenzt grundsätzlich gedruckte von geposteter Polemik ab. Es geht dabei um Intellektualität und Stil: Das Kommunikationsmedium Internet erlaube weniger gedankliche Komplexität und sprachliche Elaboriertheit: Im Printmedium seien »die Sätze komplizierter, die Beschimpfungen elaborierter, die Kritiken [...] durchdachter« (A).

Billers Vorwürfe sind nicht neu. Die Formulierung, dass gedankliche *Reflexion* im Netz zum *Reflexhaften* verkommen sei, ist ein Allgemeinplatz geworden,¹⁹ der allerdings ebenso viel Bestätigung wie Kritik verdient. Was aber wohl Geltung beanspruchen kann, ist die Vermutung, dass sich Polemik im Reflexhaften vermehrt ansiedelt. Wer seine Position kommunikativ markieren will, hat durch das Internet einen unmittelbaren Zugang zur Öffentlichkeit und kann sich sofort artikulieren und gelesen wissen. Die damit einhergehende Ausweitung von Öffentlichkeit wird technisch eingehetzt durch materiale Beschränkung, besonders sichtbar an den Plattformen der sozialen

19 Vgl. Florian Felix Weyh: Maxim Biller: »Hundert Zeilen Hass«. Erster Auftritt eines begnadeten Polemikers, in: Deutschlandfunk Kultur – Lesart, 17.06.2017, https://www.deutschlandfunkkultur.de/maxim-biller-hundert-zeilen-hass-erster-auftritt-eines.1270.de.html?dram:article_id=388903 (zuletzt 03.11.2020).

Medien: 280 Zeichen bei Twitter, 60 Zeichen empfohlene Länge für Facebook-Posts, den Rest an Vermittlungsbedarf in Links auf andere Seiten, 150 Zeichen maximale Länge für Profilbeschreibungen bei Instagram usw. Hinzu kommt die Verknappung von Zeit: In einer komplexer werdenden Gesellschaft, in der immer mehr an unterschiedlichen Orten zu gleicher Zeit passiert und öffentlich gemacht wird, Ereignisse in schneller Folge auftauchen und verschwinden, gebietet der Äußerungswunsch Eile.

Zugleich generiert das Medium zunehmende Vervielfältigung, Vermassung. Zwar sieht die Logik skalenfreier Netze, wie das Internet eines ist, vor, dass man in wenigen Klicks schnell zu entlegenen Informationen kommt, aber das führt nicht dazu, dass Content nicht parallel dazu ständig vervielfältigt wird. Befeuert wird die Vervielfältigung des scheinbar Gleichen natürlich durch Social Media (Share- und Like-Funktionen, Memes etc.) und Kommentarfunktionen (Rezensionen, Erfahrungsberichte etc.) auf zahlreichen Internetseiten. Aber ob der wiederholte, unveränderte Abdruck des Großteils der Kolumnen aus dem »Deutschbuch« in »Hundert Zeilen Hass« Billers These, dass (gedruckte) Polemik »wirklich neue Gedanke[n]« liefert, gut zu stehen kommt, sei dahingestellt.

Für das Verhältnis von Verknappung und Vermassung gilt jedenfalls: Wenn die zeitliche und materiale Verknappung des Sprechens mit einer partizipativen Ausweitung und einer entsprechenden Vermehrung an Informationen zusammentrifft, also mehr rhetorisches ›Volumen‹ öffentlich umgeschlagen wird, ist der Zwang zur deutlichen, ja: überdeutlichen, hervorstechenden und aggressiven Rede, die die Polemik darstellt, evident. Sie ist neben anderen Möglichkeiten wie Ironie, Ästhetisierung etc. eine Form der besonderen Markierung des Sprechens, das auf Aufmerksamkeit zielt.

Diese neue Kommunikationssituation ist allerdings kein Wechsel von einem altbewährten zu einem neuen Format, was je nach Einstellung eine Degenerations- oder Optimierungsthese nahelegen würde. Vielmehr ist die Netz(kommentar)polemik als eine *zusätzliche* Form im Sinne einer Ausdifferenzierung von kritischer Öffentlichkeit zu verstehen. Öffentlichkeit differenziert sich in Bezug auf die Medienformate aus zu Öffentlichkeiten. Kritische Öffentlichkeit findet auch im Netz statt, nach wie vor in reflektierten Lang-Kommentaren und zusätzlich in Form polemischer und genauso vieler reflektierter wie reflexhafter Kurzkommentare.

In ihrer Kopplung von Verknappung und Verbreitung (Reichweitenstärke) ist die Netzkommentarpolemik, wie ich die polemischen Sprechakte in allen Kommentarfunktionen des Netzes zusammenfassend bezeichnen möchte

(eingedenk der Tatsache, dass für jedes Medienformat eine eigene Untersuchung anstünde), besonders durchsetzungskräftig. Als rigide Form setzt sie sich im Medium Öffentlichkeit besonders gut durch. Aber wie für alle Formen gilt auch für polemische Sprechakte als rigide Formen: Ihre Durchsetzungsfähigkeit wird mit ihrer Auflösbarkeit bezahlt, so Luhmann.²⁰ Rigid Formen seien durchsetzungsstärker, aber kurzfristiger in ihrer Geltung als das Medium Öffentlichkeit selbst.

An der Netzkommertarpolemik zeigt sich das in besonderem Maße. Auch wenn Polemik grundsätzlich ein riskanter Sprechakt ist, wie sich oben bei Biller gezeigt hat, stellt das Internet, vor allem die Social Media, ein Kommunikationsangebot zur Verfügung, das das Risiko minimiert: Polemische Kommentare können gepostet und versendet, ihre Reichweite verbreitert und ihre Rezeption in gewissem Maße verlängert werden, aber die Äußerung verschwindet schließlich in der Timeline des Nutzers, um für andere Sprechakte Platz zu machen. Dabei können die neuen Sprechakte auch solche sein, die im Widerspruch zum vormals Geposteten stehen. Das Medium ist als eines der ständigen Figuration und Refiguration eingerichtet und toleriert Positionswechsel ohne Dramatisierung. Es hat ein Gedächtnis, aber das ist nicht auf Kohärenz angelegt. Es ist ein Archiv, das Widersprüchliches nebeneinander ablegen kann, ohne auf eine Integrität des Sprechers zu achten. So wie sich ein Nutzer selbst konfigurieren kann, in den Social Media eine wechselnde Profilbeschreibung anlegt und sich diverse Nutzernamen zulegt, dürfen auch seine Sprechakte maximal divers, invers und kontrovers sein. Einheit garantiert nur noch die Timeline als Programmfunction. Für diese soziotechnischen Bedingungen des Netzes steht beispielhaft der Stream als sich dauerüberholendes Medium, das auch seinen Nutzern erlaubt, sich dauerhaft zu überholen. Damit wird Polemik zumindest in Deutschland weniger riskant und kann hochfrequent werden, auch wenn Netzsäuberungsgesetze als Kontrollmechanismen eingeführt werden. Das ist der *technische Vorteil* der Netzkommertarpolemik.

Wie kommt es zur rigiden Formbildung der Polemik? Mit steigender Kommunikationsdichte bedarf es Mechanismen, um Aufmerksamkeit zu steuern. Unter dem Druck des Materials (maximierte Anzahl kurzer Zeichenketten) und der Zeit (maximierte Anzahl kurzer Zeitfenster, zu einem Zeitraum synchronisiert) ist das Kommunikationsbegehr auf Sichtbarkeit

²⁰ Vgl. Niklas Luhmann: Gesellschaftliche Komplexität und öffentliche Meinung, in: Ders.: Soziologische Aufklärung 5, Opladen 1990, S. 170-182, hier: S. 180.

angewiesen, auf möglichst effektive Übermittlung, auf Durchschlagskraft, wie sich oben bereits gezeigt hat. Ökonomisch gesehen, muss es sich dabei um einen Sprechakt handeln, der möglichst viele Teilnehmer unterschiedlichster Öffentlichkeiten gleichzeitig zu adressieren vermag. Das leistet eine *moralische, wertegeladene* öffentliche Kommunikation in besonderem Maße. Dazu zählt die Polemik, insofern sie auf die Vernichtung einer Person oder Personengruppe zielt, die eine explizit-kollektive oder idiosynkratisch-individuelle Normsetzung verletzt hat. Wie die Moral insgesamt arbeitet die Polemik im Besonderen mit Achtung und Nicht-Achtung von Personen, mit Anerkennung und Nicht-Anerkennung von Normen.

Warum ist die moralische, polemische Kommunikation so viel durchsetzungsstärker als die nicht-moralische, unpolemische? Elisabeth Noelle-Neumann meint, dass es bei der öffentlichen Meinung zuvörderst um deren Sozialfunktion des Ein- und Ausschlusses gehe.²¹ Davon ausgehend wäre zu schließen, dass die aggressiv vertretene Norm einen Exzess gegenüber der Normalität markiert, eine Grenzüberschreitung, egal ob seitens des Polemkers und seines aggressiven Sprechakts oder des Polemisierten als aggressivem Norm-Ignoranten. Die aggressive Entstellung von Normen droht das soziale Gefüge zu verändern. Eine solche Aggression betrifft alle Mitglieder des sozialen Verbunds, sodass eine Aufmerksamkeitsfokussierung nachvollziehbar ist. Die Durchsetzungskraft der Moral (hier: Polemik) ist darin begründet, dass sie *alle* Mitglieder des Sozialverbunds tangiert, und – wie Luhmann betont – auch auf die *ganze* Person zielt, weil man sich selbst vollständig ins Spiel bringt:

Wer immer bei Meinungsverschiedenheiten moralisch argumentiert, setzt seine Selbstachtung ein, um seinen Anforderungen Nachdruck zu verleihen. Es fällt dann schwer, den Rückzug anzutreten und das als leere Hülse zu hinterlassen, was man vorher als eigene Identität aufs Spiel gesetzt hatte. Man hat sich selbst durch Moral exponiert, hat seine eigenen Meinungen mit Bedingungen verknüpft, hat Selbstachtung und Fremdachtung in die Kom-

²¹ Vgl. Elisabeth Noelle-Neumann: Öffentliche Meinung, in: Publizistik, Massenkommunikation, hg. v. Elisabeth Noelle-Neumann, Winfried Schulz, Jürgen Wilke, 3. Auflage, Frankfurt a.M. 2004, S. 392-406.

munikation eingebracht und kann dann, auch wenn es um Bagatellen geht, nicht die Moral selbst bagatellisieren.²²

Dasselbe gilt für die Polemik, die mit der Moral verwoben ist. Luhmann bezeichnet entsprechend Moral als von »polemogener Natur«²³. Polemik als grundlegend normative, aggressive Kommunikation hat wie die Moral eine so große Durchschlagskraft, weil sie *alle* Teilnehmer des Sozialverbunds in ihrer *ganzen* Person adressiert.

Die Social Media liefern auch hierfür ein passendes Angebot. Sie ermöglichen maximale Adressierung eines anonymen Publikums, indem sie durch Teilen und Mitteilen Adressen vervielfältigen. Wenn sich ein Massenpublikum nicht mehr kennt, braucht es ein System, das auf rigide Weise Bindungen erzeugt. Insofern ziehen die Social Media moralische Kommunikation und vor allem polemische besonders an. Auch auf die *ganze* Person kann trotz Maximierung der Adressen im Netz noch gezielt werden: Die hoch verdichtete Kommunikation liefert unzählige Selbstpräsentationen. Die anonyme Kommunikation wird virtuell personalisiert. Auch wenn sich die Selbstpräsentationen häufig überholen und immer nur fiktionalisierte Fragmente der Individuen anbieten, stellen sie doch Angriffsflächen für polemische Vernichtung dar. Je fragmentierter und virtualisierter die Person ist, umso massiver muss Polemik sein, um das vermittelte Fragment so zu erfassen, dass es auf die personale Identität hochgerechnet wird.

Das betrifft vor allem die *affektive Dimension*: Albrecht Koschorke hat in »Körperströme und Schriftverkehr« ausführlich gezeigt, wie mit fortschreitendem Körperabschluss und zunehmender Mediatisierung des interpersonalen Kontakts die Emphase dieses Verhältnisses zunimmt, um Bindung und Nähe wiederherzustellen.²⁴ Die zeiträumliche Distanz wird durch Emotionalisierung des Verhältnisses kompensiert. Diese These ließe sich umstandslos auf die Gegenwart und ihr Leitmedium des Netzes übertragen. Was im Falle positiver, konstruktiver Verhältnisse Emojis leisten, übernehmen im negativen, destruktiven Fall und nur unwesentlich diskursiver Hasskommentare oder das Blockieren von Kontakten. Der hohe Affektbeitrag bündelt sich in

²² Niklas Luhmann: Ethik als Reflexionstheorie der Moral, in: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 3, Frankfurt a.M. 1989, S. 358-447, hier: S. 370.

²³ Ebd.

²⁴ Vgl. Albrecht Koschorke: Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts, München 2003.

einfachem, intuitivem, schnellem Handeln: ein Symbol, ein Klick o.Ä. Die Infrastruktur der Netzkomentarpolemik ist konzise, direkt und schnell: Alle interessieren, Einzelne vollständig adressieren, energetisch bestmögliche Infrastruktur wählen – darin besteht ihre Ökonomie. Sie ist wohl als eine konsequente Reaktion auf die ansteigende Kommunikationsdichte im und durch das Internet zu sehen, insofern sie die Mechanismen der Printpolemik nutzt und weiterträgt. In dieser Hinsicht gibt es *keinen* kategorialen Unterschied zwischen Print- und Netzpolemik.²⁵

Wie steht es um den *kognitiven Zugewinn* der Netzkomentarpolemik? Deren Kritikern mag zuspielen, dass häufig von sogenannten »billigen«²⁶ Polemiken die Rede ist. Von ihnen setzt sich Biller mit Recht ab, weil sie ohne sorgfältig argumentierende Begründungszusammenhänge auskommen. Verflacht die traditionsreiche Funktion von Polemik als Erkenntnismotor, wenn sie in das Netz mit seinen vielfältigen und niederschwelligen Kommentarfunktionen eingeht? Erreicht die Netzkomentarpolemik noch die »eiskalte[] analytische[] Wut« (A), die das Printmedium laut Biller verspricht?

Wenn das Internet – neben der Funktion, eine Überfülle an Informationen zu liefern, die öffentlich zugänglich gemacht werden – vor allem als Beschränkung oder Vereinheitlichung von Information gesehen wird, dann werden als Gründe dafür in der Regel Filterblasen und Echokammern verantwortlich gemacht. Beide – so das netzkritische Narrativ – verunmöglichen kognitiven Zugewinn. Dazu sei hier nur in aller Kürze angemerkt, dass die Existenz von Filterblasen umstritten ist. Konsultiert man die renommierten »Digital News Reports des Reuters Institute« für die Entwicklung in Deutschland in den letzten Jahren, lässt sich die These von reduzierter Informiertheit

25 Zwar würde Biller jegliches ökonomische Argument ablehnen, weil er im Namen der »richtigen Wahrheit« sprechen muss und »Massenpublikum« ablehnt, weil er am Effizienzgedanken »das Nuttige, das Amoralische dieser Position« kritisieren würde (D 323), aber fragt man nicht nach dem Vorteil einer gewählten Sprechweise, erschließt sich nicht, warum er für sein Schreiben die Polemik gewählt hat.

26 Gibt man auf Twitter #Polemik ein, findet man als häufigste Formulierung »billige Polemik« (zuletzt 01.02.2020). Das heißt allerdings nicht, dass der Polemik auf Twitter metasprachlich Reflektiertheit und Differenzierungsvermögen mehrheitlich abgesprochen wird, sondern dass vielmehr diejenige Polemik, die undifferenziert ist, als solche markiert und gar von einem nach wie vor vorhandenen Reflexionsanspruch in Bezug auf Polemik ausgegangen wird.

durch Filterblasen nicht belegen.²⁷ Echokammern dagegen sind ein allgemeines, kognitionswissenschaftlich zu erklärendes Phänomen, dessen Sichtbarkeit sich durch das Netz verstärkt hat. Nicht die Echokammern weiten sich aus und reduzieren insgesamt die zirkulierende Komplexität, sondern die in jeder Gesellschaft medienunabhängig vorhandenen Echokammern werden nur erkennbarer, weil sie sich medial formieren und abbilden.²⁸

Die erhöhte Sichtbarkeit von und einfacher Zugänglichkeit zu sprachlicher Aggression lässt den Eindruck entstehen, als würden die polemischen Netzkommentare keinen intellektuellen Zugewinn erlauben. Natürlich stellen manche reflexhaften Kurzkommentare *prima facie* oft keine intellektuelle Leistung dar, die an die »eiskalte analytische Wut« eines Printpolemikers und Stilisten heranreichen könnte. Aber es wäre vorschnell, die emotionalen »Tsunamis« (A), die Züge einer noch so »billigen« Polemik tragen, als undiszipliniert und irrational zu entlassen und zu ignorieren. Denn mit jeder emotionalen Mitteilung werden immer auch *Sachverhalte* transportiert. *Etwas* wird zur Kenntnis gegeben.²⁹ Was im Vehikel der Polemik zur Kenntnis gegeben

-
- 27 Sascha Hölig, Uwe Hasebrink: Reuters Institute Digital News Report 2020. Ergebnisse für Deutschland, Arbeitspapiere des Hans-Bredow-Instituts, Projektergebnisse Nr. 50, Hamburg 2020, https://www.hans-bredow-institut.de/uploads/media/default/cms/media/66q2yde_AP50_RIDNR20_Deutschland.pdf (zuletzt 11.11.2020).
- 28 Die US-amerikanischen Politologen Kevin Munger und Joseph Philipps belegen, dass die Empfehlungsalgorithmen, die von Websites oder Social-Media-Kanälen betrieben werden, weder zur Einschränkung und Homogenisierung von Information noch – das wäre hier in Bezug auf die Polemik zu erwähnen – zu Radikalisierungen eines ansonsten moderaten Publikums führen. Vielmehr halte zum Beispiel YouTube ein Angebot für diejenigen bereit, die es nachfragten. In der Studie zeigt sich, dass die politisch extremen Videos auf YouTube nicht in erster Linie von Altlite- und Altright-Sympathisanten angeschaut werden, sondern die Anzahl der Besucher eine Normalverteilung aufweist. Seit 2017 sind die Nutzerzahlen für die Inhalte der alternativen Bewegungen sogar rückläufig gewesen. Die Empfehlungsalgorithmen versorgen diejenigen Communities, die für radikale, alternative Angebote offen sind, aber bisher kein entsprechendes Medienangebot hätten, mit solchen Angeboten (Paris Martineau: Maybe it's not YouTube's algorithm that radicalizes people: In a new report, Penn State political scientists say that it's not the recommendation engine, but the communities that form around right-wing content, in: Wired, Februar 2020, <https://www.wired.com/story/not-youtubes-algorithm-radicalizes-people/> [zuletzt 03.11.2020]). Ich gehe davon aus, dass diese Erkenntnis nicht nur für Empfehlungsalgorithmen gilt, sondern auch für Empfehlungen und Kommentare durch Nutzer.
- 29 Vgl. Gerhardt [Anm. 5], S. 19.

wird, sind Unzufriedenheiten, die auf einen größeren gesellschaftlichen Konflikt hinweisen. Was Luhmann über die Moral schreibt, gilt genauso für die Polemik: Auch sie verschleiert, indem sie personale Attributionen zementiert, ein Strukturproblem und lenkt die Aufmerksamkeit im sozialen Verkehr auf vordergründige Haftpunkte.³⁰ In allen interaktionsintensiven sozialen Verhältnissen invisibilisiert eine starke Personenorientierung soziale Strukturen, Strukturprobleme im Besonderen. Das bedeutet, dass die polemische Kommunikation, wie obszön oder schlicht artikuliert sie auch immer sein mag, eine verdeckte Form des Aufzeigens von Strukturschwächen ist: Wo polemisiert wird, muss analysiert werden. Das ist das kognitive Angebot, das billige Polemik liefert. Dass die Polemik die wunden Punkte einer Gesellschaft offenlegt und damit kritisches Potential beweist, wie stammelnd auch immer formuliert, zeigt sich auch an der Tatsache, dass der Konflikt eine hochexplizite Zwei-Seiten-Form ist, die ständig neue Formen generiert, wie Luhmann formuliert hat. Wenn auf den Social-Media-Kanälen zu einem Thema ein aggressives Dauerposten stattfindet, sollte man – so sehen es die Mainzer Kommunikationswissenschaftler Oliver Quiring und Tanjev Schultz – »[h]ingehen, wo es brodelt und stinkt«³¹, denn erstaunlicherweise verfassen nur wenige Onliner überhaupt Beiträge in Blogs und Foren, kommentieren Nachrichten oder leiten Beiträge weiter. Nur »eine kleine Minderheit bestimmt in den Sozialen Medien den Diskurs«³², teilweise auch *bot*-getrieben, wenn auch reduzierter als von Netzkritikern vermutet.

Das aber bedeutet, dass in Bezug auf die Polemik von einer Ausdifferenzierung von Rollen ausgegangen werden muss: einerseits wenige Polemiker, die viel Polemisches kommunizieren, andererseits die analytischen Beobachter der Polemik, die Nicht-Polemiker, die auf einer zweiten Ebene die von anderen wahrgenommenen Unstimmigkeiten übersetzen und damit den kognitiven Zugewinn der affektiven Kommunikation freilegen. Strukturell ist diese Rollendifferenzierung erwartbar: Wenn jedem einzelnen Mitglied der

³⁰ Luhmann: Ethik [Anm. 22], S. 441f.

³¹ 2017 sind es nur 7 % der deutschen Bevölkerung, die angeben, ›häufig‹ Kommentare zu posten (vgl. »Hingehen, wo es brodelt und stinkt«. Die Deutschen vertrauen den Medien immer weniger? Stimmt nicht, sagen die Zahlen zweier Mainzer Kommunikationsforschender. Ein Interview mit Martin Spiewak, in: DIE ZEIT, 2017, 5, https://www.zeit.de/2017/05/medien-vertrauen-umfrage-ifak?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F [zuletzt 03.11.2020]).

³² Ebd.

modernen Gesellschaft eine Urteilsfähigkeit zugemutet wird, ist mit zahlreichen Formen des Urteils zu rechnen. Immer dann, wenn Kommunikation angekurbelt wird (und das wird sie ja durch die steigende Anzahl an Kommentaren), mehr Texte produziert werden und die Einheitlichkeit der Leserschaft verloren geht, bedarf es einen Regulativs.

Literaturwissenschaftlich gesehen hat die *Interpretation* eine solche Bündelungsfunktion. Sie biegt die ansteigende Textproduktion und die unbekannten Reaktionsweisen der Leser zurück auf ein Modell von ›Verstehen‹, das auf ein Zentrum des Textes hin orientiert ist: Sinn, Geist, Totalität etc.³³ Der Vorteil dieses hermeneutischen Modells ist, dass es flexibel ist: Es kann – so Raimar Zons – »das Ereignis, den Zufall, das Nicht-Intentionale in den Sinnzusammenhang integrieren und in die kulturelle Ordnung übersetzen«³⁴.

Für einen analytischen Beobachter derjenigen billigen Polemik, die in so manchen Netzkomentarpolemiken zu finden ist, gilt Ähnliches. Was die Netzpolemik als symptomatisch markiert, wie inkohärent auch immer, bündelt der Beobachter zur Diagnose, zu einer kohärenten Interpretation. Wer aber erfüllt diese Rolle des analysierenden und interpretierenden Beobachters, wenn die Bedeutung der kuratierten Öffentlichkeit und ihrer journalistischen Formate abnimmt? Wer verlässt seine eigenen Kommunikationsräume, um in teilnehmender Beobachtung kognitiven Zugewinn zu erzielen, der übersetzt wieder in den öffentlichen Diskurs eingespeist wird? Denn bei aller Vernetztheit von Individuen werden die Gruppierungen segregierter. Tatsächlich wird die Position des Beobachters und Interpreten ersetzt durch Operationen auf der Ebene der Programme wie z.B. Algorithmen zur Durchsuchung von Hass und Schmähungen im Netz. Dass diesen Programmen gerade die Interpretationsfunktion fehlt, zeigen viele Beispiele der Social-Media-Kommunikation. Man erzeugt dort neue Affekte, wo sie gelöscht wurden: An so manchen Twitter-Kommentaren lässt sich ablesen, dass das Löschen von Polemik neue Polemik produziert. Gerade weil auf der Ebene des Programms mit einer starken Sanktion, dem sozialen Ausschluss, gearbeitet wird, muss auch mit Potenzierung von Anschlussaffekten gerechnet werden. Je mehrzensiert wird, umso gefährlicher wird die Rede.

33 Vgl. Raimar Zons: Text – Interpretation – Kommentar, in: Text und Kommentar, hg. v. Jan Assmann, Burkhard Gladigow, Archäologie der literarischen Kommunikation IV, Hamburg 1995, S. 389–406.

34 Ebd., S. 397.

Die Lage ist schwierig: Die kuratierte, journalistische Öffentlichkeit hat nicht mehr alle polemischen Stimmen im Blick, die zu interpretieren wären, und beschneidet dadurch ihren kognitiven Zugewinn. Die lokalisierende, algorithmische Technik der Netzdurchsuchung findet mehr polemische Stimmen in der öffentlichen Rede, aber versammelt sie rein technisch und kann sie nur unzureichend interpretieren.³⁵ Damit bleibt ein Teil des möglichen kognitiven Zugewinns durch Netzpolemik auf der reinen Kommentarebene und findet seinen Weg nicht in die Interpretation. Ihn aber einer veränderten Öffentlichkeit grundsätzlich nicht zuzutrauen, entbehrt jeder Grundlage. Der kognitive Zugewinn ist in Zeiten der Netzpolemik genauso hoch wie zu Zeiten der Printpolemik, wenn man sich auf die Suche begibt. Es gibt mit dem neuen Medium nur eine neue Leseanweisung.

Und vielleicht sollte es – dies als exotische Schlusspointe – an Stelle der Netzsäuberungsprogramme auch eine neue Schreibanweisung geben, die auf die Netzpolemik mit Interlinearkommentaren reagiert: Steven Bonnell, ein ehemaliger Altright-Sympathisant mit dem *nom de guerre* Destiny, kommentiert Netzpolemik.³⁶ Er schaltet sich in Altright-dominierte Foren ein und diskutiert mit seinen Gegnern, um die Inkohärenzen ihrer Polemiken aufzuzeigen. Ernst genommen wird er, weil er zum einen deren Sprache spricht³⁷ und weil es sich häufig um Chats handelt, die als Battle verstanden werden. Seine polemischen Gegner seien oftmals »two to three questions away from utter collapse«.³⁸ Welchen Erfolg hat dieser Polemiker, der die Polemik der Andersdenkenden disqualifiziert? 200.000 Follower auf YouTube, 500.000 auf Twitch:

-
- 35 Beim NetzDG, seit 2018 in Kraft, verhält es sich etwas anders: Hier entscheidet mit dem Social-Media-Anbieter ein wirtschaftlich operierendes Unternehmen über die Löschung eines gemeldeten unzulässigen Kommentars. Aber auch hier ist davon auszugehen, dass die Interessen des Unternehmens die Interpretation steuern, wie Netzaktivisten befürchten.
- 36 Trevor Quirk: Can This Notorious Troll Turn People Away From Extremism? Steven Bonnell, known online as Destiny, has made a business of picking fights with alt-right carnival barkers and other partisan provocateurs, in: Wired, Februar 2020, <https://www.wired.com/story/twitch-politics-online-debate/> (zuletzt 03.11.2020).
- 37 »When Bonnell is intellectually stimulated or annoyed, which is most of the time, his rate of speech rises to that of a seasoned auctioneer. He has called his opponents ›too fucking stupid to tell your ass from your fucking sister;‹ he has also advised them to ›sterilize themselves. So far, his boorish behavior has gotten him suspended four times from Twitch and banned three times from Twitter« (ebd.)
- 38 Ebd.

After any debate, he spends a great deal of time scouring the various forums of the internet – Reddit, 4chan, comment threads on YouTube or Facebook – in search of minds perturbed. In doing so, he has noticed a common formulation of doubt among viewers, which he generalizes as, »You know, I normally really like Figure X and I think Destiny is a fucking idiot, but I don't think Figure X responded well to what he said.³⁹

Der Polemik-Troll, meist selbst polemisch. Einer, der die Polaritäten, von denen die Polemik lebt, bedient und zugleich perturbiert. Während Maxim Biller die Meinungsnichtse polemisch angreift, greift Bonell polemisch die Polemiker an und demonstriert, dass ihre Meinung nichtig ist. Was der »Internet-Hass« mit einem »börsartigen, wahrheitsliebenden, stringent argumentierenden und maßlos schimpfenden Publizisten« zu tun hat? Die Printpolemik hat genauso viel mit der Netzpolemik zu tun wie sie nichts mit ihr zu tun hat.

39 Ebd.

Popularität und Populismus

Niels Werber

I. Polemik als ein Fall unerwünschter Popularität

Öffentlich wirksam wird Polemik nur dann, wenn sie hinreichend populär wird.¹ Ihren »konflikthaft-polemogenen Charakter«² entfaltet Kommunikation folgenreich nur dann, wenn sie auf Resonanz stößt, also bei vielen Beachtung findet.³ Das am 18. Mai 2019 auf der Plattform Youtube publizierte Video »Die Zerstörung der CDU« des Youtubers Rezo hat politische Folgen nicht deshalb gezeitigt, weil es »überspitzt, wütend und unfair«⁴ zumal die Umwelt- und Klimapolitik der CDU kritisiert, sondern aufgrund der unübersehbaren Popularität des Videos, das binnen einer Woche fünf Millionen Aufrufe zu verzeichnen hat und unter anderem die Parteivorsitzende und den Generalsekretär der CDU zu einer öffentlichen Entgegnung nötigt, mit der nicht jeder rechnen kann, der gegen die CDU polemisiert:

Der YouTuber »Rezo« postet ein Video und rechnet gnadenlos mit der CDU-Politik ab. Der Clip wurde bisher fast fünf Millionen Mal angeklickt. CDU-

-
- 1 Zum Begriff der Popularität vgl. die Forschungsarbeit des Siegener DFG-SFB 1472 »Transformationen des Populären«, in deren Zusammenhang dieser Beitrag entstanden ist.
 - 2 Dagmar Ellerbrock u.a.: Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften, in: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 2, 2017, 1, S. 2-24, hier: S. 6.
 - 3 Niels Werber: Populismus und Herablassung, in: Zwischen Feindsetzung und Selbstviktimisierung. Gefühlspolitik und Ästhetik populistischer Kommunikation, hg. v. Lars Koch, Torsten König, Frankfurt a.M., New York 2020, S. 63-84, hier: S. 82.
 - 4 Hannes Schrader: Auch Rezo ist das Volk, in: Zeit Campus, 22.05.2019, <https://www.zeit.de/campus/2019-05/youtuber-rezo-kritik-zerstoerung-der-cdu-amthor> (zuletzt 21.12.2020).

Generalsekretär Paul Ziemiak verbucht das Video unter »persönlicher Meinung« und kritisiert die Quellen des YouTubers.⁵

Am 23. Mai 2019 veröffentlicht die CDU auf ihrer Homepage⁶ eine – übrigens ungezeichnete – »Offene Antwort an Rezo: Wie wir die Sache sehen«, die Relationen zwischen Polemik, Öffentlichkeit, Populismus und Popularität erkennen lässt, denen ich in diesem Beitrag nachgehen möchte. Es geht mir nicht um Polemik als »rhetorische Gattung«, sondern um einen Zusammenhang von Populismus und Popularität, der allerdings von »Bedeutung im Hinblick auf den grundsätzlich konflikthaften und polemogenen Charakter politischer und sozialer Ordnungen« ist.⁷

Die Antwort der CDU beginnt mit der Feststellung, Rezos Video habe bei vielen Beachtung gefunden, um daran die Beobachtung anzuschließen, der Beitrag spitze zu und verkürze, um so zu provozieren, was allerdings in der parteipolitischen Debatte, zumal im Wahlkampf nichts Ungewöhnliches sei. Rezos Video wird damit als Beitrag zum Wahlkampf gegen die CDU eingeordnet; es könne daher kein Wunder sein, dass es der CDU nicht unparteilich begegne.

Viele Menschen haben in den vergangenen Tagen über Dein Youtube-Video gesprochen. Es spitzt Kritikpunkte zu und verkürzt um zu provozieren. Das ist nichts Neues in der politischen Auseinandersetzung – zumal im Wahlkampf.⁸

Die CDU folgt Fridtjof Küchemanns Einordnung des Videos in der FAZ vom 20. Mai 2019, die zwei Tage nach der Veröffentlichung der »Zerstörung der CDU« auf Rezos Youtube-Kanal die bis dahin verzeichneten eine Millionen Aufrufe zum Anlass für eine Kommentierung genommen – und damit zugleich, wie andere Zeitungen auch, die Popularisierung des Videos weiter befördert hat, insofern viele ZeitungsleserInnen von diesem neuesten Youtube-Trend erst in der Presse erfahren und dann, von einem gewissen Nachrichtenwert der Sache überzeugt, das Video selbst aufgerufen haben. Auch Kü-

5 Vgl. [AFP/hof]: Kramp-Karrenbauers Rezo-Konter geht daneben, in: Die Welt, 23.05.2019, <https://www.welt.de/politik/deutschland/article194032923/YouTuber-Rezo-Annegret-Kramp-Karrenbauers-Konter-geht-daneben.html> (zuletzt 21.12.2020).

6 O.V.: Offene Antwort an Rezo: Wie wir die Sache sehen, in: CDU.de, 23.05.2019, <https://www.cdu.de/artikel/offene-antwort-rezo-wie-wir-die-sache-sehen> (zuletzt 21.12.2020).

7 Ellerbrock u.a. [Anm. 2], S. 7.

8 Offene Antwort an Rezo [Anm. 6].

chemann hält Rezos Rundumschlag gegen die etablierten Parteien im Allgemeinen und die CDU im Besonderen für eine Polemik:

Und auch wenn Rezos Video in manchen Punkten schmerhaft verkürzt, verzerrt und polemisiert, sollten dem Youtuber auch diejenigen dankbar sein, die auf »Die Zerstörung der CDU« zuvörderst mit Empörung reagieren wollen: Immerhin steht die Tür zu den Jugendzimmern jetzt offen – offen für eine politische Auseinandersetzung.⁹

Als Polemik wird dem Video gattungsgemäß Subjektivität, Parteilichkeit und Überspitzung konzediert, zugleich aber auch ein argumentativer Kern, der sie als »legitime Form der Kritik« ausweist¹⁰ – die also, um im Bild des ›Jugendzimmers‹ zu bleiben, aus dem Rezos Stimme laut Küchemann an die Öffentlichkeit dringe, von den älteren Semestern der CDU als Beitrag zur »politische[n] Auseinandersetzung« ernst genommen werden sollte. Dass im Konrad-Adenauer-Haus reagiert wird, liegt aber weniger daran, dass die CDU sich diese Chance, mit der »jungen Generation«¹¹ in ein Gespräch zu treten, nicht entgehen lassen möchte, sondern an den Tag für Tag steigenden, immens hohen Zahlen der »Aufrufe« des Videos, die die Plattform Youtube in ihrem unaufhörlichen und instantanen digitalen Count verzeichnet. In der Region Deutschland wird es schließlich auf der *Top Ten*-Liste von Youtube als erfolgreichstes Video des Jahres 2019 platziert – und so nochmals ungemein wirkungsvoll popularisiert,¹² insofern viele, die das Video noch immer nicht wahrgenommen haben, es nun als Platz 1 einer populären Chart beachten. Diesen Millionen, die Rezos Video »aufgerufen«, also in irgendeiner Weise beachtet, vielleicht sogar zur Gänze rezipiert haben, stellt die CDU »Millionen« eigener Gefolgschaft entgegen:

-
- 9 Fridtjof Küchemann: Kommt damit klar!, in: FAZ.net, aktualisiert am 20.05.2019, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/youtuber-rezo-sorgt-mit-anti-cdu-video-fuer-aufregung-16197065.html> (zuletzt 11.01.2021).
 - 10 Roman Widder: Streit, Infamie, Hass: Figuren der Kritik im Fragmentenstreit, in: Hass/Literatur. Literatur- und kulturwissenschaftliche Beiträge zu einer Theorie- und Diskursgeschichte, hg. v. Jürgen Brokoff, Robert Walter-Jochum, Bielefeld 2019, S. 261–290, hier: S. 283.
 - 11 Naemi Goldapp: Youtuber postet vernichtendes Video über die CDU. Rezo appelliert an junge Menschen, zur EU-Wahl zu gehen, in: Frankfurter Rundschau, 22.05.2019, S. 4.
 - 12 Andreas Briese: YouTube Rewind: Das sind die erfolgreichsten Videos des Jahres, in: YouTube Official Blog, 05.12.2019, <https://blog.youtube/intl/de-de/culture-and-trends/youtube-rewind-das-sind-die/> (zuletzt 11.01.2021).

Wir – das sind Hunderttausende Mitglieder, Unterstützer und Millionen von Wählerinnen und Wählern der CDU – nehmen Kritik sehr ernst.¹³

Zwischen dem Rezo-Video, das auf der zweitpopulärsten Plattform der Welt millionenfach Beachtung gefunden hat,¹⁴ und den »Millionen von Wählerinnen und Wählern der CDU« wird allerdings ein großer Unterschied gemacht: Die Popularität des Youtube-Videos sei populistisch, die Popularität der CDU dagegen das Ergebnis einer »überlegten, reflektierten« Politik »mit kühlem Kopf«.

Denn gerade von der CDU wird in aufgewühlten Zeiten erwartet, dass sie überlegt, reflektiert und mit kühlem Kopf antwortet. Verkürzen, verzerren, verdrehen – das ist Populismus. Überzeichnen, übertreiben, überspitzen: wir distanzieren uns zu Recht von dieser Art, Politik zu machen.¹⁵

»Populismus« ist aber noch mehr als »verkürzen, verzerren, verdrehen«, »überzeichnen, übertreiben, überspitzen«, er braucht auch »Quote«. Populismus, das wäre demnach die erfolgreiche Einfügung des bösen Geschreys¹⁶ der »Fama mala« in die »Zirkulation des Populären«.¹⁷

Die Währung von YouTubern sind Klickraten. Die Währung einer Volkspartei wie der CDU ist Vertrauen.¹⁸

Diese Unterscheidung geht davon aus, dass der Popularität der CDU etwas fundamental anderes zugrunde liegt als der Popularität von Youtubern. Der Popularität der CDU muss man vertrauen; der Popularität Rezos ist zu misstrauen. Es handelt sich um einen Sonderfall des Populären, um bedrohliche, unerwünschte, problematische Popularität.¹⁹

13 Offene Antwort an Rezo [Anm. 6].

14 A. Poleshova: Social Networks mit den meisten Nutzern weltweit 2020, in: statista.com, 14.08.2020, <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/181086/umfrage/die-weltweit-groessten-social-networks-nach-anzahl-der-user/> (zuletzt 11.01.2021).

15 Offene Antwort an Rezo [Anm. 6].

16 Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste (64 Bde.), Bd. 9 (1731-1754), Sp. 199.

17 Jürgen Fohrmann: Ruhm, Popularität, Populismus. Analyse eines Beziehungsgeflechts [Typoskript], 2019, S. 19f.

18 Offene Antwort an Rezo [Anm. 6].

19 Vgl. zu Vertrauen und Misstrauen Niklas Luhmann: Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität [1968], Stuttgart 1989.

II. Beliebte und unbeliebte Popularität

Populär ist, was viele beachten. Populäre Kultur zeichnet sich dadurch aus, dass sie dies ständig ermittelt. In Charts, durch Meinungsumfragen und Wahlen wird festgelegt, was populär ist und was nicht.²⁰

Diese Definition Thomas Heckens soll das mögliche, ja häufige Missverständnis ausschließen, Popularität im 21. Jahrhundert sei ein Indikator für Beliebtheit, für Trivialität oder für beides. Für die hergebrachte Konzeption der populären Kultur als Gegenteil der Hochkultur, die dem Populären den Platz des Simplen, Gemeinen, Leichten, Vergänglichen, Massenhaften, Produktförmigen zugewiesen hat, mag es zwar immer noch Indizien geben, doch lässt sich nicht übersehen, dass die quantitative Dimension des Populären unterdessen ein Gewicht gewonnen hat, das die tradierte, hierarchische *high/low*-Differenz unter erheblichen Rechtfertigungsdruck setzt: Was in den Charts führt, was am meisten aufgerufen oder gestreamt wird, was häufig konsumiert wird, wer in Umfragen vorne liegt, ist populär – und kann kaum mehr ignoriert werden. Es fällt schwer zu begründen, warum etwas, das viel Beachtung findet, keine Beachtung finden soll.²¹

Ob derartig ausweislich von Charts und Bestsellerlisten, Rankings und anderen quantitativen Rangordnungen aller Art populäre Werke, Artefakte, Produkte, Parteien oder Personen deshalb trivial, anspruchslos, niveaulos oder pöbelhaft sind, weil sie von sehr vielen beachtet werden, ist noch lange nicht ausgemacht. Was in den Hitparaden und *TopTen*-Listen vorne liegt, kann durchaus auch mit hohen Qualitätseigenschaften belegt werden. Bob Dylan ist Nobelpreisträger – und hatte große Erfolge in den Charts. Der Roman »Tschik« ist ein Bestseller (2,2 Millionen verkaufte Exemplare im Jahr 2016) – und doch wird sein Autor Wolfgang Herrndorf keineswegs der Kulturindustrie zugeschlagen. Und zu den Wissenschaftlern, die in der Besten-Liste der meistzitiertesten Autoren geführt werden (*Top H-Index For Scientists in Germany*), zählen sicher auch bedeutende Forscher.

Auch Popularität und Beliebtheit sind zu unterscheiden: Die Politikerin mit der zweitgrößten Präsenz in deutschen Fernsehnachrichten (AKK) des

²⁰ Thomas Hecken: Populäre Kultur. Mit einem Anhang >Girl und Popkultur<, Bochum 2006, S. 85.

²¹ Dies gilt gerade auch für Parteien, die keine Beachtung finden sollen und deren Wählergruppen für ihre Wahl kritisiert oder exkludiert werden. Vgl. Philip Manow: (Ent-)Demokratisierung der Demokratie, Berlin 2020, S. 17.

Jahres 2019 ist sicher prominent, allerdings nicht sonderlich beliebt. Dieter Bohlen verbindet große Bekanntheit mit hoher Unpopulärheit, insofern er auch als besonders »unangenehm«, »unerträglich«, »unbeliebt« gilt.²² Sucht man nach diesem Muster *unbeliebter Prominenz* in einschlägigen Ratings und Rankings, dann trifft man schnell auf Personen, die zwar sehr populär sind, weil sie von vielen Beachtung finden, aber zugleich sehr schlechte Zustimmungswerte aufweisen. 2019 belegt Donald Trump im deutschen Ranking der unbeliebtesten Personen den ersten Platz (*Statista*, Alter 6-19 Jahre). Zugleich ist der amerikanische Populist ungemein populär: Im Ranking der Staats- und Regierungschefs nach der Anzahl ihrer Twitter-Follower im Januar 2019 (Daten von *Statista*) belegt er ebenfalls den ersten Platz, noch vor dem Papst und Narendra Modi.²³

Dieses Phänomen unbeliebter oder unerträglicher Popularität lässt sich im Politischen als Populismus beobachten. Zwei Bedingungen müssen hier gegeben sein: Die Popularität einer Position oder Person *und* die normative, grundsätzliche Ablehnung dieser Position oder Person – also eine prinzipielle Diskriminierung zwischen legitimer und illegitimer Popularität, wie sie die CDU im Blick auf Rezo eingenommen hat. Populisten werden von vielen beachtet, und dass diese Beachtung ständig ermittelt und die Ergebnisse der Beachtungsmessung ausgestellt werden, gehört selbst zum Phänomen dazu. Die Popularität wird jedoch nicht wie sonst üblich (Top-Hit, Bestseller, *trending topic, viral ...*) prämiert, sondern als Bedrohung diskursiviert. Diese Unterscheidung zwischen einer Popularität, die Vertrauen einflößt, und einer Popularität, der zu misstrauen ist, lässt sich als »Spaltung der Gesellschaft«²⁴ semantisieren.

Obschon der Populismus seit einigen Jahren ein überaus populäres Thema darstellt, das breite Resonanz erfährt, ist dieser Zusammenhang von Populismus und Popularität bislang als Forschungsthema kaum beachtet worden. In dem von Frank Decker herausgegebenen einschlägigen Band *Populis-*

²² Bernhard Weidenbach: Umfrage zu den unbeliebtesten Personen bei Kindern und Jugendlichen 2019, in: [statista.com vom 11.01.2021, https://de.statista.com/statistik/daten/studie/461160/umfrage/unbeliebteste-personen-bei-kindern-und-jugendlichen/](https://de.statista.com/statistik/daten/studie/461160/umfrage/unbeliebteste-personen-bei-kindern-und-jugendlichen/) (zuletzt 11.02.2021).

²³ Vgl. auch Thomas Hecken: Der populäre Donald Trump, in: *Pop. Kultur und Kritik* 6, 2017, 10, S. 10-21.

²⁴ Karin Priester: Rechter und linker Populismus: Annäherung an ein Chamäleon, Frankfurt a.M., New York 2012, S. 12; Vgl. Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017, S. 277-285.

mus wird die Beziehung in einem einzigen Aufsatz zumindest angedeutet,²⁵ während häufig von »populären« Politikern, Parteislogans oder Inszenierungen nur ganz umgangssprachlich die Rede ist, also ohne eine Bestimmung der quantitativen und qualitativen Dimension des Populären, von den spezifischen Popularisierungschancen sozialer Medien ganz zu schweigen. Dabei kann durchaus bezweifelt werden, dass es überhaupt Forschungen zum Populismus gäbe, wären es nicht Tausende, Zehntausende, Hundertausende oder Millionen, die dem, was die sozialwissenschaftliche Forschung als Populismus definiert oder in den Massenmedien als Populismus firmiert, ihre Beachtung schenken würden. Popularität, nämlich die Beachtung von vielen, wie sie in Wahlumfragen, Abonnentenzahlen, Teilnehmermessungen, Ratings oder Rankings, Downloadzahlen, Like-, Retweet-, Usage-Countern auf Plattformen wie Facebook, Youtube, Twitter, aber auch SpringerLink oder Research-Gate ihren Niederschlag findet, ist nicht nur ein wichtiger Grund für die Konjunktur des Populismus in der Forschung, sondern auch *eine dem Populismus immanente Dimension*. Das »Problem des Populismus«, das Jan-Werner Müller zu bestimmen fordert,²⁶ stellt sich dann, wenn etwas bei vielen Beachtung findet, aber keine Beachtung finden soll.

Das Populäre, also die graduelle und daher auch immer steigerungsfähige Beachtung durch viele, zählt *einerseits* zu den Voraussetzungen von Populismen; *andererseits* streben Populismen nach Popularität. Auch die Umkehrprobe scheint zu stimmen: Populismen, die keine Beachtung finden, gibt es nicht – jedenfalls nicht in dem Sinne, dass sie bei der Wirklichkeitskonstruktion und Selbstbeschreibung der Gesellschaft eine Rolle spielen. Und allein darauf kommt es hier an: Nicht auf substanzielle oder normative Ausführungen,²⁷ sondern, mit Niklas Luhmann formuliert, auf die Beschreibung von Kommunikation und dem, »was *für sie* oder *durch sie für andere* als Realität erscheint«²⁸. Kommunikative Realität hat der Populismus aber gerade seiner Popularität zu verdanken. Sie muss so hoch sein, dass eine Person, eine Position, eine Bewegung, eine Meinungsbekundung, eine Demonstration breitere

25 Populismus: Gefahr für die Demokratie oder nützliches Korrektiv?, hg. v. Frank Decker, Wiesbaden 2006, S. 96.

26 Jan-Werner Müller: Was ist Populismus?, Berlin 2016, S. 11.

27 Vgl. die Kritik von Wolfgang Knöbl: Über alte und neue Gespenster. Historisch-systematische Anmerkungen zum »Populismus«, in: Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung 25, 2016, 6, S. 8–35.

28 Niklas Luhmann: Die Realität der Massenmedien, 2. Auflage, Opladen 1996, S. 14.

Beachtung findet *und Nichtbeachtung nur schwer zu legitimieren wäre* – und genau deshalb wird in den Massenmedien berichtet und kommentiert, in der Politik aufgegriffen und kritisiert, in der Forschung beschrieben und eingeordnet.

Um dem Populismus zugeschlagen zu werden, genügt es nicht, um Müllers einschlägige Definition des Populismus anzuführen,²⁹ *antielitäre und antipluralistische* Meinungen zu vertreten; erst wenn diese Meinungen von vielen Beachtung finden *und zugleich* diese Beachtung von vielen *beanstandet* wird, sind sie populistisch virulent. Ein Tweet von @realDonaldTrump vom 12. März 2012 entfaltet erst seit dem Jahr 2017 Resonanz:

When I was 18, people called me Donald Trump. When he was 18, @Barack Obama was Barry Soweto. Weird.

Im Jahr 2012 war es einfach die dumme, rassistische Aussage eines Milliardärs, die innerhalb der nächsten fünf Jahre überhaupt nur ein einziges Mal retweetet worden ist (von Sam Stein: @samstein am 12. März 2012). Fünf Jahre später hat der Tweet eine konfliktträchtige Beachtung entfaltet. Auch Trumps Tweets benötigen die Beachtung von vielen, um als populistisch eingeordnet und kritisiert zu werden.

Urs Stäheli hat im Jahr 2005 dem Populären in einer ausdifferenzierten Gesellschaft die Funktion zugewiesen, einem unbekannten Publikum die Inklusion in sehr spezifische Teilsysteme zu ermöglichen.³⁰ Vom »Inklusionspotenzial«³¹ populärer Semantik handelt seine Monographie »Spektakuläre Spekulation«.³² Auch Populismen inkludieren – ohne Zweifel sind auch Trump-Wähler Wähler, seine Follower sind Kunden von Facebook, Twitter und Instagram, sein Publikum abonniert Fox News oder die Washington Times (nicht Post). Diese *gelungene Inklusion* in funktionsspezifische Kommunikation, so wären Stähelis Überlegungen zu ergänzen, mobilisiert zumal bei den Funktionseliten *Gesten der Exklusion*:

²⁹ Müller [Anm. 26], S. 26.

³⁰ Urs Stäheli: Das Populäre als Unterscheidung – eine theoretische Skizze, in: Popularisierung und Popularität, hg. v. Gereon Blaseio, Hedwig Pompe, Jens Ruchatz, Köln 2005, S. 144–167, hier: S. 154.

³¹ Ebd., S. 159.

³² Urs Stäheli: Spektakuläre Spekulation: Das Populäre der Ökonomie, Frankfurt a.M. 2007.

Ja, es sind Wähler, aber sie wählen den falschen. Ja, sie partizipieren an sozialen Medien, aber es sind Trolle. Ja, sie schauen Nachrichten und lesen Zeitungen, aber es sind *fake news*. Ja, es ist populär, aber es ist Populismus. Ja, es ist das Volk, aber es sind Lümmel.³³

III. Rekursion: Populäre Populismus-Begriffe

Um die *Funktion des Populären für Beobachtung und Beschreibung zeitgenössischer Populismen* ein wenig zu illustrieren, möchte ich ein sehr naheliegendes, trivial erscheinendes Beispiel geben: Gibt man das Wort »Populismus« als Suchbegriff in die Suchmaschine *Google* ein, dann zeigt diese meistbesuchte Webseite Deutschlands und der Welt (Ranking von *Alexa Internet*) an, es stünden 1.910.000 Ergebnisse zur weiteren Auswahl zur Verfügung.³⁴ Dies ist, im Vergleich zu anderen politisch relevanten Begriffen wie »Gewaltenteilung«, »Parlamentarismus« oder »Wissenschaftsfreiheit«, wo auf 813.000, 478.000 und schließlich 159.000 Ergebnisse indiziert werden, sehr viel. Die 1.910.000 Websites, die Google bei seiner Suche berücksichtigt haben will, werden von einem Algorithmus in eine Rangfolge gebracht, bei der mehrere Parameter eine Rolle spielen, unter anderem die Zahl anderer Seiten, die mit einer bestimmten Seite, die den Begriff »Populismus« aufweist, verlinkt sind, sowie die Häufigkeit, mit der Nutzer der Suchmaschine diese bestimmte Seite bereits besucht haben. Die Ergebnisse, die Google auf der ersten Seite seiner Suche anzeigt, spiegeln die durch den *Page Rank*-Algorithmus ermittelte hohe sog. »Linkpopularität« wider und haben jedenfalls (*vergleichsweise*) allergrößte Beachtung gefunden; zugleich ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass diese angezeigten Websites erneut aufgerufen werden – und die übrigen Millionen Seiten nicht. Wie üblich in skalenfreien Netzen werden wenige Knoten von vielen beachtet, die allermeisten aber von sehr wenigen.³⁵ Die Ermittlung und

33 Vgl. Philip Manow: »Dann wählen wir uns ein anderes Volk ...« Populisten vs. Elite, Elite vs. Populisten, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 72, 2018, 4, S. 5-14; Manow [Anm. 21], S. 53.

34 Abgerufen am 08.02.2020, 8:57 Uhr. Am 02.01.2021 um 18:30 Uhr sind es 1.690.000 Ergebnisse. Die erste Seite der Suche sieht aber noch immer genauso aus wie vor einem Jahr. Das heißt, die *power law distributions* halten den *head* (die populärsten Ergebnisse) recht stabil, während das lange *tail* ohnehin kaum Beachtung findet. Vgl. Albert-László Barabási: *The New Science of Networks*, Cambridge (Mass.) 2000.

35 Ebd.

Inszenierung von *Linkpopularität* ist eine populäre wie folgenreiche Form der »Welterzeugung durch Zahlen«.³⁶

Wie stellt sich nun diese populäre Welt dar? Auf der Startseite der Suche ist zunächst ein *Wörterbucheintrag* zu sehen, der eine Kurzdefinitionen anzeigt: »Po-pu-lis-mus. Substantiv, maskulin [der]. 1. POLITIK von Opportunismus geprägte, volksnahe, oft demagogische Politik, die das Ziel hat, durch Dramatisierung der politischen Lage die Gunst der Massen (im Hinblick auf Wahlen) zu gewinnen«. Dann folgt der *Wikipedia*-Artikel. Zu lesen ist auf der Startseite ein Fragment des Artikels als *Preview*: »Dem Begriff Populismus (von lateinisch *populus* ‚Volk‘) werden von Sozialwissenschaftlern mehrere Attribute zugeordnet. Charakteristisch ist eine mit ... Kategorie: Populismus – Rechtspopulismus – Linkspopulismus«. Immerhin, grundsätzlich anderes erfährt man auch nicht, wenn in den politischen Feuilletons Populismus als Politikstil, als Strategie der Machteroberung, als antielitäre Bewegung oder als unmittelbare Hinwendung zum Volk beschrieben wird.

An dritter Stelle der Google-Suche rangieren Videos, die Titel tragen wie »Was ist Populismus?« oder »Populismus einfach erklärt«. Die Links verweisen auf Internet-Seiten der *Tagesschau* oder der *NZZ*, die in eigenen Mediatheken oder auf Plattformen wie Youtube kurze Tutorials zum »Populismus« bereithalten, die im Falle von Youtube wiederum selbst anzeigen, wie oft – zehntausendfach, hunderttausendfach – sie bereits konsultiert worden sind. In diesen Videos werden in wenigen Minuten die gängigsten Populismustheorien der Politikwissenschaften popularisiert. Man sieht hier sehr gut, welche Konzepte reüssiert haben und damit die soziale Realität, die als populistisch beobachtet und beschrieben wird, herstellen helfen. Stichworte, die die Videos liefern, sind: Vereinfachung und Dramatisierung, Wendung ans »einfache« Volk, inhaltlich offene, also linke wie rechte »dünne« Ideologie, die die Welt in Freund und Feind einteilt; Alleinvertretungsanspruch für das Volk, Lautsprecher, anti-elitäre oder anti-pluralistische Mobilisierung von Empörung, an Stimmungen, nicht an Sachproblemen ausgerichtet. Darin findet sich viel von dem wieder,

³⁶ Bettina Heintz: Welterzeugung durch Zahlen. Modelle politischer Differenzierung in internationalen Statistiken, 1948–2010, in: Soziale Systeme 18, 2012, 1–2, S. 7–39.

was in der Populismusforschung in den letzten 15 Jahren dazu publiziert worden ist.³⁷

1. Politikstil, der vor allem Modernisierungsverlierer anspricht. (Tim Spier)
2. Dünne Ideologie, »thin ideology«, die Gesellschaft in Freund und Feind unterscheidet und unversöhnlich gegenüberstellt. (Cas Mudde)
3. Politische Bewirtschaftung einer einfacheren Mentalität, die Massen affektiv-emotional und vordiskursiv anspricht. (Karin Priester)
4. Strategie der Machteroberung einer charismatischen Führerfigur. (Kurt Weyland)
5. Moralisch-politischer Alleinvertretungsanspruch, der zugleich anti-elitär und anti-pluralistisch auftritt. (Jan-Werner Müller)
6. Konflikt aufgrund der Spaltung der Gesellschaft in kosmopolitisch-globale Elite und lokal-nationale Unterschicht. (Cornelia Koppetsch)

Dominant und rekurrent sind in den Videos die Verweise auf Vereinfachung, Spaltung, Anti-Elitismus und Anti-Pluralismus. Die Kurzformel wäre: »Populisten nehmen für sich in Anspruch, sie, und nur sie, vertreten das wahre Volk.« Es handelt sich bei den Videos im Grunde um Varianten und Ausschmückungen der prägnanten wie populären Definition Müllers.

Auf Platz Vier des *Google Page Ranks* rangiert ein Beitrag, den der Siegener Politikwissenschaftler Tim Spier 2014 für die Bundeszentrale für Politische Bildung geschrieben hat. Der Text beginnt mit der Feststellung: »Es ist das ironische Schicksal des Populismus-Begriffs, populär geworden zu sein.«³⁸ Eine Übersicht über die wichtigsten Aspekte des politikwissenschaftlichen Populismus-Begriffs schließt sich an: Konstruktion eines wahren Volkes, Freund/Feind-Zuspitzung, Führerfigur, Bewegung statt Partei, dünne Ideologie, Eliten- und Parteienkritik. Was die Popularität des Begriffs angeht, teile ich diese Beobachtung Spiers, für ein »ironisches Schicksal« halte ich die Popularität des Populismus dagegen nicht, sondern für eine dem Populären

37 Vgl. Müller [Anm. 26]; Dirk Jörke, Veith Selk: Theorien des Populismus. Zur Einführung, Hamburg 2017, S. 79-88; Decker [Anm. 25]; Cornelia Koppetsch: Die Gesellschaft des Zorns. Rechtspopulismus im globalen Zeitalter, Bielefeld 2019; Philip Manow: Die Politische Ökonomie des Populismus, Berlin 2018, S. 14f.

38 Tim Spier: Was versteht man unter »Populismus«?, in: bpb.de, 25.09.2014, <http://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtspopulismus/192118/was-versteht-man-unter-populismus> (zuletzt 11.01.2021).

eingeschriebene Konsequenz. Um diese Annahme zu plausibilisieren, muss ich meine allgemeinen Beobachtungen zum Populären noch einmal aufgreifen und spezifizieren.

IV. Populismus als Problem unerwünschter Popularität

Dass Spitzenspositionen in Nullsummen-Rankings aller Art von der Bestsellerliste und *Top Ten*-Reihen bis zu den Tabellen, Charts oder Diagrammen der *Sonntagsfrage* eine beachtenswerte und auch erstrebenswerte Sache sein sollen, scheint der populärkulturelle Normalfall zu sein. Auf einer Rangliste, die Beachtung vergleicht und in eine Reihenfolge bringt, ganz oben platziert zu sein, gilt nicht nur als ein *quantitativer Ausweis* spitzenmäßiger Popularität, sondern häufig auch als ein Wert eigener *Qualität*. Donald Trump weist auf seine eigene Popularität regelmäßig und superlativistisch hin und lässt keinen Zweifel daran aufkommen,³⁹ dass dieser quantitativ nachweisbaren Popularität auch eine besondere Qualität zukomme: Was massenhafte Beachtung finde, verdiene sie auch.

Aufgrund dieser Überzeugung finden sich auf vielen Artefakten Paratexte, die eigens die relationale Popularität in Form der Chartplatzierung hervorheben: *Bestseller*; *Top Hit*; *No. 1*. Werbung weist häufig schlicht darauf hin, dass das beworbene Produkt häufig nachgefragt worden ist. Streaming-Dienste berücksichtigen bei dem Arrangement ihrer Startseiten ebenfalls die rein quantitative Dimension des *View Counts*. Und auch bei Wissenschaftsportalen wie SpringerLink oder ResearchGate wird die sog. *Usage* von Artikeln zu einem entscheidenden Kriterium der Anordnung des Wissens. Obschon vielgelesene Aufsätze, vielgesehene Filme, vielgehörte Songs oder vielgekaufte Produkte nicht allein *deshalb* wichtig, gut oder interessant sein können, wird die Popularität zunehmend als Ausweis von Qualität aufgefasst und dient der Legitimierung der Sache: Was millionenfach Beachtung gefunden hat, kann nicht ohne weiteres abgewertet oder exkludiert werden.

39 Vgl. Niels Werber: Donald Trumps Medien, in: *The Great Disruptor. Über Trump, die Medien und die Politik der Herabsetzung*, hg. v. Lars Koch, Tobias Nanz, Christina Rogers, Stuttgart, Berlin 2020, S. 115-133, und Anne Ulrich: »He quickly became obsessed« – Donald Trump und die Medienlogik der Quote, in: *Trump und das Fernsehen. Medien, Realität, Affekt, Politik*, hg. v. Dominik Maeder u.a., Köln 2020, S. 83-123.

Es ist aber keineswegs notwendig der Fall, dass das, was derart vermes- sen und als vielbeachtet ausgestellt wird, denn auch von vielen geschätzt wird. Vielmehr ist es offenbar unvermeidlich, dass erfolgreiche Popularisie- rungen nicht nur begrüßt, sondern auch abgelehnt werden können. In der westlichen Kultur ist dies sehr vertraut: Nicht jeder Bestseller gilt als gutes Buch, nicht jeder Blockbuster als sehenswerter Film, nicht jeder vielgespielte Song als bedeutender Beitrag zur Musikgeschichte, nicht jedes ausgebuchte Stück als erstklassiges Theater. *Populär* bedeutet nicht unbedingt *beliebt* – vielmehr können Personen oder Artefakte *hochgradig populär* sein im Sinne ihrer quantitativen Beachtung und zugleich überaus unbeliebt oder gar gering geschätzt. Was massenhaft beachtet wird, gilt hochkulturell als das »Unbe- achtliche« schlechthin, das keine Beachtung verdient hätte.⁴⁰ Im Kulturellen wird dieses Unbeachtliche, aber Populäre bekanntlich Schund, Kitsch, Trivi- alliteratur, Massenware usw. genannt. *Im Politischen markieren Populismen die hohe Popularität von Positionen oder Personen, die missbilligt und abgelehnt werden.* Populismen kommt eine nach Zahlen bedeutende Beachtung zu, die als erschreckend und inakzeptabel gilt.

Peter Strohschneider hat in einem Aufsatz »POTUS als Twitterer« die »Vulgarität« der medialen Selbstdarstellung Trumps betont und in dieser Vulgarität ein Element des Populismus ausgemacht.⁴¹ Die Popularität der Vulgarität Trumps, der sich als »Nicht-Leser« offenbare, der »Fernsehschau- en« allem anderen vorziehe, läge darin begründet,⁴² dass er in aggressiver Distanz zur Hochkultur die amerikanische »low culture« zugleich verkörpere und anspreche.⁴³ Seine Popularität kann demnach also nur auf inakzeptablen Ursachen gründen: Ein »Troll«, der sich in primitivster Weise an die »Ungewaschenen« der Unterschichten wendet.⁴⁴ Trumps Popularität finde ihren Grund also in einem medialen Stil, der die niedersten Instinkte der untersten Schichten anspreche. Dies klingt ein wenig so, als sei Trump 1944 Präsident geworden und Adorno und Horkheimer hätten seine Kampagne als kulturindustrielles Produkt entlarvt, das die Massen mit schlachten, aber

⁴⁰ Peter Sloterdijk: Die Verachtung der Massen. Versuch über Kulturkämpfe in der modernen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 2000, S. 46.

⁴¹ Peter Strohschneider: POTUS als Twitterer, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 12, 2018, 3, S. 61-75, hier: S. 62, 65.

⁴² Ebd., S. 65.

⁴³ Norman Birnbaum: Trump is Here to Stay, in: The Political Quarterly 89, 2018, 4, S. 695-701.

⁴⁴ Manow [Anm. 33], S. 5, 7.

starken Reizen manipuliere, dressiere, steuere.⁴⁵ Die für die Frankfurter Schule ganz selbstverständliche hierarchische Asymmetrie zwischen Kunst und Kulturindustrie, zwischen »high culture« und »low culture« bestimmt die bereits skizzierten populärsten Populismus-Theorien und auch eine Vielzahl der Beobachtungen und Analysen, die Trump gewidmet sind: In der kultur- und mediawissenschaftlichen Forschung ist immer wieder auf »Trumps Rüpelhaftigkeit« hingewiesen worden.⁴⁶ Trump sei vulgär.⁴⁷ In einem jüngeren Artikel von Kommunikations- und Politikwissenschaftlern wird konstatiert:

A common narrative portrays Donald Trump as impetuous and quick to anger, thin skinned, constantly lying, brazen, vulgar, and boasting a grandiose sense of self and his accomplishments.⁴⁸

Wie konnte nur dieser vulgäre, unberechenbare, narzisstische, sexistische Clown eine Wahl gewinnen und Präsident werden? An diese Frage, so kritisiert Philip Manow im *Merkur* diesen Diskurs, wird gerne die Vermutung angeschlossen, es könne etwas mit den Wählern nicht stimmen, die offenkundig »Idioten« sein müssten,⁴⁹ Verführer oder Schlimmeres. »Trump did extremely well with voters that some analysts have called ›white trash‹«.⁵⁰ Wie konnte noch am Tag der Wahl am 3.11.2020 »a rude, vulgar, and sexist president[]«⁵¹ gute Chancen auf eine zweite Amtszeit hegen?

Die Popularität Trumps stößt auf größte Ablehnung, und diejenigen, die Trump zur Beachtung verhelfen, geraten unter Generalverdacht, genauso aggressiv, sexistisch, rassistisch, vulgär und ignorant zu sein wie

45 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung [1944], Frankfurt a.M. 1986, S. 128-176.

46 Lars Koch, Tobias Nanz, Christina Rogers: Donald Trumps Medien, in: The Great Disruptor. Eine Annäherung, hg. v. Lars Koch, Tobias Nanz, Christina Rogers, Stuttgart, Berlin 2020, S. 1-19, hier: S. 1.

47 Ebd., S. 12.

48 Alessandro Nai, Ferran Martínez i Coma, Jürgen Maier: Donald Trump, Populism, and the Age of Extremes: Comparing the Personality Traits and Campaigning Styles of Trump and Other Leaders Worldwide, in: Presidential Studies Quarterly 49, 2019, 3, S. 609-643, hier: S. 609.

49 Manow [Anm. 33], S. 5.

50 Manuel Castells: Rupture: The Crisis of Liberal Democracy, Cambridge 2018, S. 76.

51 Jorgen Johansen: The Impact of Populist Presidents an Public Discourse, in: Trumpism: The Politics of Gender in a Post-Propitious America, hg. v. Laura Finley, Matthew Johnson, Newcastle upon Tyne 2018, S. 35-55, hier: S. 49.

ihr Präsident. Seine 74.224.501 Wähler werden abgewertet, herabgesetzt, delegitimiert. Trumps Fans und Wähler, die ihn popularisieren, gelten als schnell erregbare und leicht manipulierbare Anhänger simplester Freund-Feind-Unterscheidungen und Stereotypen, sie seien ungebildet, ja »trash«. Gemäß der populärsten Populismusdefinitionen kann es gar nicht anders sein. Es sind »Massen« von Verlierern und Abgehängten, die sich durch demagogische, emotionale, simplifizierende und zuspitzende Mittel erregen, mobilisieren und steuern lassen.

Dieses Kommunikationsmuster der Exklusion führt aber nicht zu einer Lösung des Populismus-Problems, sondern zu seiner Verschärfung. Denn all diese Exklusionsgesten und Abwertungen steigern die Popularität, die Trump ausmacht und auf die er selbst in vielen seiner Tweets, auf seinen Rallies, in seinen Reden immer wieder verweisen kann, um die eigene Position zu legitimieren. Selbst auf seine eigene Popularität zu verweisen, gehört zum Tagesgeschäft des Präsidenten, und dass er von vielen beachtet wird, ist selbst sehr leicht zu beobachten, sei es an den digitalen Countern der Beachtungsmessung in den sozialen Medien, sei es in der Präsenz der vielen Anhänger auf seinen öffentlichen Veranstaltungen – und auch an seinen vielen Gegnern, die sich online wie offline bemerkbar machen.⁵² Die Popularität Trumps aber dient der Legitimierung politischer Entscheidungen und Positionen.⁵³

Umgekehrt steht die Diskursivierung dieser Positionen Trumps als unerwünschter, bedrohlicher Popularität, die keine Beachtung verdienen, vor einem demokratietheoretischen, normativen Problem. Trump und seine Wähler werden herabgesetzt und verachtet; die Forderung, sie aus dem politischen System zu exkludieren ist, weitverbreitet. Aber wie ließe sich begründen, dass diese politische Position, die von vielen beachtet wird, keine Beachtung verdient hätte. Sich am liebsten ein »anderes Volk« wählen zu wollen, wie Philip Manow diejenigen verspottet, die den Wählern vorhalten, anders zu wählen (Trump, AfD ...), als sie es sich wünschen, trägt zum Verständnis der Populismen nicht viel bei. Die Exklusionsversuche (»die dürften eigentlich gar nicht wählen«) sind schwer zu legitimieren und fördern allenfalls jenes Gefühl der Herabsetzung, das nicht nur Trump erfolgreich bewirtschaftet.⁵⁴

⁵² Vgl. Werber [Anm. 39].

⁵³ Ulrich [Anm. 39], S. 113.

⁵⁴ Vgl. Georg Seeßlen: Trump! Populismus als Politik, Berlin 2017, S. 62. Dazu auch: Zwischen Feindsetzung und Selbstviktimisierung. Gefühlspolitik und Ästhetik populistischer Kommunikation, hg. v. Lars Koch, Torsten König, Frankfurt a.M. 2020.

Die vielen, die Trump beachten, verhelfen aber nicht nur den Populistern zu seiner großen Popularität, sondern *verschaffen sich zugleich auch selbst Beachtung*. Nicht nur Trumps Tweets finden größte Resonanz, auch die vielen Retweets, Likes und Kommentare werden ihrerseits retweetet, geliked oder kommentiert. Die Inklusion durch das Populäre gelingt. Selbstverständlich reagieren viele Kommentare empört, kritisch, polemisch oder abwertend auf Trumps Tweets und auf die Tweets seiner Anhänger. Zugleich lässt sich aber die große Beachtung nicht leugnen, die Trump und seine Fans finden – und die Versuche zu begründen, warum ihre Positionen und Meinungen keine Beachtung verdient hätten, führt in repräsentativen, freiheitlich verfassten Demokratien in die geradezu paradoxe Situation, im Namen der Demokratie, der Verfassung, der guten Regierung usw. Partizipationsrechte großer Gruppen der Bevölkerung zu bestreiten und die Legitimität ihrer Positionen in Zweifel zu ziehen. Die Unterstellung, die Popularität Trumps lasse darauf schließen, dass ihre Anhänger ungebildet, irregeleitet, manipuliert, unverbesserlich oder dumm seien und daher an der politischen Willensbildung erst gar nicht teilnehmen dürften, gerät unter Rechtfertigungsdruck – und alle Begründungsversuche röhren an das Böckenförde-Paradox, dass der demokratische Staat die »Voraussetzungen«, von denen er lebt, zwar pflegen, nicht aber durch »Verbot und Zwang garantieren« kann. Sobald diese etablierten »Voraussetzungen«, die unausgesprochenen Selbstverständlichkeiten kultureller Art, die Böckenförde im Blick hat, herausgefordert und damit expliziert werden, gerät der demokratische Staat in die Krise, weil sichtbar wird, dass er eben von Voraussetzungen lebt, »die er selbst nicht schaffen kann«. Gerade die Versuche, diese Voraussetzungen nicht kulturell, sondern durch staatliches Handeln zu schützen, lassen den Staat als »anfällig, empfindlich und gefährdet« erscheinen.⁵⁵

Die hohe Popularität populistischer Positionen führt in eine solche Krise, denn die nachweisliche und unübersehbare Beachtung der Populismen macht ja gerade deutlich, dass der kulturelle *Common Ground*, auf dem der »freiheitliche, säkularisierte Staat« beruht, von diesem Staat selbst »nicht garantier[t]« werden kann. Für Böckenförde ist es die »Kultur, eine kulturelle Grundlage, aus der staatstragendes Ethos und Gemeinsinn erwachsen«.⁵⁶ Die Populari-

⁵⁵ Ernst-Wolfgang Böckenförde: Wissenschaft, Politik, Verfassungsgericht: Aufsätze von Ernst-Wolfgang Böckenförde. Biographisches Interview von Dieter Gosewinkel, Berlin 2011, S. 479.

⁵⁶ Ebd., S. 480.

tät jener Positionen, die diese Grundlage aufkündigen, führt einerseits zu den vielen Versuchen, diese Popularität zu delegitimieren, und andererseits zu einer Verschärfung der Grundlagenkrise des Staates, weil die Verachtung und Herabsetzung von vielbeachteten Positionen selbst an den kulturellen Grundlagen des freiheitlichen Staates röhren. In einer Sonderbeilage der Zeitschrift *Das Parlament* zum Populismus wird festgehalten:

Es gibt Kernbestände von Normen und Verhaltensweisen in einer Gesellschaft, die nicht verhandelbar sind. Sie können Einzelne und Gruppen in ihrer Privatsphäre schützen und vor Herabsetzung und Beleidigung bewahren.⁵⁷

Genau diese »Kernbestände von Normen und Verhaltensweisen«, das ist ja gerade die Sorge Böckenfördes gewesen, können sich aber sehr wohl als »verhandelbar« erweisen, wenn sie nämlich ignoriert oder gar attackiert werden und diese Verletzungen des *Common Grounds* eine solche Popularität erlangen, dass sie nicht ohne weiteres als extremistische Position auszugrenzen sind, sondern zu einer Aushandlung der »Normen und Verhaltensweisen« zwingen, deren Notwendigkeit zugleich demonstriert, *dass es die nichtverhandelbaren »Kernbestände« nicht gibt*. Gerade in der Abwehr populärer Populismen verlieren die Kernbestände ihren *Latenzschutz*. Was etwa der *Anstand* demokratisch gewählter Abgeordneter oder die *Würde* eines Amtes erfordern, also vermeintliche Selbstverständlichkeiten, erscheint nunmehr – nicht nur in den USA – als prekär.

Populären Positionen und Personen nun mit »Herabsetzung und Beleidigung« zu begegnen, wie es sehr häufig der Fall ist, führt nicht zu reuiger Besserung der fehlgeleiteten, manipulierten, enragierten Massen, sondern zur Skandalisierung der Herabsetzung. Der Nachweis, dass AfD-Wählerinnen schlechter gebildet sind, schlechter verdienen, starke Ressentiments gegen »Fremde« und »Politiker« hegen und die eigene Lebensführung wie die der deutschen Gesellschaft als ganzer ökonomisch wie kulturell für gefährdet halten,⁵⁸ unterstützt – genau wie die oben angeführten populären Populismus-Tutorials – jene asymmetrische Semantisierung, die der Populist für die Po-

57 Karlies Abmeier: Zur Fragwürdigkeit von verschwiegenen Bereichen, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 62, 2012, 5-6 [Populismus], S. 37-42, hier: S. 41f.
 58 Vgl. etwa Susanne Rippl, Christian Seipel: Modernisierungsverlierer, Cultural Backlash, Postdemokratie, in: *KZfSS. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 70, 2018, 2, S. 237-254.

pularisierung seiner Positionen benötigt: Gerade seine Etikettierung als vulgär, dumm, unseriös, brutal usw. befeuert die weitere Unterstützung durch diejenigen, die sich genauso beschrieben glauben. *Die Exklusionsversuche verstärken die Inklusion in die populistische Kommunikation.* Dass dieser Popularitäts-Spirale der *Social Media*, welche die normalistische, von Noelle-Neumann berühmt gemachte »Schweigespirale«⁵⁹ der alten analogen Massenmedien abgelöst zu haben scheint, wiederum mit Delegitimationsversuchen begegnet wird, führt zur weiteren Popularisierung der Populismen. Die der bedrohlichen Popularität entgegengebrachte Empörung oder Verachtung führt nicht zum Verstummen der Populismen, sondern in die Krise der kulturellen Voraussetzungen des demokratischen Staates.

Zusammenfassung

I. Der Ausgangspunkt dieses Beitrages ist die These, dass unter dem Label »Populismus« nur solche Positionen, Interventionen, Meinungsäußerungen etc. als Brüche mit gesellschaftlichen Usancen, dem *Common Ground*, dem Boden der Verfassung, den guten Sitten etc. abgelehnt werden, die populär geworden sind und nachweislich (also nach Zahlen) hohe Beachtung gefunden haben. Aus dieser Beachtung durch viele und der gleichzeitigen Ablehnung durch Gatekeeper, traditionelle Eliten etc. geht »bedrohliche Popularität« her vor. Sie wird von beiden Seiten so gesehen: Von denen, die mit ihren Positionen die etablierten Ordnungen attackieren, und von denen, die diese Positionen als Herausforderung erfahren, als Bedrohung des Gemeinwesens, der Demokratie etc. ausgeben und zu exkludieren suchen. Beides setzt den *Common Ground* politischer Wissensbildung und die kulturellen Voraussetzungen des demokratischen Verfassungsstaates aufs Spiel.

II. Die Exklusion populistischer Positionen muss gerechtfertigt werden, und zwar deshalb, weil sie nachweislich populär sind. *Man kann große Zahlen nicht einfach ignorieren;* und die Positionen verschwinden nicht mehr nur deshalb, weil sie nicht der Mehrheitsmeinung entsprechen. Es genügt, dass eine Person oder Position die Beachtung von vielen findet. Und die Zustimmung bzw. Beachtung wird im Zeitalter sozialer Medien und ihrer digitalen Counter

⁵⁹ Elisabeth Noelle-Neumann: Öffentliche Meinung: Die Entdeckung der Schweigespirale, Frankfurt a.M. 1989; Jürgen Link: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen 1997.

stets instantan registriert und repräsentiert. Die Exklusionsversuche (»es sind Populisten«/»wir sind Demokraten«, es sind »low information voters«⁶⁰/»wir sind gut informierte, mündige Bürger) müssen gerechtfertigt werden; und diese Legitimationsversuche kommen ohne Explikationen nicht aus, nehmen daher Usancen, Traditionen, Sitten ihren Latenzschutz und verwandeln sie in Kontingenzen. Insofern es sich bei Populismen nicht um Justiziables handelt, kann der Staat mit seinen Mitteln von »Verbot und Zwang« nichts tun, obschon seine Voraussetzungen erodieren.

III. Die Abwehr der »bedrohlichen Popularität« als unanständig, unmoralisch, böse, totalitär, intolerant etc. sorgt zugleich für ihre permanente Thematisierung in den alten und neuen Medien und verstärkt so weiter ihre Popularität. Umgekehrt können die Vertreter dieser Positionen eine große und sogar wachsende Gefolgschaft für sich reklamieren: Wie in der Populärgultur üblich, rechtfertigt die Popularität die Legitimität ihrer Positionen. Die »Selbstlegitimierung der Medienindustrie durch die Logik der Quote« hat in den politischen Raum erfolgreich Einzug gehalten.⁶¹

60 Birnbaum [Anm. 43], S. 700.

61 Ulrich [Anm. 39], S. 89.

Öffentlichkeit als selbsterzeugte Unsicherheit. Desinformation, Populismus und die Frage der Legitimation

Giancarlo Corsi

I. Desinformation

Seit einigen Jahren ist die Öffentlichkeit alarmiert angesichts von ›Desinformation‹ und polemischen und aggressiven Tendenzen in der öffentlichen Diskussion, insbesondere der politischen.¹ Bezeichnungen wie ›fake news‹, ›post-truth‹ oder ›haters‹ sind auch in den Sozialwissenschaften geläufig geworden. Vor allem die Medien stehen unter Beschuss, insbesondere die sozialen Medien bzw. sozialen Netzwerke, weil sie den idealen Raum für das Entstehen solcher Phänomene zu bieten scheinen.

1 Unter der großen Anzahl von Veröffentlichungen siehe: Zur Definition von ›fake news‹ Axel Gelfert: *Fake News: A Definition*, in: *Informal Logic* 38, 2018, 1, S. 84-117; zum Trump-Fall und zur Relevanz von ›Wahrheit‹ in der Politik Briony Swire u.a.: *Processing Political Misinformation: Comprehending the Trump Phenomenon*, in: *Royal Society Open Science* 4, 2017, <http://doi.org/10.1098/rsos.160802> (zuletzt 10.01.2021); zu den verschiedenen Aspekten der Desinformation Cass R. Sunstein: *The Law of Group Polarization*, in: *Journal of Political Philosophy* 10, 2002, 2, S. 175-195; ders.: *On Rumors. How Falsehoods Spread, Why We Believe Them, and What Can Be Done*, Princeton, Oxford 2009; ders.: #Republic: *Divided Democracy in the Age of Social Media*, Princeton, Oxford 2017; zu ›post-truth‹ Stephan Lewandowsky, Ullrich K.H. Ecker, John Cook: *Beyond Misinformation: Understanding and Coping with the »Post-Truth« Era*, in: *Journal of Applied Research in Memory and Cognition* 6, 2017, S. 353-369; Karen M. Douglas, Chee Siang Ang, Farzin Deravi: *Reclaiming the Truth*, in: *The Psychologist* 30, 2017, S. 36-42. Für eine theoretisch fundiertere soziologische Analyse siehe das Sonderheft von *Sociologia e Politiche Sociali* 21, 2018, 3, hg. v. Alberto Cevolini und Gérald Bronner (insbesondere den Aufsatz von Cevolini).

Natürlich ist der Wunsch berechtigt, dass die öffentliche Debatte und der Einsatz verschiedener Medien wertschätzend, kontrolliert, korrekt und fair sind. Aber es stellt sich die Frage, wie realistisch ein solcher Wunsch ist. Wie sollen die Teilnehmer der öffentlichen Debatten von einem solchen Kommunikationsverhalten überzeugt werden, zu dem man sie sicherlich nicht zwingen kann?² Auch die Rechtsinstrumente, die an die Kommunikationspraxen angelegt werden, sind dafür nicht besonders effektiv und kaum vielversprechend: Wenn nicht nur ›normale Bürger‹ Unwahrheiten verbreiten oder andere beleidigen, sondern auch hochrangige Politiker oder hochrangige Persönlichkeiten in der Verwaltung öffentlicher Einrichtungen, scheint es tatsächlich unmöglich, sie zu zensieren und zu sanktionieren. Und was würde es dann nützen? Wenn man wirklich anfangen würde, moralisch oder ›journalistisch‹ zwischen akzeptablen und inakzeptablen Beiträgen zu unterscheiden, würde sich das Problem nur vervielfachen: Wer entscheidet, und wie, was akzeptabel ist? Nach welchen Kriterien? Und was tun mit denen, die eine solche Schwelle moralischer oder deontologischer Akzeptanz nicht akzeptieren?

Netzwerkunternehmen zeigen zumindest guten Willen, wenn sie bereit sind, die Konten der extremsten Benutzer zu schließen, so wie es zeitweise bei Donald Trump als amtierendem Präsidenten der Vereinigten Staaten geschehen ist. Aber wenn Twitter, Facebook oder andere solcher Medien diesen Weg der konsequenten Kontrolle des Kommunizierten wirklich bis zum Ende gehen würden, was würde von ihnen übrig bleiben, da ihre Anziehungskraft genau darin besteht, Kommentare aller Art für alle zuzulassen? Hinzu kommt, dass das politische Vermögen vieler Politiker und Parteien, die in den letzten Jahren Wahlen in Ländern gewonnen haben, die wir nicht als zweiter oder dritter Ordnung betrachten würden, genau auf diese Freiheit der Nutzung und des Missbrauchs der Medien zurückzuführen ist. Daran zeigt sich, dass Information sich nicht nur auf den sachlichen, propositionalen Gehalt der Kommunikation bezieht, sondern auch Desinformation einschließt. Von Sachbezogenheit und Wahrheit der öffentlichen und Social-Media-Kommunikation kann nicht einfach ausgegangen werden.

² Die Frage ist dann, ob ein ehrliches Verhalten überhaupt möglich ist. Zu den Modalverben, die auf Ehrlichkeit angewendet werden (›müssen‹, ›sollen‹ und ›können‹), siehe das Argument von Niklas Luhmann: Die Ehrlichkeit der Politiker und die höhere Amoralität der Politik, in: Opfer der Macht. Müssen Politiker ehrlich sein?, hg. v. Peter Kemper, Frankfurt a.M. 1993, S. 27–41, Neudruck in Niklas Luhmann: Die Moral der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 2008, S. 163–174, hier: S. 163.

Gerade weil die mit der Desinformation verbundenen Probleme sich nicht auf einfache Weise lösen lassen, stellt sich die Frage, ob wir mit einer soziologischen Frage konfrontiert sind, die in einem viel breiteren Rahmen einzuspannen ist, da sie die Evolution der Gesellschaft (Modernisierung) impliziert, insbesondere die sehr schnelle Entwicklung einiger Teilsysteme (insbesondere der Politik, aber nicht nur), die Entstehung und Durchsetzung der Öffentlichkeit und der Kommunikationsmedien (Massen- und soziale Medien). Obwohl diese Themen Gegenstand zahlreicher Publikationen sind, wissen wir immer noch nicht, wie diese Aspekte miteinander verbunden sind. Zum Beispiel: Welche Rolle spielen die Massenmedien bei der Entstehung von Öffentlichkeit? Was ist der Zusammenhang zwischen Massenmedien und dem Übergang zur Moderne und zur funktionalen Differenzierung? Welche Formen nimmt die Öffentlichkeit in den verschiedenen Teilsystemen der modernen Gesellschaft an? Im Fall der Politik: Wie hängen Entstehung der Öffentlichkeit, Erfindung der Presse und Demokratisierung zusammen?

Fragen wie diese könnten multipliziert und tentativ beantwortet werden. Hier beschränken wir uns darauf, zwei der wichtigsten Punkte zu analysieren, auf die wir oben hingewiesen haben: die Funktion der Öffentlichkeit (und der öffentlichen Meinung im Fall der Politik) und die Funktion der Kommunikationsmedien, insbesondere der Massen- und der sozialen Medien. Die Hauptthese lautet, dass es in beiden Fällen nicht darum geht, Transparenz oder ›Wahrheit‹ zu erzeugen, sondern eine spezifische Form von Unsicherheit, die für die Operationsweise der modernen Gesellschaft und ihrer Subsysteme notwendig ist.

II. Öffentlichkeit

Schon seit der Antike wurden Gerüchte, die sich hauptsächlich auf den Ruhm und das Ansehen großer Menschen bezogen, als ein ambivalentes und unkontrollierbares Monster dargestellt, das über Ereignisse spricht, die geschehen und nicht geschehen sind, das wahre und falsche, gute und schlechte Dinge mitteilt.³ In den historischen Darstellungen wurden die »genti«, also die

³ Siehe Virgil: »Haec tum multiplici populos sermone replebat gaudens, et pariter facta atque infecta canebat« (Aen., IV: 189-90) und Ovid: »veniunt, leve vulgus, euntque mixtaque cum veris passim commenta vagantur milia rumorum confusaque verba volvantur« (Met., XII, 53-55). Aber auch Dante: »Non è il mondan romore altro ch'un fato

Empfänger der Geredes, lange Zeit als unfähig zu unterscheiden und zu bewerten und daher als leichte Beute für Gerüchte beschrieben. Das Volk galt als der Teil der Gesellschaft, der sich aufgrund seines Status nur in Form von Gerüchten kritisch gegenüber Regierungen und Institutionen äußern konnte.⁴ Aber in einer Welt wie dieser ging es eher um indirekte Justierungen der öffentlichen Ordnung, nicht um öffentliche Diskussion.

Verleumdung und Diskreditierung (sowie nach außen Lob und Anerkennung der Eigenschaften und Tugenden der Spaltenfiguren) innerhalb der Höfe hatten eine völlig andere Relevanz. Hier wurden auch einzelne Schicksale auf der Grundlage von Schemata entschieden, wie Nähe/Ferne vom Zentrum (Hof, König), Loyalität/Verrat, Gunst/Ungnade und so weiter.⁵ Hier ging es darum, ›Karrieren‹ aufzubauen und sich daher auch skrupellos zu engagieren, nach Chancen zu suchen und Bedrohungen zu vermeiden. Die relevanten ›polemischen‹ Streitigkeiten, die einen Unterschied machten, wurden kontrolliert und auf sehr selektive enge Kreise beschränkt: Streitigkeiten bei der Auslegung der Heiligen Schriften, Zusammenstöße zwischen Rivalen, zwischen Mitgliedern der höchsten Familien innerhalb der Höfe und zwischen gegnerischen Fraktionen in der Verwaltung von Korporationen und Armeen. Nach außen wurde dem Volk das ›schöne Aussehen‹ der Spaltenfiguren angeboten, ohne jedoch kontrollieren zu können, wie dieses Aussehen eigentlich beobachtet wurde.⁶

di vento, ch'or vien quinci e or vien quindi, e muta nome perché muta lato« (Purg., X, 100-102) und vergleiche es mit der berühmten Definition der öffentlichen Meinung als Heiliger Geist (Valdimer Orlando Key: Public Opinion and American Democracy, New York 1961, S. 8).

- 4 Vgl. Arlette Farge : *Dire et mal dire. L'opinion publique au XVIII^e siècle*, Paris 1992, mit viel historischem Material.
- 5 Vgl. Madame de Motteville, die den Hof im 17. Jahrhundert als »une région sombre et pleine de tempêtes continues« bezeichnet (zit. n. : Mariette Cuenin-Lieber : *L'expérience de la disgrâce sous Louis XIII et sous la Régence*, in : *La cour au miroir des mémorialistes 1530-1682*, Actes du Colloque du Centre de Philologie et de Littérature romanes de Strasbourg, 16-18 novembre 1989, hg. v. Noemi Hepp, Paris 1991, S. 111-122, hier : S. 111). Aber diese Dinge können nur innerhalb des Hofes passieren, nicht außerhalb.
- 6 Der damaligen Öffentlichkeit mangelte es sicherlich nicht an Zynismus: Was die Prinzen betrifft, habe man es nie mit der Wahrheit zu tun, sondern mit dem Kontrast zwischen epischer Erscheinung und satirischer Realität (siehe Virgilio Malvezzi: *Il Romolo, Clemente Ferroni*, Bologna 1631, S. 1).

Sicherlich kann eine Gesellschaft, die immer noch auf Interaktion beruht und keine Massenmedien hat, mit der Moderne nicht verglichen werden. Wir können nicht einmal von ›Desinformation‹ sprechen, da es damals nicht gab, was heute für uns Massenmedieninformation ist. Vielmehr ist die Art und Weise, wie der Lärm des Geredes bewertet und beobachtet wird, wichtig: Der Wendepunkt ist bekanntlich die Zeit zwischen dem Ende des 17. und dem Beginn des 18. Jahrhunderts, in der sich die vox populi in das verwandelt, was wir heute öffentliche Meinung nennen.⁷ Dies sind bekannte Entwicklungen: Es ist vor allem die Verbreitung des Buchdrucks, die den Schwerpunkt der Politik und im Allgemeinen der Verwaltung der ›res publica‹ von den Höfen zu einer Öffentlichkeit verschiebt, die nicht mehr undifferenziert ist, auch nicht im Sinne von *communis opinio*.⁸ Jetzt kann man Interessen aufbauen, Stellung nehmen, Erwartungen und Anforderungen in jedem Bereich der Gesellschaft stellen.⁹ Die Veränderung zeigt sich auch in der Semantik. Der Begriff von ›publicum‹ bezieht sich beispielsweise traditionell auf Märkte, Plätze, Prostituierte oder Volksfeste, d.h. auf Kontexte, die kaum über die Interaktion zwischen denen hinausgehen, die an ihnen teilnehmen. Es handelt sich dabei um soziale Kontexte, in denen der Zugang nicht kontrolliert werden kann. Wenn dagegen durch den Buchdruck Texte kursieren, begünstigt dies wahrscheinlich die semantische Veränderung: Es ist jetzt ein Publikum von Lesern, d.h. von Beobachtern, die in Entscheidungsprozessen nicht ignoriert werden können.¹⁰

Und hier stellt sich das Problem der Bedeutung und der Funktion der öffentlichen Meinung. Den Sozialwissenschaften ist es bisher nicht gelungen, diesen Begriff deutlich zu bestimmen. Wenn man fragt, was öffentliche Meinung ist, erhält man keine klare und eindeutige Antwort. In der soziologischen Literatur wird nach wie vor zwischen zwei vorherrschenden Konzepten debattiert: der öffentlichen Meinung als mehr oder weniger verbreiteter

7 Vgl. Mona Ozouf: Le concept d'opinion publique au XVIIIe siècle, in: *Sociologie de la communication* 1, 1997, 1, S. 349–365.

8 Vgl. Elisabeth Eisenstein: *The Printing Revolution in Early Modern Europe*, Cambridge 1983.

9 Vgl. David Zaret: *Printing and the Invention of Public Opinion in the English Revolution*, in: *American Journal of Sociology* 101, 1996, S. 1497–1555; ders.: *Origins of Democratic Culture: Printing, Petitions, and the Public Sphere in Early-Modern England*, Princeton 2000; Farge [Anm. 4].

10 Vgl. Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Neuwied 1962, vor allem Kap. 2 und 4.

Menge von individuellen Meinungen, die mit statistischen Instrumenten analysiert werden kann, d.h. mit Umfragen und in Form von Datenverarbeitung;¹¹ oder der öffentlichen Meinung als ›Ort‹ einer im Prinzip vorurteilsfreien und damit rationalen Diskussion, die aber stark manipulierbar ist.¹² Eine weniger bekannte und tatsächlich nicht häufig verwendete Definition ist die der Systemtheorie, nach der die öffentliche Meinung ein Medium ist, das es allen Beteiligten (Entscheidungsträgern, Politikern, Kommentatoren, Journalisten usw.) ermöglicht, sich gegenseitig zu beobachten und beobachten zu lassen (Beobachtung zweiter Ordnung). Nur in diesem zirkulären Beobachtungsnetz können Formen aller Art (Unterstützung oder Kontrast, im Allgemeinen: Meinungen) sich verdichten und einprägen, die Diskussionen nähren und sich in Form von Schlaglichtern, Umfragen und vor allem Wahlergebnissen vorübergehend fixieren.¹³

Es geht hier nicht darum, in Frage zu stellen, dass die Umfragen Ausdruck der öffentlichen Meinung sind oder dass die Medien eine relativ freie Diskussion ermöglichen. Aber es sollte klar sein, dass die öffentliche Meinung mehr umfasst als bloße Umfragen und dass eine ›freie Diskussion‹ nicht nur motivierte, faire oder sogar rationale Meinungen einschließen kann. Warum sollte jemand, der an falsche Nachrichten glaubt oder Klatsch im Internet verbreitet, weniger frei sein?¹⁴

¹¹ Vgl. Vincent Price: Public Opinion Research in the New Century: Reflections of a Former POQ Editor, *Public Opinion Quarterly* 75, 2011, 5, S. 846-853. Auch Price geht davon aus, dass es sich im Wesentlichen um Umfragen handelt, und bezieht sich nicht auf Soziologie. Siehe auch Michael J. Korzi: Lapsed Memory? The Roots of American Public Opinion Research, in: *Polity* 33, 2000, 1, S. 49-75. Zu den Grenzen einer solchen Konzeption siehe Herbert Blumer: Public Opinion and Public Opinion Polling, in: *American Sociological Review* 13, 1948(!), S. 542-554, hier: S. 542, und viel später auch Susan Herbst: The Meaning of Public Opinion: Citizens' Constructions of Political Reality, in: *Media, Culture and Society* 15, 1993, S. 437-454, die den Forschungsgegenstand ›öffentliche Meinung‹ als mysteriös bezeichnet. Es werden jedoch keine Alternativen gesucht.

¹² Der Referenzautor ist natürlich Habermas [Anm. 10]. Vgl. auch ders.: Braucht Europa eine Verfassung? Eine Bemerkung zu Dieter Grimm, in: Ders.: Die Einbeziehung des Anderen, Frankfurt a.M. 1996, S. 185-191, zum Verhältnis von politischen Entscheidungen und öffentlicher Meinung.

¹³ Siehe vor allem Niklas Luhmann: Die Politik der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 2000, S. 274-318. Ich komme auf diesen Begriff zurück.

¹⁴ Vielmehr mag es empirisch interessant sein festzustellen, dass sich die öffentliche Meinung somit in sich selbst darstellt, aber Soziologen würden bemerken, dass im Magma der Öffentlichkeit Umfragen verwendet werden, um zu verstehen, wo man

Es lohnt sich, von der folgenden Feststellung auszugehen: Die öffentliche Meinung macht nur Sinn, weil es unmöglich ist, sie zu kontrollieren. In ihr wird das, was Konsens oder Dissens, Unterstützung oder Opposition ist, verunsichert und zur Disposition gestellt. Die öffentliche Meinung garantiert eine Beweglichkeit der Positionen, sodass man sich paradoixerweise auf die öffentliche Meinung verlassen kann, gerade weil sie Unsicherheit erzeugt.

Unsicherheit bedeutet natürlich nicht einfach Unvorhersehbarkeit der Zukunft oder des Verhaltens anderer. Es geht nicht einmal um Glück im mittelalterlichen Sinne oder um Zufall, um Laune des Schicksals. Es geht vielmehr um eine selbst erzeugte Unsicherheit in dem Sinne, dass sie ständig provoziert, gesucht und angeregt wird, und ohne sie würde man nicht wissen, wie die verschiedenen Teilsysteme der Gesellschaft ihre eigene Realität aufbauen könnten. Was wäre die Wirtschaft ohne Unsicherheit über die Präferenzen der Konsumenten, die Kunst ohne Unsicherheit über den ›Geschmack‹ der Betrachter, und sicherlich die Politik ohne Unsicherheit darüber, wie die Wähler abstimmen werden?

An der Politik wird dies besonders deutlich, weil hier die öffentliche Meinung ihren stärksten begrifflichen und empirischen Ausdruck gefunden hat und hier Desinformation und politischer Exzess eine größere Rolle zu spielen scheinen. Der entscheidende Moment, in dem diese selbst erzeugte Unsicherheit entsteht, sind die politischen Wahlen.¹⁵ Die Wahlergebnisse absorbieren diese Unsicherheit und geben sie im Hinblick auf die nächsten Wahlen an die öffentliche Meinung zurück.¹⁶ In der Zwischenzeit zeigt und regeneriert sich kontinuierlich diese selbst erzeugte Unsicherheit in den Massenmedien und auch dank der Umfragen, deren Funktion genau dies zu sein scheint: Variationen in den Abstimmungsabsichten aufzuzeigen, die die öffentliche Meinung mobil (instabil) halten. Deshalb müssen sich Politiker vor dem Spiegel der öffentlichen Meinung präsentieren, sich beobachten und beobachteten lassen.¹⁷ Nur so können sie verstehen, welche Beiträge die Präferenzen der

sich befindet, und dass das Misstrauen gegenüber denen zunimmt, die gute Absichten befürworten, gerade weil sie behaupten, gut zu sein – abgesehen davon, worum es geht. Diese Zirkularität wird meistens völlig ignoriert – aber darum geht es.

¹⁵ Luhmann [Anm. 13], S. 104.

¹⁶ Zum Begriff von ›uncertainty absorption‹ siehe James G. March, Herbert A. Simon: *Organizations*, New York 1958, S. 165.

¹⁷ Eine berühmte Metapher von Harrison C. White: *Where Do Markets Come From?*, in: *The American Journal of Sociology* 87, 1981, 3, S. 517–547, die sich auf die Wirtschaft bezieht, aber auch auf die Politik und alle anderen Formen von Öffentlichkeit ausge-

Wählerschaft ›beeinflussen‹ und welche Vorschläge die Wähler überzeugen könnten. Und deshalb ist nicht evident, warum sie ihre Ausdrucksweise einschränken sollten, selbst wenn sie falsch, höchst kontrovers oder sogar diffamierend wird.

Das Problem, wenn es eines ist, liegt nicht in der mehr oder weniger skrupellosen Verwendung der Medien und der öffentlichen Meinung. Es gibt gute Gründe zu der Annahme, dass es bei der öffentlichen Meinung um die Legitimation von Macht geht. Die Legitimationsquellen politischer Macht sind mindestens drei. Die erste ist prozedural, wie Luhmann in einem seiner am meisten diskutierten Werke hervorhebt.¹⁸ Die zweite wären Werte, die herangezogen werden, um Entscheidungen jeglicher Art zu rechtfertigen; aber inzwischen wissen wir, dass Werte mit einer Vielzahl möglicher, auch sich widersprechender Entscheidungen kompatibel sind. Im Namen des Friedens kann alles getan werden. Aber das ist nicht genug. Die Politik muss sich drittens auch Faktoren aussetzen, die sie nicht kontrollieren kann, wenn sie nicht den Eindruck erwecken will, nur Macht für Macht zu sein – was sie ohnehin ist: Sie gibt zwar vor, dass sie die anderen Systeme (z.B. Wirtschaft) steuern könne, aber diese steuern sich natürlich selbst. Für die Legitimation politischer Macht spielt das Volk im modernen und konstitutionellen Sinne eine entscheidende Rolle:¹⁹ Es wird zum Souverän erklärt, aus dem sich die Legitimation politischer Macht ableitet. Die Rede von dem neuen ›Souverän‹ ist eine paradoxe Fiktion, die die Gesellschaft auf eine der Politik passende Weise beschreibt. Und sobald die Politik demokratisch wird, wird das Volk als Publikum stimmberechtigter Bürger dekliniert: one man, one vote.

Diese Homogenisierung des Volkes ist offensichtlich erzwungen und unrealistisch, da wir nicht alle gleich sind, aber sie ist auch unvermeidlich, denn wie könnte man innerhalb des Volkes Unterscheidungen einziehen? Vor allem wäre es völlig nutzlos, weil die politische Bedeutung des ›souveränen Volkes‹

dehnt werden kann. Vgl. Niklas Luhmann: Die Beobachtung der Beobachter im politischen System. Zur Theorie der öffentlichen Meinung, in: Öffentliche Meinung. Theorie, Methoden, Befunde. Beiträge zu Ehren von Elisabeth Noelle-Neumann, hg. v. Jürgen Wilke, Freiburg, München 1992, S. 77–86.

¹⁸ Niklas Luhmann: Legitimation durch Verfahren, Neuwied, Berlin 1969, 2. Auflage 1975; Neudruck Frankfurt a.M. 1983.

¹⁹ Vgl. Didier Lett : Les voix du peuple à la fin du Moyen Âge, in: Médiévaux 71, 2016, S. 159–176, hier: S. 176; Niklas Luhmann : Kapital und Arbeit. Probleme einer Unterscheidung, in: Ders.: Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1988, S. 151–176.

(und der Wähler) überhaupt nicht in seiner Weisheit liegt, sondern in seiner Unvorhersehbarkeit und Unkontrollierbarkeit.

Nur aus diesem Grund können wir von Wahllegitimation sprechen. Politik passt sich strukturell an die Moderne und die Massenmedien an: Gerade weil die Massenmedien kein Interesse an dem Unterschied Konsens/Dissens haben und sich darauf beschränken, die Alternative zu erzeugen, werden sie grundlegend für diejenigen, die Konsens suchen; und diejenigen, die Konsens suchen, müssen Dissens gegenüber ihren Gegnern hervorrufen. In der Öffentlichkeit beobachten die Wähler, wie Politiker sich selbst und andere beobachten, und als Wähler bleiben sie intransparent. Sie werden nur in Umfragen und natürlich in den Wahlen für einen kurzen Moment transparent. Aber dann ist es für die Politiker zu spät, um sie für sich zu einzunehmen.

Wenn wir unter Demokratie genau die Tatsache verstehen, dass die Politik auf diesem Unterschied zwischen Konsens und Dissens beruht,²⁰ der sich dann in den Unterschied von Regierung und Opposition übersetzt, dann ist die Gegenüberstellung zwischen Parteien und Kandidaten ein unverzichtbares Moment. Und damit auch die Kontroverse. Gäbe es sie nicht, gäbe es auch keine Demokratie. Dies soll nicht die aggressive Rede rechtfertigen, die jetzt vielerorts gehört, gesehen und gelesen wird, oft jenseits der Grenzen von Skurrilität und Demagogie. Aber nochmals: Wo ist die Überraschung? Könnte es anders sein? Nein.

Es liegt nahe, sich hier an einen anderen Begriff anzuschließen, der seit über einem Jahrhundert diskutiert wird, den des Populismus.²¹ Die Populisten sind umso stigmatisierter, je mehr Wahlerfolg sie haben. Die Forschungsliteratur identifiziert Populismus mit dem Anspruch, direkte Beziehungen zu den Wählern zu haben, verfahrens- und verfassungsrechtliche Zwänge kaum zu ertragen, »einfache« Argumente zu verwenden, auf Italienisch würde man sagen: zu dem Bauch der Wähler zu sprechen, statt zu ihrem Gehirn.²² Wie

²⁰ Siehe Niklas Luhmann: Theorie der politischen Opposition, in: Zeitschrift für Politik 36, 1989, S. 13–26.

²¹ Zum Begriff siehe Ghita Ionescu, Ernest Gellner: Populism. Its Meaning and National Characteristics, London 1969, die die Diskussion gestartet haben.

²² Die Literatur dazu beschränkt sich meistens auf Typisierung. Vgl. Matthew Rhodes-Purdy: Participatory Populism: Theory and Evidence from Bolivarian Venezuela, in: Political Research Quarterly 68, 2015, 3, S. 415–427. Vgl. auch Benjamin Moffitt, Simon Tormey: Rethinking Populism: Politics, Mediatisation and Political Style, in: Political Studies 62, 2014, S. 381–397, die von »performative dimension of populism« (S. 382) sprechen, ohne jedoch zu klären, in welchem Medium von Möglichkeiten sich diese

dem auch sei, Populismus ist die Suche nach Legitimation im Konsens eher als in Verfahren, und unter diesem Gesichtspunkt ist er ein Produkt der Demokratisierung der Politik.²³ Dass jedes Argument gilt, wenn es Stimmen bringt, abgesehen von Wahrheit, Plausibilität und moralischer Korrektheit, können nur die Verfechter der political correctness skandalisieren.

Für das Erstarken des Populismus scheinen andere Faktoren eine Rolle zu spielen, wie zum Beispiel die Tatsache, dass bereits im 20. Jahrhundert die traditionellen Ideologien von Liberalismus und Sozialismus verschwunden sind, ohne Nachfolger zu hinterlassen, sodass heute anstelle von politischen Programmen mehr über Personen gesprochen wird und sich diese Personen und nicht die Ideen im Medium der öffentlichen Meinung durchsetzen müssen. Außerdem versprechen nicht nur Populisten, sondern Politiker überhaupt gern eine glänzende Zukunft, lassen sich dabei aber vom ›arousal‹²⁴ des Augenblicks steuern; dabei hat Politik mehr mit der Bewältigung von Emergenzen zu tun. Zudem macht es nicht mehr viel Sinn, politische Programme anhand von ›sozialen Klassen‹ zu unterscheiden, die verteidigt und vertreten sein sollten (überhaupt ›Repräsentation‹: noch ein Begriff, der für viele politisch entleert ist). Zukunft besteht aus dem Risiko für die einen und der daraus folgenden Gefahr für die anderen, und aus diesem Unterschied entstehen soziale Spaltungen und Spannungen.²⁵ Von hier aus sollte man beginnen, politische Programme zu entwickeln, die den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen entsprechen.

Ein weiterer Faktor, der eine grundlegende Rolle für das Erstarken des Populismus und der polemischen Öffentlichkeit im Allgemeinen spielt, sind

performativity realisieren würde; Margaret Canovan: Trust the People! Populism and the Two Faces of Democracy, in: Political Studies 47, 1999, S. 2-16, die von Populismus als »shadow of democracy« spricht; Michael Ignatieff: Democracy Versus Democracy: The Populist Challenge to Liberal Democracy, in: LSE Public Policy Review 1, 2020, 1, S. 1-5, hier: S. 2, einer von den wenigen, die eine erhebliche Diskrepanz zwischen »will of the people« und »rule of law« sehen. Siehe auch Benjamín Ardití: Populism as a Spectre of Democracy: A Response to Canovan, in: Political Studies 52, 2004, S. 135-143.

²³ Vgl. Claudia Alvares, Peter Dahlgren: Populism, Extremism and Media: Mapping an Uncertain Terrain, in: European Journal of Communication 31, 2016, 1, S. 46-57, die aber nicht so weit gehen, den Populismus so zu definieren. Vgl. auch Jan-Werner Müller: What is Populism?, Philadelphia 2016, zum Spannungsverhältnis von Verfahren und Konsens.

²⁴ Im Sinne von Karl E. Weick: Sensemaking in Organizations, Thousand Oaks 1995, S. 45f.

²⁵ Siehe Niklas Luhmann: Soziologie des Risikos, Berlin, New York 1991.

zweifellos die Massenmedien. Ihr wichtigstes Merkmal für das Verständnis dieser Entwicklungen ist die Tatsache, dass sie Transparenz in Form von Nachrichten und Intransparenz in Form von Unvorhersehbarkeit der Reaktionen erzeugen.²⁶ Die Massenmedien verzichten darauf, die Auswirkungen auf die Empfänger zu kontrollieren – einfach, weil sie es nicht können. Und damit garantieren sie der Gesellschaft eine Zukunft. Mit anderen Worten, Massenmedienkommunikation wird sicherlich produziert, um Reaktionen auszulösen, ohne jedoch zu wissen welche, einschließlich Präferenzen in Bezug auf Konsens und Dissens. Es ist unbestritten, dass Politiker versuchen, die Wähler zu überzeugen und damit Konsens zu erzielen, aber dies ist nur ihre Hoffnung. Sie können nichts anderes tun als dies: versuchen zu überzeugen, möglicherweise – oder eben: notwendigerweise – auch durch Kontroversen und Polemik. Aber wie die Empfänger reagieren, welche Meinungen sie bilden und wie sie abstimmen werden, bleibt unvorhersehbar.

III. Kommunikationsmedien

In der Fachliteratur werden Medien wie Schrift, Buchdruck, Rundfunk, Fernsehen und heute alles, was das Internet erlaubt, als ‚Kommunikationstechnologien‘ oder in der Sprache der Systemtheorie als ‚Verbreitungsmedien‘ bezeichnet: Technologien, wahrscheinlich weil diese Medien nicht-soziale Substrate (Papier und Tinte, elektromagnetische Wellen, elektronische Maschinen usw.) erfordern, d.h. Elemente, die nur indirekt durch Wahrnehmung (insbesondere Hören und Sehen) Kommunikation ermöglichen; Verbreitung, weil sie über die reine interaktive Kommunikation hinausgehen.²⁷

Diese beiden Definitionen lenken die Aufmerksamkeit auf die Tatsache, dass diese Medien auf die operativen Bedingungen der Kommunikation einwirken, d.h. auf die Art und Weise, wie Kommunikation stattfinden kann, aber nicht auf die Inhalte, die kommuniziert werden können. Ich würde diese Medien daher als operative Medien definieren. Ihre historische und evolutionäre Bedeutung ist darauf zurückzuführen: auf ihre Gleichgültigkeit gegenüber dem Inhalt. Es besteht kein Zweifel, dass diese Medien sehr selektiv

26 Siehe Niklas Luhmann: *Die Realität der Massenmedien*, 2. erweiterte Auflage, Opladen 1996, S. 183.

27 Siehe Niklas Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1997, S. 202ff.

sind: Was gedruckt werden kann, hat nicht das gleiche Format wie eine Fernsehsendung, und was für einen Blog geeignet ist, wäre wahrscheinlich für ein Radioprogramm ungeeignet. Aber es gibt kein Thema, das in einer Zeitung, in einer Fernseh- oder Radiosendung oder auf einer Website jeglicher Art nicht behandelt werden kann.

Gerade deshalb eröffnen diese Medien Möglichkeiten für die Konstruktion von Realität, die sonst undenkbar wären.²⁸ Aber um diese Möglichkeiten zu spezifizieren, sind Medien anderer Art erforderlich, d.h. Medien, die sich mit dem befassen, was Kommunikation beobachten, beschreiben, verarbeiten kann. Dazu gehört auch das, was die Systemtheorie ›symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien‹ nennt, und jedes andere Medium, das in der Lage ist, die Realität zu konstruieren.²⁹

Genauer gesagt greifen die operativen Medien in das Verhältnis von Ego und Alter Ego (in den alten Kommunikationstheorien: von Sender und Empfänger) sowie in die Art und Weise ein, wie Informationen erzeugt und verarbeitet werden. Die Systemtheorie, aber auch die Linguistik und die Semiotik mit anderen Begriffen, unterscheidet in dieser Hinsicht zwischen Mitteilung, Information und Verstehen:³⁰ Die Mitteilung bezeichnet die Selektivität der Information (Absicht) und das Verstehen die Fähigkeit des Empfängers, den Sinn der Information von dem der Mitteilung zu unterscheiden.

Die Forschungsliteratur zu den Folgen der Erfindung der operativen Medien, insbesondere der Schrift und des Buchdrucks, ist sehr umfangreich.³¹ Ich beschränke mich auf wenige Hinweise.

Die Erfindung der Schrift, um das erste Verbreitungsmedium zu erwähnen, zwingt dazu, die Information von der Mitteilung zu isolieren, da der Leser mit der Anwesenheit des Schreibers nicht rechnen kann und zum Verstehen keine andere Ressource als den Text hat. Der Text muss an sich verständlich sein. Eine Unterscheidung wie Episteme/Doxa, die viele als Vorläufer der

²⁸ Siehe Walter Ong: *Writing is a Technology that Restructures Thought*, in: *The Written Word. Literacy in Transition*, hg. v. Gerd Baumann, Oxford 1986, S. 23-50.

²⁹ Man könnte diese Medien Beobachtungsmedien nennen. Siehe die einzige Stelle, wo sie derart benannt werden: Niklas Luhmann: Das Risiko der Kausalität, in: Ders.: *Die Kontrolle von Intransparenz*, Frankfurt a.M. 2017, S. 46-64, hier: S. 49. Luhmann denkt an Medien wie Kausalität, Zeit oder Raum, aber der Begriff kann auf alle Medien ausgedehnt werden, die Realität aufbauen, und deshalb eben auch auf die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien.

³⁰ Siehe Luhmann [Anm. 27], S. 190ff.

³¹ Die Klassiker sind bekannt, vor allem: Eric Havelock, Elisabeth Eisenstein, Walter Ong.

öffentlichen Meinung betrachten, wäre ohne Schrift undenkbar gewesen: Die Idee einer beobachterunabhängigen Realität, die sich von bloßen Meinungen unterscheidet, setzt die Fixierung des geschriebenen Wortes voraus.³² Aber wir sind noch weit von dem entfernt, was wir jetzt öffentliche Meinung nennen.

Die Erfindung des Buchdrucks in Europa ist hier entscheidend. Eine ihrer Konsequenzen ist die Umwandlung von Mitteilung in eine ›willkürliche‹ Handlung, d.h. in eine Handlung, die nur durch die Frage nach den Motiven des Handelnden erklärt und verstanden werden kann.³³ Dies sind die Voraussetzungen dessen, was wir heute Entscheidung nennen, also einer Kommunikation, die die Empfänger bindet, indem sie aus mehreren Alternativen auswählt, die alle gleichermaßen plausibel und machbar sind. Man könnte sagen, dass sich die Kontingenz auf beiden Seiten radikal erstreckt: auf der Seite der Mitteilung, wo nur Eigenheiten beobachtet werden können, und auf der Informationsseite, weil die Welt nicht mehr vom Beobachter unabhängig ist. Wer versteht, versteht, weil er Beobachter beobachtet. Dies macht die Entscheidung immer fragwürdig und daher kontrovers.

Im Laufe der Zeit kommen andere Medien hinzu, wie Radio, Fernsehen und gewissermaßen auch das Internet. Es handelt sich hauptsächlich um Massenmedien. Was sie kennzeichnet, wie schon gesagt, ist für unser Thema von grundlegender Bedeutung: Diese Medien produzieren einseitige Kommunikation. Die Kommunikation via Massenmedien lässt keine Reziprozität zu. Die Politiker geben Erklärungen ab, nur weil sie wissen, dass sie unzählige Empfänger erreichen werden – ohne zu wissen, mit welchen Konsequenzen. Stil und Haltung (darunter auch Aggression, Vulgarität, verbale Gewalt, Skrupellosigkeit usw.) hängen von den Erwartungen in Bezug auf die Reaktionen der Öffentlichkeit ab. Der Politiker gibt eine Erklärung an die Presse, und am Tag danach schaut er sich die Umfragen oder die Zeitungen an und bewertet, ob etwas korrigiert werden soll oder nicht. Das einzige Wichtige ist bekanntlich, dass man darüber spricht.

Der Fall der sozialen Medien ist speziell: Sie sind keine Massenmedien, gerade weil sie nicht einseitig sind, aber gleichzeitig setzen sie eine große

³² ›Doxa‹ ist im Gegensatz zu ›Episteme‹ einfach herzustellen; sie ist im Grunde ein Kinderspiel (vgl. Heraclit, Fragm. 70).

³³ »Im Effekt kann jetzt Handlung nichts anderes mehr sein als die Verkörperung einer subjektiven Absicht« (Luhmann [Anm. 27], S. 302).

Anzahl von Nutzern voraus (Follower, like/dislike oder ähnliches). Oder besser gesagt: In vielerlei Hinsicht scheinen diese Medien typische Merkmale der Massenmedien mit typischen Merkmalen der Interaktion unter Anwesenden zu kombinieren, ohne Interaktionen zu sein. Wenn ein Politiker einen Tweet postet, hofft er, dass jemand ihn kommentiert, auch negativ, sonst würde alles schnell langweilig. Ähnliches gilt auch für typische Massenmedien wie das Fernsehen: Beispielsweise werden aus Gründen der Einschaltquote Personen in Talkshows eingeladen, die Zusammenstöße, Beleidigungen und sogar echte Kämpfe garantieren. Man organisiert Interaktionen, um Masseneffekte auszulösen. Selbst in den sozialen Medien macht gerade diese Möglichkeit einer direkten und womöglich polemischen Konfrontation den Unterschied.³⁴

Jeder fühlt sich berechtigt, zu jedem Thema Stellung zu nehmen. Politische Kontroversen in den sozialen Medien sind nicht für die Gegner, sondern für alle anderen inszeniert, auch für diejenigen, die möglicherweise nicht an der Kontroverse teilnehmen, aber dann bei Wahlen ihre Stimme abgeben.³⁵ Man streitet mit den Anwesenden, um die Abwesenden zu beeinflussen. In diesem Sinne zeigen die sozialen Medien typische Aspekte der Massenmedien.

Ein weiterer typischer Aspekt der sozialen Medien ist die extreme Bedeutung der Absichten, also der ›echten‹ Motivationen, die hinter jeglicher Entscheidung stecken würden. Was interessiert, ist die Mitteilung, könnte man sagen: Sie interessiert mehr als die Information. Und hier taucht ein altes Problem in einem neuen Gewand auf: Es ist unmöglich, Zweifeln über die

34 Die Möglichkeiten einer sozialen Kontrolle durch Interaktionen und Organisationen sind fast verschwunden. Radikale und radikal stumpfe Meinungen hat es immer gegeben, aber vor dem Internet wurden sie dort gefiltert, wo sie geboren wurden, und erreichten fast nie Zeitungen und Radio- oder Fernsehsendungen. So sollte die Aussage von Umberto Eco verstanden werden: »Soziale Medien geben Legionen von Dummköpfen das Recht zu sprechen, die zuvor nur nach einem Glas Wein an der Bar gesprochen haben, ohne die Kollektivität zu schädigen. Sie wurden sofort zum Schweigen gebracht, und jetzt haben sie das gleiche Rederecht wie ein Nobelpreisträger. Es ist die Invasion von Dummköpfen« (Erklärung an Journalisten anlässlich der Verleihung des Ehrentitels in Medienkommunikation und Kultur, Universität Turin, 2015). Viele der in der Literatur beschriebenen Funktionen von diesen Medien scheinen tatsächlich nicht so neu zu sein (echo chamber, social cascades, group polarization etc., vgl. Sunstein, Rumors [Anm. 1], S. 16f.; ders., #republic [Anm. 1]).

35 Vgl. Bernie Hogan: The Presentation of Self in the Age of Social Media: Distinguishing Performances and Exhibitions Online, in: Bulletin of Science Technology & Society 30, 2010, 6, S. 377-386, hier: S. 383ff.

eigenen Absichten entgegenzuwirken – wie aus dem polemischen Charakter der heutigen öffentlichen Debatten deutlich hervorgeht, treten umso mehr Zweifel auf, je mehr man auf seinen aufrichtigen Absichten besteht.

Hinzu kommt der Aspekt der kurzen zeitlichen Sequenzierung. Die traditionellen Medien arbeiten unter Ausnutzung von Periodisierung oder Episodisierung. Die Zeitungen reagieren auf das, was am Vortag passiert ist; das Fernsehen hat sich noch nicht in eine ununterbrochene Live-Sendung verwandelt, auch wenn es das wahrscheinlich möchte. Ein Medium wie Twitter (aber das gilt auch für Facebook oder Instagram etc.) geht davon aus, dass es keine Zeit zum Nachdenken und Bewerten gibt: Es erfordert eine sofortige Reaktion und sofortige Kommentare. Auf jeden Tweet folgt eine Kaskade anderer Tweets. Dann wird alles vergessen. Das einzige Kriterium für die Regulierung des Flusses und die Reaktionen auf die Reaktionen ist das Veralten des Themas – das nur deshalb veraltet, weil es durch ein anderes ersetzt wird.

Das Medium lässt kaum Zeit zu verstehen, worum es geht: Geht es um ein Thema mit entsprechenden Informationen? Oder um andere Informationen, die nicht mitgeteilt werden? Oder um das Schema, das Frame oder das Script, das man bei den anderen zu erkennen glaubt, oft auf der Suche nach Skandalen? Die Realität mag hyperbolisch erscheinen, aber auch das ist reale Kommunikation.

Die Suche nach möglichen verborgenen Absichten gilt natürlich nicht nur für die Politik, sondern für die massenmediale Kommunikation insgesamt. Es herrscht eine Logik des Verdachts, der Verschwörung, das ist sicherlich nicht neu. Jede Stellungnahme sowie jede öffentliche Person wird auf der Grundlage der Annahme beobachtet, dass etwas dahinter steckt, dass die wahren Ziele andere sind, dass es jemanden gibt, der hinter den Kulissen manövriert.³⁶ Während dies in der Politik ein völlig normales Phänomen ist – und oft nicht völlig unbegründet –, scheint es anderswo jünger zu sein. Verschwörungstheorien verbreiten sich in Bezug auf Katastrophen und Terrorismus (die Zwillingstürme von New York, der Tod bestimmter Päpste), medizinisches Wissen (Impfstoffe, COVID19 usw.), sogar in Bezug auf wissenschaftliche Daten (Evolutionstheorie, schwarze Löcher), ganz zu schweigen von Wirt-

36 Vgl. Roland Imhoff, Pia Lamberty: Too Special to be Duped: Need for Uniqueness Motivates Conspiracy Beliefs, in: European Journal of Social Psychology 47, 2017, 6, S. 724-734: Das Gefühl, eine Minderheit zu sein, stärkt den Glauben an Verschwörungstheorien. Aber das ist immer noch eine eher psychologische als eine soziologische Erklärung.

schaftsdaten und Fragen im Zusammenhang mit Produktion oder Finanzen, Pädagogik und Lehrkriterien, Kunst und Gastronomie, Literatur und Journalismus – kurz: sie treten in allen Bereichen auf.

Die Systemtheorie würde sagen, es handelt sich um ein typisches Produkt der Beobachtung zweiter Ordnung. Wer sich in der Öffentlichkeit ausstellt, weiß, dass er als Beobachter beobachtet wird, und weiß daher, dass ihm Absichten, Schemata und ›scripts‹ aller Art zugeschrieben werden. Man bemüht sich, »dem überall lauernden Motivverdacht zu entkommen. Das [...] ist die Unterscheidung, mit der die öffentliche Meinung sich selbst bestimmt – und zugleich ständig ruiniert. Deshalb ist der Beobachter, der sich an öffentlicher Meinung zu orientieren sucht, frei, seine eigenen Beobachtungen an der Sache, die auch andere so sehen, oder am Motivverdacht zu orientieren«.³⁷ Dass dies zu extremen Kontroversen und (nicht nur) sprachlicher Gewalt führen kann, an die wir uns allmählich gewöhnen, ist nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern wahrscheinlich auch unvermeidlich.³⁸

IV. Frames

Von vielen Seiten wird Ehrlichkeit und Transparenz, Ausgewogenheit und Sachlichkeit gefordert, um der Ausbreitung der aggressiven Polemik entgegenzuwirken. Aber was dies tatsächlich bedeutet, ist kaum möglich vorherzusagen. Moraleische Argumente führen nur zu einer Verschärfung von Tönen und Konfrontationen, wie man an manchen maßlosen Ansprüchen der Verfechter von political correctness, an der Verachtung gegenüber ›Populisten‹ oder an den Illusionen, die Verwendung von Kommunikationsmedien kontrollieren und sanktionieren zu können, sehen kann. Aber man kann nicht sehen, was hinter dem Spiegel der Öffentlichkeit passiert. Es kann nur angenommen werden, dass für Wähler, Zuschauer und Beobachter dessen, was in der Öffentlichkeit geschieht, der Teufel immer interessanter und angenehmer sein wird als der McCarthyismus vieler Moralisten.

³⁷ Luhmann [Anm. 13], S. 291-292.

³⁸ Es ist noch unklar, ob die Thesen von Elisabeth Noelle-Neumann auch für diejenigen gelten, die in sozialen Medien aktiv sind. In Bezug auf fake news vermuten einige Autoren einen chilling effect aus Angst vor Sanktionen (Sunstein, Rumors [Anm. 1], S. 9, 75), ein Effekt, der jedoch weiterhin schwer einzuschätzen ist – es handelt sich immer noch um Selbtszensur.

Nicht nur das: Die Soziologie, mit Begriffen, die sie aus anderen Disziplinen übernimmt, hat lange darauf hingewiesen, dass die Kommunikation aufgrund von Schemata (Unterscheidungen, Frames, Skripte) beobachtet. Dies bedeutet, dass die Freiheit, die eine oder die andere Seite des Schemas zu bezeichnen, mit der fatalen, durch das Schema selbst auferlegten Einschränkung bezahlt wird: Man kann eben nur eine der beiden Seiten bezeichnen, nichts Anderes.³⁹ In Bezug auf die öffentliche Polemik sollte dann gesagt werden, dass Sachlichkeit und Maß, Ehrlichkeit und Korrektheit im Grunde nur die andere Seite der aggressiven Polemik sind. Sie sind komplementär, sie sind die zwei Seiten desselben Schemas.⁴⁰ Paradox gesagt: sie sind dasselbe.

Es wäre wahrscheinlich sinnvoller, das Schema als solches abzulehnen, nicht nur eine seiner beiden Seiten. Und im Prinzip wäre es möglich, sich von aggressiver Polemik und ihrem Gegenteil zu distanzieren – aber das ginge nicht, ohne ein Risiko einzugehen, nämlich in den Medien unsichtbar zu werden, vom ohrenbetäubenden Lärm der dortigen Polemik überwältigt. Ein Risiko, das ein Politiker nicht eingehen kann.

39 Vgl. den klassischen Text von Erving Goffman: *Frame Analysis: An Essay on the Organization of Experience*, New York 1974.

40 Im Sinne von George Lakoff: *Don't think of an Elephant: Know Your Values and Frame the Debate: The Essential Guide for Progressives*, Chelsea Green 2004.

Polemische Öffentlichkeit und die Öffentlichkeit der Literatur

Dirk Rose

I. Vorbemerkung

Eine kurze persönliche Bemerkung sei diesem Beitrag vorangestellt: In den letzten zehn Jahren habe ich mich intensiv mit der Polemik und ihrer Geschichte beschäftigt.¹ Der Öffentlichkeit, was auch immer man darunter verstehen mag, habe ich dabei nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Erst die Einladung zu der Bonner Tagung hat mich auf dieses Versäumnis aufmerksam werden lassen. Es ist allerdings keine (polemische?) Apologie in eigener Sache, wenn ich die Gründe für diese Vernachlässigung nicht allein bei mir suche, sondern behaupte, sie seien dem Gegenstand selbst geschuldet. Denn Polemik als publizistische Kommunikationsform setzt offenbar immer schon eine spezifische Öffentlichkeit (oder das Wissen darum) voraus, in der sie ausgetragen werden kann, so dass diese selbst gar nicht mehr als eigenes Problemfeld wahrgenommen wird. In der Regel ist das die Öffentlichkeit der modernen Massenmedien mit ihrem Widerstreit der Meinungen und der Aufmerksamkeitsgewinnung durch ostentativen Dissens, deren Grundprinzip sich mit Niklas Luhmann als »polemogen«² bezeichnen ließe. Hier erweist

-
- 1 Die Ergebnisse sind dokumentiert in meinem Buch: *Polemische Moderne. Stationen einer literarischen Kommunikationsform vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Göttingen 2020. Die hier präsentierten Überlegungen gehen teilweise über das Buch hinaus bzw. verstehen sich als Ergänzungen und Revisionen.
 - 2 Niklas Luhmann: »Distinction Directrices«. Über Codierung von Semantik in Systemen, in: *Kultur und Gesellschaft*, Sonderheft 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1986, hg. v. Friedhelm Neidhart, S. 145–160, hier: S. 154. – Luhmann hat den Begriff von Lucien Freud übernommen und bezieht ihn auf eine moralgesteuerte Kommunikation. Er ließe sich ohne größere Verschiebungen auf die Grundstruktur massenmedialer Kommunikation übertragen, wenn man ihr, wie Luhmann,

sich der Begriff einer ‚polemischen Öffentlichkeit‘ streng genommen als pure Tautologie, denn die moderne Öffentlichkeit ist per se eine polemische, so wie umgekehrt die Polemik ihren genuinen Ort in dieser Öffentlichkeit findet.

Die Beiträge und Diskussionen bei der Bonner Tagung haben freilich gezeigt, dass es so einfach nicht ist. Vor allem zwei Punkte im Verhältnis ‚Polemik und Öffentlichkeit‘ scheinen klärungsbedürftig. Erstens ließe sich fragen, welcher Begriff oder welche Vorstellung von Öffentlichkeit der jeweiligen Konzeption von polemischer Öffentlichkeit zugrunde liegt, und welche anderen Öffentlichkeitskonzepte sich davon abgrenzen ließen. Und zweitens bleibt die Frage, wo der Ort der Literatur in dieser Konstellation zu suchen sei.

Die erste Frage legt eine historische Perspektive nahe: Wie entsteht eine spezifisch moderne als polemische Öffentlichkeit, durch welche Diskursregeln und Praktiken ist sie gekennzeichnet und auf welche Medien bzw. mediale Logiken kann sie sich stützen? Die zweite Frage intendiert eine stärker systematische Perspektive, die teilweise von den Teilnehmern an polemischen Debatten selbst eingefordert wird. Denn das Verhältnis von Literatur und Polemik ist seit der Entstehung einer massenmedialen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert seinerseits immer wieder Gegenstand (polemischer) Auseinandersetzungen geworden.³ Es bildet somit eine Unterscheidung innerhalb einer Öffentlichkeit, die ihrerseits nach polemischen bzw. literarischen Verfahrenslogiken operiert, und führt, systemtheoretisch gesprochen, mit dieser Verdoppelung eine Beobachterposition ‚zweiter Ordnung‘ ein, die es erlaubt, nach Struktur und Funktion polemischer und/oder literarischer Öffentlichkeit als Umwelt der jeweils anderen zu fragen. Genau das soll im Folgenden erprobt werden.

die Aufgabe zuschreibt, »eine laufende Reaktualisierung der Selbstbeschreibung der Gesellschaft und ihrer kognitiven Welthorizonte, sei es in konsensueller, sei es in disSENSueller Form«, zu leisten; Niklas Luhmann: Die Realität der Massenmedien, 4. Auflage, Wiesbaden 2009, S. 125. Beide Formen setzen eine polemogene Funktionslogik der Massenmedien voraus, insofern der Konsens hier nur die zeitlich befristete Abwesenheit des nächsten Dissenses markiert, der einen Nachrichtenwert gewinnt.

³ Belege dafür werden weiter unten angeführt, zu Beginn des Kapitels ‚Öffentlichkeit der Literatur‘.

II. Polemische Öffentlichkeit

Der tautologische Eindruck, den die Rede von einer ›polemischen Öffentlichkeit‹ hervorruft, röhrt in erster Linie daher, dass Polemik als eine öffentliche Sprachhandlung charakterisiert werden kann. Das zeigt bereits ein Blick auf das gängige Polemik-Modell von Jürgen Stenzel, wo die ›polemische Situation‹ in Form eines Dreiecks dargestellt wird, bei dem die ›polemische Instanz‹ die obere Spitze bildet.⁴ Dadurch soll ihre entscheidende Aufgabe symbolisiert werden, nämlich die Aktion des ›polemischen Subjekts‹ gegen das ›polemische Objekt‹ zu beobachten und zu bewerten. Diese ›polemische Instanz‹ wird von einem wie auch immer strukturierten Publikum gebildet. Erst mit dessen Anwesenheit ist die ›polemische Situation‹ vollständig bzw. macht Polemik überhaupt Sinn.

Stenzels Handlungsmodell mit seinen hypostasierten Interaktionsverhältnissen verweist auf den Ursprung der Polemik in der antiken Rhetorik.⁵ Dort ist die Polemik an öffentliche Orte gebunden bzw. Teil öffentlicher Kommunikationspraxen; egal, ob es sich um die Gerichtsrede, die kriegerische Ansprache oder die öffentliche Tadelrede als eine Form inverser Panegyrik handelt.⁶ Gemeinsam ist diesen Redegattungen, dass sie ein Publikum von Anwesenden voraussetzen, das zum Handeln provoziert werden soll; und zwar genauer gesagt zu einer Handlung, deren Energien sich mehr oder weniger aggressiv gegen ein konkretes Gegenüber richten, das nicht nur rhetorisch, sondern auch durch diese instrumentelle Logik zum Objekt degradiert wird. Der Handlungszusammenhang einer Öffentlichkeit unter Anwesenden schlägt sich unter anderem in den vielen deiktischen Elementen nieder, die eine polemische Rede oft enthält.

Diese Öffentlichkeit erfährt durch die Erfindung des Buchdrucks entscheidende Veränderungen. Zwar bleibt die Interaktionslogik als kommunikative Norm der Polemik weiterhin präsent, wie noch das Modell Stenzels zeigt. Allerdings wird sie nun in massenmediale Zeichen übersetzt, welche

4 Jürgen Stenzel: Rhetorischer Manichäismus. Vorschläge zu einer Theorie der Polemik, in: Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit, hg. v. Franz Josef Wurstbrock, Helmut Koopmann, Tübingen 1986, S. 3–11, hier: S. 6.

5 Dass Stenzels Modell damit kaum für die Analyse schriftmedialer Kommunikation taugt, habe ich an anderer Stelle dargelegt; vgl. Rose [Anm. 1], S. 46–49.

6 Vgl. Hermann Stauffer: Art. Polemik, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, hg. v. Gert Ueding, Bd. 6, Tübingen 2003, Sp. 1403–1415, hier: Sp. 1404f.

aus dem dispersen Publikum des Druckmarktes jene spezifische Öffentlichkeit formieren sollen, die als Entscheidungsinstanz – und mehr noch als mobilisierbare Handlungsmasse – in polemischen Auseinandersetzungen fungieren kann. Es ist daher kein Zufall, dass polemische Texte im Buchdruckzeitalter durch performative Rhetoriken und die Simulation von Interaktionsverhältnissen gekennzeichnet sind. Sie erscheinen dabei häufig in solchen Medien, die selbst Interaktionsverhältnisse *in effigie* stiften, wie beispielsweise Flugschriften.⁷ In dem Maße, in dem solche Texte die Öffentlichkeit des frühen Druckmarktes – insbesondere seit der Reformation und ihren medial ausgetragenen Konflikten – mitbestimmen, ist diese Öffentlichkeit selbst in vielen Teilen eine polemische; oder wenn man dem Charakter der Auseinandersetzungen gerechter werden will: eine »tumultuarische Öffentlichkeit«.⁸

In dem Buch »Die hellen Haufen« von 2011 zeigt der ostdeutsche Schriftsteller Volker Braun, wie sehr die Erfahrungen mit dieser ersten massenmedial produzierten Öffentlichkeit unser Bewusstsein von öffentlichen Debatten bzw. den Gefahren, die damit einhergehen, bis heute prägen.⁹ Die Erzählung, die den Bauernaufstand unter Thomas Müntzer mit dem Streik von Kalikumpeln nach der Wende von 1989 in Ostdeutschland überblendet, lässt erst Flugschriften und dann die Waffen sprechen. Am Ende überrollen Panzer die Aufständischen, und »einer aus dem Vogtland, Braun, rief im Jähzorn GEWALT, GEWALT, und es war nicht klar, wollte er sie konstatieren oder ausrufen.«¹⁰

Den Machteliten des 16. und 17. Jahrhunderts wurde jedenfalls rasch bewusst, welche Bedrohungen von einer solchen polemischen Öffentlichkeit für die Stabilität der von ihnen dominierten Ordnung ausgingen. Das Verbot

⁷ Vgl. Daniel Bellingradt: Flugpublizistik und Öffentlichkeit um 1700. Dynamiken, Akteure und Strukturen im urbanen Raum des Alten Reiches, Stuttgart 2011.

⁸ Der Begriff wird in der Forschungsliteratur nicht systematisch, sondern nur ad hoc gebraucht; vgl. etwa Ansgar Thiele: Individualität im komischen Roman der Frühen Neuzeit (Sorel, Scarron, Furetière), Berlin, New York 2007, S. 199. Ein Grund dafür könnte sein, dass ›Tumult‹ – laut »Deutschem Wörterbuch« der Brüder Grimm – ohnehin »in der Öffentlichkeit ausgetragene Händel« bezeichnet; online abrufbar unter <https://www.dwds.de/wb/dwb/tumult> (zuletzt 15.12.2020). Mit Blick auf die Sozialgeschichte der Frühen Neuzeit dürfte dieser Begriff in Abgrenzung von einer stärker auf Institutionen und rhetorischen Mustern basierenden ›polemischen Öffentlichkeit‹ dennoch hilfreich zu sein.

⁹ Weiter ausgeführt habe ich das in Rose [Anm. 1], S. 623–628.

¹⁰ Volker Braun: Die hellen Haufen, Berlin 2011, S. 96.

pseudonym publizierter Schriften durch den Reichstagsbeschluss von 1548 ist nur ein Beispiel dafür.¹¹ Effektiver als solche Verbote dürfte jedoch die Etablierung einer ›Gegenöffentlichkeit‹ gewesen sein, die sich gleichfalls auf medial übersetzte Interaktionsverhältnisse gründen konnte. Das war die Geburtsstunde einer ›repräsentativen Öffentlichkeit‹.¹² Sie weist eine Reihe von Parallelen mit der von Ernst Manheim so genannten ›qualitativen Öffentlichkeit‹ auf, wo »ein Stand oder eine Gesinnungsgemeinschaft [...] willens und fähig ist, sich zum Organ des öffentlichen Willens zu formieren und auf Grund dieser Eigenschaften zum Garanten einer nach qualitativen Grundsätzen eingerichteten Gesamtordnung wird«.¹³ Zwar basiert diese Öffentlichkeit auf älteren, vormodernen Formen einer Herrschaftsrepräsentation, die zur begrifflichen Differenzierung präziser als ›präsentische Öffentlichkeit‹ bezeichnet werden könnte, da sie an die Anwesenheit von Potentaten bzw. legitimierten Akteuren gekoppelt ist, jedenfalls aber auf Nahverhältnissen beruht.¹⁴ Sie steht jedoch in keiner einfachen Kontinuität dazu. Vielmehr lässt sich diese repräsentative Öffentlichkeit im Lichte des typographischen Medienwandels auch als Reaktion auf die polemische Öffentlichkeit des frühen Druckmarktes

- 11 Bereits 1530 wurden die Drucker durch einen Reichstagsbeschluss verpflichtet, ihren Namen und den Druckort anzugeben; vgl. für beide Beschlüsse Michael Giesecke: Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie zur Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, Frankfurt a.M. 1991, S. 442.
- 12 Ich beziehe mich hier auf den »Typus repräsentativer Öffentlichkeit« bei Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft [1962], Frankfurt a.M. 1990, S. 58–67.
- 13 Ernst Manheim: Die Träger der öffentlichen Meinung. Studien zur Soziologie der Öffentlichkeit, Brünn [u.a.] 1933, S. 55.– Dem Dualismus von repräsentativer und polemischer Öffentlichkeit entspricht bei Manheim der Dualismus von ›pluralistischer‹ und ›qualitativer Öffentlichkeit‹.
- 14 Am bekanntesten hierfür dürfte die Lehre von den ›zwei Körpern des Königs‹ sein, wie sie Ernst Kantorowicz 1957 herausgearbeitet hat. Die Formulierung ›präsentische Öffentlichkeit‹ scheint weitgehend unbekannt zu sein und taucht höchstens im semantischen Feld aktueller Diskussionen um eine ›präsentische Demokratie‹ auf. Zur Unterscheidung von einer medialen Öffentlichkeit, die technischer Distanzmedien bedarf, scheint mir ein solcher Öffentlichkeitsbegriff, der auf der Anwesenheit von Körpern in einem gemeinsam geteilten Raum basiert, allerdings angebracht; vgl. Rudolf Schlögl: Vergesellschaftung unter Anwesenden in der frühneuzeitlichen Stadt und ihre (politische) Öffentlichkeit, in: Stadt und Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit, hg. v. Gerd Schwerhoff, Köln, Weimar, Wien 2011, S. 29–38.

begreifen, mit dem Ziel, eine ›absolutistische Öffentlichkeit¹⁵ zu formieren. Ihr Legitimationsangebot speist sich – ähnlich wie bei der polemischen bzw. tumultuarischen Öffentlichkeit des Reformationszeitalters – daraus, Interaktionsmodelle in druckmediale Zeichen umzucodieren.¹⁶ Die berüchtigte ›Flut an Casualdrucken seit dem späten 16. Jahrhundert ist dafür ebenso Indiz wie die Haupt- und Staatsaktionen der Barockdramen. Selbst die zu Beginn des 17. Jahrhunderts entstehenden Zeitungen, die weitgehend offizielle Nachrichten sammeln und jede Form von Räsonnement strikt vermeiden, lassen sich noch in einem weiteren Sinn dieser Öffentlichkeit zuordnen, die nun zum medialen Raum des Ancien Régime bis weit ins 19. Jahrhundert wird: »Öffentliche Diskussionen, die im Rahmen dieses publizistischen Raumes geführt werden, haben solche repräsentative Vorstellungen oder Texte und die in ihnen ausgesprochenen qualitativen Grundentscheidungen nicht zum Genstand, sondern zur Grundlage«.¹⁷ Im Gegensatz dazu wurde die polemische Öffentlichkeit auf die gelehrt Debatte beschränkt oder als ›pöbelhaft diskreditiert.¹⁸

Der »Strukturwandel der Öffentlichkeit«, den Jürgen Habermas für das 18. Jahrhundert proklamiert und von dem die Begrifflichkeiten hier entlehnt sind, gilt eben diesen Kommunikationsverhältnissen. Jedoch soll es nicht darum gehen, Habermas' oft kritisierte Thesen noch einmal zu kritisieren oder vor Kritik in Schutz zu nehmen.¹⁹ Sie dienen in erster Linie als heuristisches und breit rezipiertes Modell für den kommunikationshistorischen Wandel, der sich im 18. Jahrhundert zweifellos vollzieht. Zu fragen wäre dabei, ob die Etablierung einer späterhin so genannten ›kritischen Öffentlichkeit²⁰ im 18. Jahrhundert zunächst nichts anderes als die Rückkehr jener polemischen Öffentlichkeit des frühen Druckmarktes darstellt, welche durch die Bindekräfte einer repräsentativen Öffentlichkeit für geraume Zeit zurückgedrängt worden ist. Immerhin beschreibt Habermas diese neue Öffentlichkeit als eine ge-

15 Andreas Gestrich: Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1994.

16 Vgl. ebd., S. 63-74. Zum auf Ähnlichkeit (*ressemblance*) beruhenden Zeichencharakter frühneuzeitlichen Repräsentationsdenkens vgl. noch immer Michel Foucault: *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*, Paris 1966, S. 72-77.

17 Manheim [Anm. 13], S. 59.

18 Zum ›Pöbel als Publikum‹ vgl. Gestrich [Anm. 15], S. 114-118 (Zitat S. 114).

19 Kritik an Habermas bspw. ebd., S. 28-33.

20 Vgl. Peter-Uwe Hohendahl: Öffentlichkeit – Geschichte eines kritischen Begriffs, Stuttgart, Weimar 2000, S. 17-25.

nuin polemische.²¹ Allerdings muss auf einen gravierenden Unterschied hin gewiesen werden: Der ›kritischen Öffentlichkeit‹ dienen nicht länger Interaktionsverhältnisse als Modell, sondern die Zirkulation medialer Zeichen in einem abstrakt gefassten, dispersen Kommunikationsraum. Diese »eine sozio-kulturell heterogen zusammengesetzte moderne Medienöffentlichkeit«²² wird nun zu *der Öffentlichkeit* schlechthin – und zwar zunehmend mit dem Zusatz versehen: einer Nation.²³ Ihre Attraktivität gegenüber einer auf Interaktionsverhältnissen basierenden ›repräsentativen Öffentlichkeit‹ besteht eben darin: Um an ihr teilzunehmen, bedarf es nicht mehr eines wie auch immer substituierten Interaktionswissens.²⁴ Die disperse Zirkulation massenmedialer Zeichen ist im Prinzip jedem zugänglich, der durch Literalität und mediale Sozialisation in die Lage versetzt wird, diese Zeichen zu verstehen und zu reproduzieren.²⁵ Die Bildungsbiographien des späteren 18. Jahrhunderts von Jung-Stilling bis zu Anton Reiser erzählen diese Geschichte *in extenso*.

Polemisch ist diese Öffentlichkeit von Anfang an dadurch, dass sie sich gegen herrschende Kommunikationsverhältnisse (und damit im Grunde auch gegen die Herrschenden selbst) richtet. Mehr noch: Sie benötigt dieses Gegenüber, um sich davon abzusetzen und aus der Negation heraus eine eigene Gestalt gewinnen zu können, wie Habermas betont: »Geschichtlich hat sich der polemische Anspruch dieser Art Rationalität gegen die Arkanpraxis der fürstlichen Autorität im Zusammenhang mit dem öffentlichen Räsonnement der

21 Habermas [Anm. 12], S. 117: »Die Dimensionen der Polemik, innerhalb deren Öffentlichkeit während des 18. Jahrhunderts zu politischer Wirkung gelangt, [usw.]«.

22 Gisbert Ter-Nedden: »Philotas« und »Aias«, oder Der Kriegsheld im Gefangenendilemma. Lessings Sophokles-Modernisierung und ihre Lektüre durch Gleim, Bodmer und die Germanistik, in: »Krieg ist mein Lied«. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Medien, hg. v. Wolfgang Adam, Holger Dainat, Göttingen 2007, S. 317–378, hier: S. 375.

23 Vgl. Jürgen Schiewe: Öffentlichkeit. Entstehung und Wandel in Deutschland, Paderborn [u.a.] 2004, S. 56f.

24 Dieses »Moment der Unvorhersehbarkeit« legt Luhmann seinem (medialen) Öffentlichkeitsbegriff wie selbstverständlich zugrunde; vgl. Luhmann: Die Realität der Massenmedien [Anm. 2], S. 125.

25 Damit ist ab dem 18. Jahrhundert jenes ›Aufschreibesystem‹ etabliert, das sich ›Literatur‹ nennt und in dem jeder Leser zugleich Autor werden kann; vgl. Friedrich A. Kittler: Aufschreibesysteme 1800/1900 [1985], 4., vollständig überarbeitete Neuauflage, München 2003, S. 134–152.

Privateute entwickelt.²⁶ Die Polemik wird dadurch nicht allein zum Gene- seprinzip, sondern zum diskursiven Rahmen für jene epistemisch wie medial neuen Denk- und Schreibweisen, die sich in der Abgrenzung von traditionellen Autoritätsansprüchen etablieren, und die man – im Anschluss an die *Querelle des anciens et des modernes* – mit dem Etikett ›modern‹ versehen wird.²⁷ Polemische Öffentlichkeit, wie sie sich unter neuen massenmedialen Vorzeichen im 18. Jahrhundert herausbildet, und Moderne als medien- wie ideengeschichtliches Epochenkonstrukt stellen wechselseitige Ermöglichungsbedingungen zur Verfügung, die sich in einem generischen Systemzusammenhang verdichten. Unter dieser Bedingung verhält sich Polemik weder mit Rücksicht auf ihre Epistemologie noch in ihrer Kommunikationspraxis parasitär, wie Foucault meinte,²⁸ sondern liegt vielmehr als Strukturbedingung moderner Diskursivität (und nicht zuletzt dem Diskurs über die Moderne selbst) immer schon zugrunde. Noch einmal Habermas: »Im Laufe des 18. Jahrhunderts wird die öffentliche Meinung die legislative Kompetenz für jene Normen beanspruchen, die ihr selbst den polemisch-rationalistischen Begriff erst verdanken.«²⁹

Spätestens um 1900, im Zeitalter der programmatischen Moderne, als sich die Klagen über die Polemik als »Gesellschaftskrankheit« zu häufen beginnen, tritt dieser Zusammenhang offen zu Tage. In dem gleichnamigen Aufsatz, den der Schriftsteller Max Halbe im ersten Jahrgang der »Freien Bühne für modernes Leben« veröffentlicht, diagnostiziert er eine geradezu epide-

26 Habermas [Anm. 12], S. 118.

27 Zur Bedeutung der *querelle* für die Genese einer polemischen Moderne vgl. Rose [Anm. 1], S. 19-28. Freilich gestaltet sich die Lage etwas komplizierter, da die *modernes* im Namen der repräsentativen Öffentlichkeit unter Ludwig XIV. und gegen eine (polemische) Gelehrtenkommunikation (verkörpert durch die Sorbonne) sprechen; vgl. Marc Fumaroli: *Les abeilles et les araignées*, in: *La Querelle des Anciens et des Modernes. XVIIe-XVIIIe siècles*, hg. v. Marc Fumaroli, Anne-Marie Lecoq, Paris 2001, S. 7-220, hier: S. 129-163.

28 Ich beziehe mich auf das Interview, das Paul Rubinow im Mai 1984 mit Michel Foucault geführt hat und das im Netz in englischer Version abrufbar ist: Michael Foucault: *Polemics, Politics and Problematisations*; <https://foucault.info/documents/foucault.interview/> (zuletzt 24.09.2020).

29 Habermas [Anm. 12], S. 119. – Daran schließen Habermas' Überlegungen zur philosophischen (Selbst-)Begründung der Moderne an: Jürgen Habermas: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt a.M. 1983, bes. S. 9-33.

mische Verbreitung dieser Krankheit: »Auf allen Lebensgebieten hat der geistige Kampf die Formen giftiger und vernichtender Polemik angenommen«.³⁰

Wenn von polemischer Öffentlichkeit in einem modernen Sinn die Rede ist, dann ist damit eine massenmediale Öffentlichkeit der Aufmerksamkeits-erzeugung, der Debatte und Kritik und Diffamierung gemeint, welche un-ter dem Schlagwort »öffentliche Meinung« zusammengefasst wird.³¹ Sie bildet nichts weniger als jenen Kommunikationsraum, der moderne Gesellschaften erst zu solchen macht. Das hat bereits Ernst Manheim in seiner formalsoziologischen Analyse festgestellt: »Mitteilungen im pluralistischen Raum ha- ben polemischen Charakter«, und zwar dadurch, »daß die polar geschiedenen Sphären des öffentlichen Einverständnisses [...] die Öffentlichkeit und ihren Status gerade durch ihre polare Geschiedenheit bestimmen«.³² Jacques Rancière spricht in diesem Sinn von modernen Demokratien als »polemischen Gemeinschaften«,³³ die erst über die Partizipation an einer polemischen Öf-fentlichkeit jene Teilhabe garantieren können, die zwar ihrem Staatsprinzip als Gleichheitsversprechen zugrunde liegt, die sie in ihren institutiona-lisierten Machtverhältnissen jedoch nicht einzulösen vermögen. Hier kommt die vordergründig tautologische Rede von der »polemischen Öffentlichkeit« gleichsam zu ihrem gesellschaftstheoretischen Selbst.

Polemik und moderne plurale Öffentlichkeit sind in dieser Hinsicht tat-sächlich ein und dasselbe, weil sie sich wechselseitig bedingen und ermögli-chen.³⁴ Jedem Kommunikationsakt in dieser Öffentlichkeit ist eine Tendenz zur Polemik eingeschrieben, so wie umgekehrt Polemik die massenmediale

30 Max Halbe: Polemik. Eine Gesellschaftskrankheit, in: Freie Bühne für modernes Leben 1, 1890, S. 361-364, hier: S. 362.

31 Diesem polemischen Geneseprozess widmet sich (und zwar ihrerseits in polemischer Absicht) die Pionierstudie von Heinrich Wuttke: Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens [1866]. Dritte Auflage, Leipzig 1875, bes. S. 191: »Eine wohlgerichtete Bearbeitung (eine organisierte Agitation) bewältigt den Volksgeist und macht, schafft absichtlich und künstlich das, was man hernach »öffentliche Meinung« heißt.«

32 Manheim [Anm. 13], S. 49.

33 Jacques Rancière: Das Unvernehmen. Politik und Philosophie [frz. 1995], Frankfurt a.M. 2002, S. 110.

34 Man kann das Konzept von Jürgen Habermas einer vernünftig räsonierenden »bürger-lichen Öffentlichkeit« in diesem Zusammenhang auch als regulative Idee einer sol-chen polemischen Öffentlichkeit begreifen, die freilich eher einen Normhorizont als eine tatsächliche Praxis beschreibt; vgl. Habermas [Anm. 12], S. 161-224.

Öffentlichkeit als Resonanzraum beansprucht. Die Frage bleibt nur, wo der Ort der Literatur darin zu suchen ist.

III. Die Öffentlichkeit der Literatur

Die Genese einer modernen polemischen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert geht mit der Etablierung einer spezifisch literarischen Öffentlichkeit einher. Nicht zufällig nehmen beide Lessing für sich als Gründungsfigur in Anspruch.³⁵ In seiner Dankesrede für den Lessingpreis des Jahres 1950 hat der Romanist Ernst Robert Curtius auf diesen Konnex hingewiesen: »In Deutschland habe [...] die Kritik nicht Kommentar einer schon vorhandenen, verblühten, als vielmehr das Organon einer zu bildenden Literatur zu sein«.³⁶ Tatsächlich sind die Akteure publizistischer Debatten und einer sich etablierenden literarischen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert oft deckungsgleich.³⁷ Äquivalent ist die polemische Stoßrichtung: Auch bei der Etablierung einer literarischen Öffentlichkeit und ihrer Instanzen, allen voran der Literaturkritik, geht es um die Negation bestehender Geltungsansprüche und die Durchsetzung neuer Urteilskriterien, die vor allem aus der Zirkulation medialer als literarischer Zeichen gewonnen werden.³⁸

Mit einer öffentlichen Debatte über Literatur, die mehr oder weniger deutlich Geschmacksurteile als Entscheidungsfragen behandelt, grundiert die Polemik als Methode die literarische Moderne. Texte müssen nun zulässigerst in Konkurrenz zu anderen Texten, und zwar auch ein und desselben Autors, identifizierbar und genieästhetisch rezipierbar werden. Die Wirkungen davon lassen sich bis in die Rezeptionsästhetik von Hans Robert Jauß verfolgen, die im Grunde eine Avantgardeästhetik ist, weil sich für sie der literarische Wert eines Textes danach bemisst, inwiefern er sich von

³⁵ Zu beiden Aspekten finden sich Beiträge in dem Band Lessings Skandale, hg. v. Jürgen Stenzel, Roman Lach, Tübingen 2005.

³⁶ Ernst Robert Curtius: Literarische Kritik in Deutschland. Rede gehalten am 21. Januar 1950 in Hamburg bei der Entgegennahme des Lessingpreises der Hansestadt Hamburg, Hamburg [1950], S. 23.

³⁷ Als Beispiel können die Arbeiten dienen von Peter Weber: Literarische und politische Öffentlichkeit. Studien zur Berliner Aufklärung, hg. v. Iwan Michelangelo D'Aprile, Winfried Siebers, Berlin 2006.

³⁸ Vgl. Klaus L. Berghahn: »Zermalmende Beredsamkeit«. Lessings Literaturkritik als Polemik. Ein Essay, in: Lessing Yearbook XXIV, 1992, S. 25-43.

Vorgänger- oder Paralleltexten im selben Feld als Novität absetzen kann.³⁹ Sogar ein hermetisch-selbstbezügliches Schreiben, das vermeintlich unpolémisch konturiert ist, gerät unter diesen Bedingungen in den Verdacht der Polemik; eben weil bei ihm die Positionierungsstrategie zwar subkutan, dort aber umso radikaler ausfällt. Die zeitgenössische Rezeption des Frühwerks von Stefan George mag hier als Beispiel dienen.⁴⁰

Kommunikationstheoretisch spricht wenig dagegen, eine literarische Öffentlichkeit, in der konkurrierende textbasierte Geltungsansprüche ausgetragen werden, als Teil einer polemischen Öffentlichkeit zu begreifen bzw. die Wechselwirkungen zwischen beiden als so intensiv anzusetzen, dass eine Abgrenzung oft gar nicht möglich ist. Bereits Jürgen Habermas bemerkt über das Verhältnis von literarischer und politisch-publizistischer Öffentlichkeit: »Dennoch gilt in den gebildeten Ständen die eine Form der Öffentlichkeit als mit der anderen identisch; Öffentlichkeit erscheint im Selbstverständnis der öffentlichen Meinung eins und unteilbar«.⁴¹ Damit bewegt man sich jedoch weiterhin im Bannkreis der eingangs thematisierten Tautologie: Die literarische Öffentlichkeit ist eine polemische Öffentlichkeit ist moderne Literatur usw.

Offenbar ist das Konzept einer literarischen Öffentlichkeit, das in erster Linie die Auseinandersetzung mit und über Literatur in einer ›polemogenen‹ Öffentlichkeit moderner Massenmedien umfasst, nicht bzw. nicht ausreichend in der Lage, die spezifische Differenzqualität literarischer Texte in diesem medialen Gefüge zu beschreiben. Vielmehr bezeichnet es ein Subgenre dieser Öffentlichkeit, das anderen Diskursbereichen (politische Öffentlichkeit, akademische Öffentlichkeit usw.) analog strukturiert ist. Die folgenden Überlegungen bedienen sich daher versuchsweise der Formel ›Öffentlichkeit der Literatur, um damit einen Unterschied zur literarischen Öffentlichkeit als Teil der öffentlichen Meinung auszuloten, wobei es sich um eine heuristische Unterscheidung handelt, die in der literaturwissenschaftlichen wie literaturvermittelnden Praxis nur selten explizit getroffen wird. So verwendet Heinrich Detering die Formel in seinem Büchlein »Die Öffentlichkeit der Literatur« in genau umgekehrtem Sinn, nämlich als Paraphrase literarischer Öf-

39 Vgl. Rose [Anm. 1], S. 58f.

40 Etwa bei [Otto Julius Bierbaum:] Steckbriefe erlassen hinter dreißig literarischen Uebelhätern gemeingefährlicher Natur von Martin Möbius mit den getreuen Bildnissen der Dreißig versehen von Bruno Paul, Berlin und Leipzig 1900, S. 53-56.

41 Habermas [Anm. 12], S. 121.

fentlichkeit und ihrer Institutionen: »Nicht von der Literatur selbst handeln die folgenden Seiten, sondern von Wegen ihrer Vermittlung und von einigen ihrer Institutionen.«⁴² Abgesehen davon, dass Detering damit implizit die genannte Unterscheidung bestätigt, gehen die folgenden Überlegungen davon aus, dass literarische Texte bereits durch ihre mediale Form auf der einen und die Codes literarischer Sozialisierung auf der anderen Seite eine spezifische Öffentlichkeit von Leseakten produzieren, die sich von anderen Öffentlichkeitskonzepten, insbesondere einer polemisch-diskursiven Öffentlichkeit der Massenmedien, signifikant unterscheidet; was bereits dadurch sichtbar wird, dass sie immer erst in diese Öffentlichkeit (sei es hermeneutisch, diskursiv oder medientechnisch) übersetzt werden muss.⁴³ Der Vorwurf des erkenntnistheoretischen Essenzialismus liegt nahe; ein Vorwurf, der interessanterweise dem Medienapriori, das unsere gegenwärtige Epistemologie über weite Strecken prägt, erstaunlich selten gilt. Der Vorwurf selbst speist sich aus jener agonalen polemischen Öffentlichkeit, die hier versuchsweise als Gegenüber einer Öffentlichkeit der Literatur verstanden und entsprechend eingeklammert werden soll; wobei natürlich auch dieses Einklammern, wie jeder öffentliche Kommunikationsakt in der Moderne, polemisch gelesen werden kann.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, das heißt seit der Doppelgenese von literarischer und polemisch-publizistischer Öffentlichkeit, fehlt es nicht an Stimmen, die darauf hinweisen, dass es sich bei der Polemik um ein Phänomen der tagesaktuellen Publizistik handelt, welches in Widerspruch zu literarischen Ästhetiken und Zeitökonomien stehe. In einem Brief an Lessing warnte sein Freund Friedrich Nicolai, selbst kein zimmerlicher Polemiker:

Die Polemik ist eine schöne Hure, die zwar an sich lockt, aber wer sich mit ihr gemein macht –, und das begegnet den gesündesten am leichtesten –,

⁴² Heinrich Detering: Die Öffentlichkeit der Literatur. Reden und Randnotizen, Stuttgart 2016, S. 7.

⁴³ Ich folge hier in einem weiteren Sinn Oliver Jahraus: Literatur als Medium. Sinnkonstitution und Subjekterfahrung zwischen Bewußtsein und Kommunikation, Weilerswist 2003, bes. S. 459–581. Hinzuzufügen wäre, dass unter die tentative Formulierung ›Öffentlichkeit der Literatur‹ mitnichten allein die Höhenkammliteratur fällt, sondern gerade auch jene vielen literarischen Texte, etwa aus der Kinder- und Jugendliteratur, die in der Welt sind, ohne durch die Instanzen des Literaturbetriebs diskursiviert zu werden; und die dennoch unzweifelhaft eine eigene Öffentlichkeit allein aufgrund ihrer Publizität bilden.

bekommt Krätze oder Filzläuse, die dann fest sitzen, wenn die Hure schon längst vergessen ist.⁴⁴

Friedrich Engels Aufsatz »Moderne Polemik« von 1840, der dem generischen Zusammenhang moderner Publizität und polemischer Schreibweisen gewidmet ist, endet mit der Hoffnung, dass die zeitgenössischen Autoren

allmälig anfangen [werden], sich auf Romane und Dramen herauszufordern, sie werden merken, daß ein geharnischtes Feuilleton nicht das Kriterium für ein Journal ist, daß die Gebildeten der Nation nicht dem raschesten Polemiker, sondern dem besten Dichter den Preis zuerkennen.⁴⁵

Und noch Hugo Ball, einer der Mitautoren des »Dadaistischen Manifests«,⁴⁶ wird in dem Essay »Die junge Literatur in Deutschland« über die literarische Szene am Vorabend des Ersten Weltkriegs klagen:

Wichtiger als »Literatur« sei das Eingreifen, das Sich-Beteiligen an der Öffentlichkeit. Wichtiger als Verse, Aufsätze, Dramen irgendwelcher Art sei das Ausprägen etwelcher *Gedanken coram publico*, sei es im Vortragssaal, mit der Reitpeitsche oder in der Debatte. Man dachte an Manifeste, wo man früher Gedichtbände und Romane veröffentlichte. [...] Man trieb Polemik, Propaganda.⁴⁷

Was diese Stellungnahmen aus drei verschiedenen Jahrhunderten eint, ist die Überzeugung, polemische Publizistik und literarische Textproduktion gehören unterschiedlichen Öffentlichkeiten an, weil sie unterschiedliche Adressaten und unterschiedliche Produktionsbedingungen implizieren. Der durchgehende Tenor ist bemerkenswert und lässt mehrere Erklärungen zu. Verhältnismäßig nahe liegt die Vermutung, es handele sich um eine Abwehrstrategie von Autoren, die selbst als Polemiker in Erscheinung treten bzw. die das

- 44 Zit. n. Günter Oesterle: Das »Unmanierliche« der Streitschrift. Zum Verhältnis von Polemik und Kritik in Aufklärung und Romantik, in: Formen und Formgeschichte des Streitens [Anm. 4], S. 107-120, hier: S. 109.
- 45 Friedrich Engels: Moderne Polemik [1840], in: Politische Avantgarde 1830–1840. Eine Dokumentation zum »Jungen Deutschland«. 2 Bde., hg. v. Alfred Estermann, Frankfurt a.M. 1972, Bd. 2, S. 589-598, hier: S. 598.
- 46 Zum polemischen Potential von Dada vgl. auch den Beitrag von Jürgen Fohrmann in diesem Band.
- 47 Hugo Ball: Die junge Literatur in Deutschland [1915], in: Ders.: Der Künstler und die Zeitkrankheit. Ausgewählte Schriften, hg. v. Hans Burkhard Schlichting, Frankfurt a.M. 1988, S. 32-35, hier: S. 34.

polemische Schreiben dadurch zu rechtfertigen suchen, dass sie es bagatellisieren. »Verschleiert«, in einer ideologiekritischen Lesart, wird so die Tatsache, dass einer modernen massenmedialen Öffentlichkeit unweigerlich ein polemischer Impuls eingeschrieben ist, der immer und überall zum Tragen kommen kann. Umso mehr verwundert der Rechtfertigungzwang, in den sich die Polemik innerhalb einer Öffentlichkeit der Literatur gestellt sieht. Er macht nur Sinn, wenn eine andere Option öffentlicher Äußerung zur Verfügung steht, die auf eine anders gelagerte Anerkennung rechnen kann.

Hier wirken, so die These, Konzepte einer repräsentativen – bzw. nach Manheim »qualitativen« – Öffentlichkeit nach. Denn der Rede von der transitorischen Funktion der Polemik bzw. ihrer ephemeren Bedeutung war so lange jeder Grund entzogen, wie die Polemik eine an bestimmte Interaktionspraxen und deren Zeitregime gebundene Kommunikationsform gewesen ist. In dem Maße, wie diese Zeitlichkeit in der massenmedialen Kommunikation gedeckt, gestreut und im Grunde auf Dauer gestellt wird, bedarf sie einer neuen Einhegung, die einerseits der Zeichenlogik dieser Kommunikation folgt, um überhaupt verstanden zu werden, und die zugleich eine Differenz dazu markiert. Dieses Zeichenreservoir stellt die repräsentative Öffentlichkeit zur Verfügung. Schaut man sich die Zitate von Nicolai über Engels bis zu Ball an, fällt auf, dass die Polemik vor allem als Übergangsphase für die Etablierung einer neuen klassischen Ästhetik (wie auch immer diese konkret aussehen soll) deklariert wird. Einher geht das mit einer spezifischen Gattungspolitik:⁴⁸ An die Stelle polemischer Traktate sollen repräsentative Werke wie Romane oder Dramen treten, deren Gehalt sich nicht allein aus der Negation und dem Geist der Kritik speist; und zwar schon deshalb, weil sie in Gestalt von Plot, Narrativ oder Beschreibung positivierenden Charakter im Sinne einer ästhetisch kontrollierten Emergenz von Sinnstrukturen und Semantiken besitzen.⁴⁹

Nicht zufällig sind es Autoren, die sich als Repräsentanten der deutschen Literatur verstehen, welche die Rolle der Polemik in ihrem eigenen Werk auf eine solche transitorische Funktion zu reduzieren versuchen. Goethe bemerkt

⁴⁸ Dies setzt ein Verständnis von »Gattungen als Institutionen« voraus; vgl. Werner Michael: Kulturen der Gattung. Poetik im Kontext, 1750-1950, Göttingen 2015, S. 36-39 (Zitat S. 36).

⁴⁹ Diese Position lässt sich bis zu Adornos Problematisierung ästhetischer Affirmation weiterverfolgen; vgl. Theodor W. Adorno: Ästhetische Theorie, Frankfurt a.M. 1970, S. 239f.

gegenüber Eckermann: »Im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine eigentliche Natur, und ich habe daran wenig Freude«.⁵⁰ Diese Aussage fällt während einer Besprechung zur Werkausgabe letzter Hand, die Eckermann besorgen soll. Dort durfte nach Goethes Willen der »polemische Teil« der »Farbenlehre« entfallen.⁵¹ Man kann das im Kontext einer klassizistischen Kunstauffassung als Glättung von aggressiven wie akzidentiellen Tönen begreifen, die eine Polemik immer mit sich bringt; aber auch als nachträgliche Tilgung des Bezugs zur polemischen Öffentlichkeit. Diesen Vorwurf erhab jedenfalls Ludwig Börne gegenüber Schillers Ankündigung der »Horen«:

So spricht noch heute jeder Lump von Journalist, wenn er, um die Leser lustern zu machen nach dem neuen Blatte, sie versichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte und Scharaden mitteilen, ohne alle garstige Legierung mit Glaube und Freiheit.⁵²

Wie berechtigt auch immer diese Kritik gewesen sein mag; entscheidend ist, dass die Option überhaupt zur Verfügung steht, die Codes einer repräsentativen Öffentlichkeit auf die Literatur zu übertragen und sich damit gegen eine polemische Öffentlichkeit zu positionieren. Hier hat Herder mit seiner (polemischen) Forderung nach einer repräsentativen Nationalkultur entscheidend vorgearbeitet.⁵³ Auf solche Repräsentationsakte lässt sich jedenfalls nur noch polemisch reagieren, nämlich als Aufdeckung eines vermeintlich illegitimen Herrschaftsanspruchs über die Nationalliteratur,⁵⁴ wobei dann freilich der polemische Ton seinerseits bereits eine illegitime Position gegenüber einer kulturellen Repräsentation markiert. Im Falle Goethes kommt hinzu, dass der Autor in einer sozialen Sphäre beheimatet gewesen ist, die größtenteils der repräsentativen Öffentlichkeit des Ancien Régime verpflichtet war. Sie ging

- 50 Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens [1836-1848], hg. v. Regine Otto unter Mitarbeit von Peter Wersig, Berlin, Weimar 1982, S. 431.
- 51 Vgl. ausführlicher Rose [Anm. 1], S. 210-217.
- 52 Ludwig Börne: Aus meinem Tagebuche [1830], in: Ders.: Monographie der deutschen Postschnecke. Skizzen, Aufsätze, Reisebilder, hg. v. Jost Hermand, Stuttgart 1967, S. 91-95, hier: S. 94.
- 53 Vgl. Johann Gottfried Herder: Shakespear, in: Herder, Goethe, Frisi, Möser: Von deutscher Art und Kunst [1773], hg. v. Hans Dietrich Irmscher, Stuttgart 1968, S. 63-91, hier: S. 65f.
- 54 Etwa in der Auseinandersetzung von Lenz contra Wieland; vgl. den Beitrag von Johannes Lehmann in diesem Band.

mehr oder weniger bruchlos in eine bürgerlich-repräsentative Öffentlichkeit über, deren Repräsentant, Thomas Mann, nicht müde wurde, seinen »unseligen Hang zum Polemischen⁵⁵ zu beklagen und sich werkpolitisch davon zu distanzieren.

Einher geht dieser Dualismus von zwei unterschiedlichen Öffentlichkeitsmodellen – einem polemisch-publizistischen und einem repräsentativ-ästhetischen – mit der seit dem 19. Jahrhundert zu beobachtenden Trennung von Journalismus und Literatur; und zwar unbeschadet der Tatsache, dass beide Bereiche auf vielfältige Weise interagieren.⁵⁶ Hatte das Werk Heinrich Heines seine Modernität gerade in der Einheit dieser beiden Schreibweisen und in Abgrenzung zu Kunstdidogenen von Klassik und Romantik gefunden, so erinnert die »Wunde Heine⁵⁷ die bürgerlich-repräsentative Öffentlichkeit im 19. und 20. Jahrhundert an die polemische Kehrseite ihres eigenen Geneseprozesses.

Allerdings hat Heine selbst in seinem Buch über Ludwig Börne Zweifel an einer Autorschaft geäußert, die sich allein auf die öffentliche Meinung und deren publizistische Organe stützt.⁵⁸ Damit artikuliert er ein Unbehagen, das nicht zuletzt den Produktionsbedingungen seiner eigenen Texte gilt: Gemeinsam mit anderen textbasierten Geltungsansprüchen werden sie unisono einer massenmedialen Öffentlichkeit zugeschlagen, deren polemische Gründierung in ihrer Schreibweise nur allzu offen zu Tage tritt.⁵⁹ Dem gegenüber beharrt Heine auf der ästhetischen Inkommensurabilität literarischer Texte noch dort, wo sie scheinbar, oder tatsächlich, der tagesaktuellen Publizistik

55 Zit. n. Manfred Haiduk: Zur Funktion der Streitschriften im Schaffen Thomas Manns, in: *Acta Universitatis Wratislaviensis*, 1977, Nr. 361, S. 13-24, hier: S. 14.

56 Vgl. den Band *Zwischen Literatur und Journalismus. Generische Formen in Periodika des 18. bis 21. Jahrhunderts*, hg. v. Gunhild Berg, Magdalena Gronau, Heidelberg 2016.

57 Theodor W. Adorno: *Die Wunde Heine [1956]*, in: Ders.: *Noten zur Literatur*, Frankfurt a.M. 1981, S. 95-100.

58 Vgl. Rose [Anm. 1], S. 291-304. Zum ideengeschichtlichen Hintergrund vgl. auch Jürgen Fohrmann: *Schiffbruch mit Strandrecht. Der ästhetische Imperativ in der ›Kunstperiode*», München 1998.

59 Schon im vierten Band der »Reisebilder« hatte Heine, halb melancholisch, notiert: »Ach! man sollte eigentlich gegen niemanden in dieser Welt schreiben. Jeder ist selbst krank genug in diesem großen Lazarett, und manche polemische Lektüre erinnert mich unwillkürlich an ein widerwärtiges Gezänk«; Heinrich Heine: *Reisebilder. Vierter Teil [1830]*, in: Ders.: *Sämtliche Schriften*, hg. v. Klaus Briegleb. Bd. 2, 3., durchgesehene und ergänzte Auflage, München 1995, S. 471-605, hier: S. 492.

verpflichtet sind. Es ist sicher kein Zufall, dass die größten Kritiker von Heines Börne-Buch genau von dorther kamen, aus der politisch-tagesaktuellen Publizistik.⁶⁰ Denn die Unterscheidung, auf der Heine besteht (übrigens ohne sich selbst für eine der beiden Seiten zu entscheiden), zieht eine Differenz (literarisch/publizistisch) in die massenmediale Öffentlichkeit ein, die es erlaubt, entlang ihrer Leitlinie diese Öffentlichkeit selbst zum Gegenstand der (literarischen) Kritik zu machen. Zugleich wird damit für seine eigenen wie für andere literarische Texte ein Bereich ästhetischer Prävalenz postuliert, der kaum oder nur auf deformierende Weise in die öffentliche Debatte übertragen werden kann. Entsprechend deutlich hält Heine den Kritikern an seinem »Buch der Lieder« entgegen:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Kot uns fanden
So verstanden wir uns gleich.⁶¹

Möglicherweise besteht in der Unübersetzbarkeit in einer publizistische Öffentlichkeit bis heute das größte Provokationspotential einer literarischen Ästhetik, das sich ebenso gut in neokonservative Regressionsphantasien wie in avancierte Entwürfe einer sozialen Ästhetik des Unvernehmens umcodieren lässt.⁶² Die Rechtsprechung trägt diesem Umstand mit der, fallweise strittigen, Unterscheidung in Kunst- und Meinungsfreiheit jedenfalls schon länger Rechnung.⁶³

- 60 Die zeitgenössischen Stimmen aus der Presse sind noch im selben Jahr wie Heines Börne-Buch erschienen in dem Band Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen. Als Anhang: Stimmen über H. Heine's letztes Buch, aus Zeitblättern, Frankfurt a.M. 1840. Interessanterweise wird gerade die Veröffentlichung in »Zeitblättern«, also aktuellen Massenmedien, als Autoritätsbeweis angeführt.
- 61 Heinrich Heine: Buch der Lieder [1826/27], in: Ders.: Sämtliche Schriften, hg. v. Klaus Briegbleb, Bd. 1, 2. Auflage, München 1975, S. 7-212, hier: S. 145.
- 62 Beispiele für die erste Variante liefern die essayistischen und aphoristischen Texte von Botho Strauß aus den letzten Jahren; für die zweite Variante steht eine französische Theoriebildung ein, die vor allem mit den Namen Jacques Rancière und Jean-Luc Nancy verbunden ist.
- 63 Zur »Abgrenzung zwischen Meinungs- und Kunstfreiheit« in der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts vgl. die Ausführungen von Jochen Neumeyer: Person – Fiktion – Recht, Baden-Baden 2010, S. 125-136 (Zitat S. 125).

Zweifelsohne lässt sich das Beharren auf einer Öffentlichkeit der Literatur auch als Polemik zweiter Ordnung verstehen, welche den massenmedialen Verhältnissen als solchen gilt. Zwei Beispiele aus der österreichischen Literatur mögen das verdeutlichen. Das erste stammt von Robert Musil.⁶⁴ Einige seiner Tagebuchaufzeichnungen und Notizen sind von einem starken polemischen Impuls geprägt und unterscheiden sich damit nicht wesentlich von ähnlichen Texten der ›polemischen Moderne‹. Allerdings lassen sich in den Überarbeitungsstufen bzw. Varianten dieser Texte eine immer stärkere Abstraktion von der konkreten ›polemischen Situation‹ und das Bemühen um ihre ästhetische Überformung nachverfolgen. Das gilt beispielsweise für Musils Kritik an der zeitgenössischen Novellenproduktion. Am Ende dieser über mehrere Jahrzehnte geführten Auseinandersetzung steht nicht etwa die diskursive Abrechnung in einem polemischen Essay, sondern »Die Amsel« (1928) als Angebot eines alternativen novellistischen Erzählens. Ähnliches lässt sich über den »Mann ohne Eigenschaften« (1930–43) sagen, dessen berühmte Eingangspassage mühelos als polemische Abgrenzung von der realistischen Romanliteratur und ihren Erzähltraditionen, die nur noch parodistisch anziehbar sind, verstanden werden kann. Aber die Passage bildet eben auch den Auftakt für einen Text, der nach eigenen ästhetischen Ausdrucksmitteln sucht und darum nach Parametern beurteilt sein will, die sich nicht allein den Spielregeln einer polemischen Öffentlichkeit verdanken. Mindestens ebenso sehr adressiert der Roman die Öffentlichkeit der Literatur als Präsenz ästhetischer Artefakte und Wahrnehmungsweisen. Das Sozialpanorama, das er von dort aus entwirft, fällt auch deshalb so radikal aus, weil es auf die öffentliche Debatte keine Rücksicht zu nehmen braucht bzw. diese selbst noch zum Gegenstand ästhetischer Beschreibung und Überschreibung macht.⁶⁵

Das zweite Beispiel mag auf den ersten Blick geradezu konträr wirken. Es handelt sich um das Werk von Karl Kraus, das eine einzige publizistische Polemik, verteilt auf 922 »Fackel«-Hefte, darstellt. Der Autor war freilich anderer Meinung. Immer wieder hat Kraus auf die, wie er glaubte, missver-

⁶⁴ Vgl. weiterführend Dirk Rose: Zum Beispiel »Die Amsel«. Novellenpoetik als Gattungspolemik bei Robert Musil; erscheint in: *Musil-Forum* 2021.

⁶⁵ Vgl. Norbert Christian Wolf: Kakanien als Gesellschaftskonstruktion. Robert Musils Soziolalyse des 20. Jahrhunderts, Wien, Köln, Weimar 2013, bes. S. 1130–1150.

ständliche Rezeption seiner Texte hingewiesen. Ihre »Sphäre«⁶⁶ stelle nicht der Zeitungskiosk dar, welcher emblematisch für eine polemisch-publizistische Öffentlichkeit steht. Dieser bilde vielmehr lediglich den Gebrauchsraum seiner Texte, welche erst in der Öffentlichkeit der Literatur ihren genuinen Ort finden sollten. Aus diesem Missverständnis ergebe sich »die Inkongruenz zwischen mir und meinen Stoffen«.⁶⁷ Kraus' Polemik als konsequent literarische Schreibweise, die sich am Ende jedem journalistischen Zusammenhang verweigert, selbst und gerade dort, wo sie ihn zu adaptieren vorgibt, bedeutet eine der radikalsten Provokationen des massenmedialen Zeitalters.⁶⁸ Und genauso wurde und wird sie von der Publizistik auch wahrgenommen. In der zeitgenössischen massenmedialen Öffentlichkeit wurde »Die Fackel« weitgehend totgeschwiegen. Dieses Schweigen war aber nicht nur Ausdruck eines berufsbedingten Ressentiments, sondern ebenso der Ratlosigkeit, wie man mit einem Werk umgehen soll, das mit den Mitteln der polemischen Öffentlichkeit, ins Ästhetische und Radikal-Ethische gewendet, den Kommunikationsraum massenmedialer Gesellschaften grundsätzlich in Frage stellt; eine Ratlosigkeit, die in der Kraus-Rezeption bis heute anhält, und die sich immer aufs Neue in publizistischen Angriffen *post mortem* entlädt, die schon deshalb an ihrem Gegenstand vorbei zielen, weil sie aus einer anderen »Sphäre« kommen.⁶⁹

Die polemische Öffentlichkeit mit ihren eigenen publizistischen Verfahren diskreditiert zu haben und darin die Konzeption eines genuin literarischen Werkes mit ästhetischen Geltungsansprüchen zu verorten, ist die historische Leistung der Texte von Karl Kraus, in denen mitnichten polemische Öffentlichkeit und Öffentlichkeit der Literatur zusammenfallen. Vielmehr verdichtet sich in ihnen der Gegensatz zu einer unüberwindlichen Grenze, für

66 Karl Kraus: Druck und Nachdruck [1909/1911], in: Ders.: Untergang der Welt durch schwarze Magie [1922/25], hg. von Christian Wagenknecht, Frankfurt a.M. 1989, S. 107-113, hier: S. 112.

67 Ebd., S. 108.

68 Vgl. Sigurd Paul Scheichl, Leo A. Lensing, Heinz Lunzer: »Die Fackel, ein Anti-Medium, in: »Was wir umbringen«. »Die Fackel von Karl Kraus, hg. v. Heinz Lunzer, Victoria Lunzer-Talos, Marcus G. Patka, Wien 1999, S. 94-111.

69 Besonders frappierend ist der posthume Angriff aus dem Feuilleton von Fritz J. Radatz: Der blinde Seher: Karl Kraus, in: Ders.: Verwerfungen. Sechs literarische Essays, Frankfurt a.M. 1972, S. 9-42, sowie die Abrechnung zum 50. Todestag von Kraus im österreichischen Nachrichtenmagazin »profil« von Michael Siegert: Der Antiösterreicher, in: profil 23, 1986, S. 64-68.

die Elias Canetti die Metapher der Chinesischen Mauer von Kraus adaptiert hat; dessen Schreibweise füge »Satz um Satz, Stück um Stück [...] zu einer Chinesischen Mauer«.⁷⁰ Bildlicher kann man den Abstand zum Postulat der Allgemeinverständlichkeit für journalistische Texte kaum beschreiben.

Hinter dieser Mauer schließt sich die Literatur weitgehend ein und ist von einer publizistischen Öffentlichkeit kaum noch erreichbar. Konzentriert auf ihre eigenen kommunikativen Logiken, erst recht im Zeitalter elektronischer Massenmedien, bemerkt diese Öffentlichkeit eine solche Abkehr vielleicht nicht einmal mehr.⁷¹

IV. Digitale Öffentlichkeit

Maxim Billers Essay »Wer ist hier das Arschloch?« – erschienen in der Ausgabe 5/2018 der Hamburger Wochenzeitung »DIE ZEIT« und parallel dazu auf »zeit-online.de«⁷² – stellt neben der expliziten auch die implizite Frage nach dem Verhältnis von Literatur und polemischer Öffentlichkeit. Biller betont darin die Unterschiede zwischen der »Hass- und Hetz-Atmosphäre im Internet und der radikalen, aggressiven, sorgfältig komponierten Polemik«, welche einer im weitesten Sinn ›kritischen Öffentlichkeit‹ verpflichtet sei: »Aber der Internet-Hass und der Hass eines bösartigen, wahrheitsliebenden, stringent argumentierenden und maßlos schimpfenden Publizisten haben absolut nichts miteinander zu tun.«

Verblüffte bis empörte Reaktionen aus der Netzgemeinde sind vorprogrammiert, die Foreneinträge zu dem Artikel dokumentieren sie. Verhältnismäßig oft wird dabei auf die aus Sicht der Nutzer mangelhafte rhetorische oder ästhetische Qualität von Billers Texten eingegangen. In Eintrag 13 schreibt ein gewisser Simplicio: »Ich habe nichts gegen Polemik, auch nichts gegen ›Übertreibung‹ als Form der Aufmerksamkeit gewinnenden Zuspitzung. Aber ein bissel intellektueller als das von Herrn Biller gebotene darf

⁷⁰ Elias Canetti: Karl Kraus, Schule des Widerstands [1965], in: Ders.: Zwiesprache. Texte 1931-1976, Berlin 1980, S. 424-435, hier: S. 431. – Canetti spielt dabei an auf Kraus' Buch »Die Chinesische Mauer« (1910).

⁷¹ Diese Konsequenz habe ich in meiner Habilitationsschrift lediglich angedeutet; vgl. Rose [Anm. 1], S. 632f.

⁷² Im Folgenden nach der Online-Version zitiert: <https://www.zeit.de/2018/05/polemik-literatur-hate-speech-internet-uebertreibungen> (zuletzt 24.09.2020); ebenso die Foreneinträge dort. – Vgl. auch den Beitrag von Andrea Schütte in diesem Band.

es schon sein. So wirkt es komisch, lächerlich, kasperhaft.« Und Eder 54 ruft dem Autor in Eintrag 18 zu: »So wird es nichts! Nur wenn Sie bessere Bücher schreiben (ist aber deutlich mühsamer)«. Die Foreneinträge nehmen Billers Unterscheidung in eine ästhetisch ›minderwertige‹ Netzkommunikation und eine professionelle, autorschaftlich verantwortete Textproduktion beim Wort und wenden sie gegen den Autor selbst. Sie bestätigen damit freilich auch, was Biller just einzuklagen versucht: dass Netzkommunikation und Öffentlichkeit der Literatur wenig miteinander verbindet. Die Frage ist, wohin die Polemik in diesem Kräftefeld gehört. Das Posting von Simplicio ist da eindeutig: Polemik ist als Mittel der Aufmerksamkeitserzeugung Teil der massenmedialen Publizistik, die immer stärker online stattfindet. Dort ist Billers Text, auf »zeit-online« publiziert, einer unter vielen. Der Unterschied, den Biller einfordert, ist aus medientechnischer Perspektive kein kategorialer, sondern ein qualitativer, der diskutabel bleibt. Denn über Fragen ästhetischer Qualität lässt sich, das zeigen die Foreneinträge, bekanntlich endlos streiten.⁷³ Am Ende läuft, wie die Netzgemeinde nicht zu Unrecht mutmaßt, Billers Unterscheidung auf die alte Frage nach der Autorreputation hinaus, die durch analoge Instanzen wie Zeitungen, Verlage und Universitäten bestimmt wird, was in der Netzwelt aber zunehmend auf Unverständnis stößt. Immer wieder wird in den Foreneinträgen Unmut darüber laut, dass die eigenen Kommentare bei Polemikverdacht von der Redaktion gelöscht werden,⁷⁴ während Billers Invektiven ins (digitale) »Zeit«-Archiv wandern. Polemische Autorschaft, so legen diese Reaktionen nahe, ist per se Teil einer massenmedialen Kommunikation; literarisch wird sie weniger durch ihre ästhetische Überformung als dadurch, dass sie durch eine literarische Öffentlichkeit legitimiert wird. Diesen Anspruch erheben die meisten Foreneinträge explizit nicht; er scheint aber, zumindest wenn man die Reaktionen im Netz resümiert, auch für Billers Texte nicht unumstritten zu sein.

-
- 73 Schon Kant hat in der »Kritik der Urteilskraft« festgehalten, dass »das Geschmacksurteil auf Gegenstände der Sinne [geht], aber nicht um einen *Begriff* derselben für den Verstand zu bestimmen; denn es ist kein Erkenntnisurteil«; Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft, in: Ders.: Werke in zehn Bänden, hg. v. Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1964, Bd. 8, S. 444. Daher könnten bei der »ästhetischen Vorstellungsart« auch Widersprüche bestehen bleiben, da diese rational nicht auflösbar seien.
- 74 Der entsprechende Hinweis lautet: »Entfernt. Bitte verzichten Sie auf überzogene Polemik. Danke, die Redaktion«; bspw. hier: <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschen/2020-09/lesbos-brand-moria-fluechtlingslager-feuer> (zuletzt 24.09.2020).

Tatsächlich gründet sich Billers Autorschaft, die ihren Anfang an der deutschen Journalistenschule in München genommen hat, in erster Linie auf die polemische Öffentlichkeit der Massenmedien, etwa mit der »Tempo«-Kolumne »Hundert Zeilen Hass«.⁷⁵ Im Massenmedium Fernsehen durfte er einige Zeit die Rolle des ›bad guy‹ in einer Neuauflage des »Literarischen Quartetts« einnehmen. Und selbst mit dem »Zeit«-Artikel von 2018, der in einer der einflussreichsten Zeitungen des Landes erscheint, bestätigt er viel eher die Spielregeln dieser Öffentlichkeit, als sie in Frage zu stellen. Das schlägt sich auch auf der Textebene nieder, wo eine Reihe tagesaktueller Anspielungen zu finden sind, die bereits zwei Jahre nach der Veröffentlichung einer Recherche bedürfen, um verstanden zu werden.⁷⁶ Literatur taucht in dieser Öffentlichkeit nur dann auf, wenn sie einen Nachrichten-, und das heißt: einen Skandalwert innerhalb des publizistischen Diskurses zu generieren verspricht.⁷⁷ Dem Autor Maxim Biller ist das wohlbekannt, in einer seiner Kolumnen schreibt er: »Literatur ist nicht wie ein Gebirgsbach, der sich seinen Weg immer wieder selbst bahnt, und schon gar nicht die unerwartete, die andere, die junge Literatur. Über sie muss geredet werden, man muss sie erklären und für sie Partei ergreifen.«⁷⁸ Diese Feststellung mag literaturoziologisch manches für sich haben, sie demonstriert aber, dass Biller literarische Texte vor allem nach journalistischen Kriterien der Aufmerksamkeitserzeugung, nämlich ihrem Novitäts- und Erregungspotential, beurteilt sehen will.

75 Maxim Biller: Hundert Zeilen Hass, Hamburg 2017.

76 Entsprechend gibt Hans Ulrich Gumbrecht in seinem Nachwort zur Buchausgabe von Billers Kolumnen zu bedenken: »Warum sollte man noch mal Texte über die politischen Ereignisse und die kleinformatigen Stars dieser Jahre lesen? Wem liegt noch an der Gräfin Dönhoff, dem Barschel-Skandal oder der Gauck-Behörde?«; Hans Ulrich Gumbrecht: Warum Maxim Biller keine Stimme hat, glücklicherweise nicht ästhetisch, sondern politisch aus: »Gegen diese Fragen ließe sich einwenden, dass es Dinge, Einstellungen und Milieus gibt, die sich nicht verändern [...]. Die – spezifisch – deutsche Vergangenheit ist nicht zu bewältigen, man kann sie höchstens gleichsam freudianisch durcharbeiten« (ebd.).

77 Vgl. Literatur als Skandal. Fälle – Funktionen – Folgen, hg. v. Stefan Neuhaus, Johann Holzner, Göttingen 2007, sowie aus medienwissenschaftlicher Perspektive: Skandale. Strukturen und Strategien öffentlicher Aufmerksamkeitserzeugung, hg. v. Kristin Bulkow, Christa Pedersen, Wiesbaden 2011, bes. S. 9–27 (Einleitung der Herausgeber).

78 Maxim Biller: Kommando Thomas Strittmatter [1995], in: Ders. [Anm. 75], S. 253–256, hier: S. 254f.

Mit dieser Forderung ist Biller alles andere als Avantgarde, sondern längst im massenmedialen Mainstream angekommen, wie ausgerechnet die Auseinandersetzung um seinen Roman »Esra« (2003) bezeugt, die bis vor das Bundesverfassungsgericht und schließlich zum Verbot des Buches geführt hat.⁷⁹ Sie erhielt nicht nur einen eigenen Wikipedia-Eintrag, der deutlich länger ist als derjenige zu Biller selbst;⁸⁰ sogar der biographische Eintrag zu seiner Person in der Netzenzyklopädie wird von der »Esra-Kontroverse« dominiert, während den anderen, auf dem Buchmarkt verfügbaren Romanen und Erzählungen Billers ganze zwei Zeilen gewidmet sind, die zudem lediglich deren Medienresonanz referieren.⁸¹

Nun ist das Dilemma, die Idiosynkrasie von Kunstwerken in eine inter subjektive Anschlusskommunikation zu überführen, so alt wie die Kunstkritik selbst. Neu ist in der digitalen Öffentlichkeit höchstens der Unwille, das Dilemma überhaupt als solches anzuerkennen. Stattdessen gelten die immer gleichen Spielregeln einer ephemeren, auf aktuelle Ereignisse bezogenen Diskussion, die zwar aufgrund ihres transitorischen Charakters attraktiv für polemische Interventionen ist, deren Resonanz sich allerdings mit ihrem Nachrichtenwert erschöpft. Bezeichnenderweise hat der Artikel von Maxim Biller auf »zeit-online« innerhalb einer relativ kurzen Zeit relativ viele Postings provoziert, um seitdem einen Dornröschenschlaf in den Archiven des World Wide Web zu führen,⁸² und das, obwohl sein Thema für diese Öffentlichkeit und ihre Praktiken nichts an Bedeutung verloren hat. Die Timeline medialer Aufmerksamkeit war schlicht abgelaufen. Auch Texte der literarischen Öffentlichkeit sind also dem ubiquitären »Dauerzerfall von Kommunikationsereignissen im Netz«⁸³ unterworfen.

Am Ende seines Essays greift Biller daher auf die Magna Charta des Druckzeitalters als vermeintlich stärkstes Argument für seine Verteidigung literarischer Polemik zurück: »Denn gedruckt ist gedruckt«. Das ist das Motto einer literarischen Öffentlichkeit, die Veröffentlichung, Verbreitung,

⁷⁹ Vgl. das bereits zitierte Buch von Neumeyer [Anm. 63].

⁸⁰ [https://de.wikipedia.org/wiki/Esra_\(Roman\)\(zuletzt 24.09.2020\).](https://de.wikipedia.org/wiki/Esra_(Roman)(zuletzt 24.09.2020).)

⁸¹ [https://de.wikipedia.org/wiki/Maxim_Biller\(zuletzt 24.09.2020\).](https://de.wikipedia.org/wiki/Maxim_Biller(zuletzt 24.09.2020).)

⁸² Der Artikel wurde am 24. Januar 2018 um 16.56 Uhr online gestellt und generierte bis zum 04. Februar 2018 280 Einträge; ein Nachzügler kam noch am 8. März 2018 hinzu. Das Erregungsintervall des Textes betrug also ziemlich genau zehn Tage.

⁸³ Armin Nassehi: Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft, München 2019, S. 280.

Klassifizierung und Archivierung von Druckerzeugnissen den eigenen Diskursregeln und Institutionen unterstellt. In der digitalen Öffentlichkeit gilt indes, was beim Druck nur als ein Faktor mitintendiert war: Was veröffentlicht ist, ist veröffentlicht. Und zwar egal von wem, wann und unter welchen Umständen. Diese Öffentlichkeit ist nicht allein keine druckmediale oder literarische mehr; sie schließt Literatur als Äußerungsform in einem gewissen Sinn sogar kategorisch aus bzw. ordnet sie lediglich einem Subbereich zu, der nun seinerseits – ähnlich wie lange Zeit die journalistische der literarischen Textproduktion gegenüber⁸⁴ – als parasitär erscheinen muss. Es ist die Literatur, die am Netz partizipiert; nicht umgekehrt. Beispiele wie der Blog von Wolfgang Herrndorf unter dem Titel »Arbeit und Struktur« bestätigen diesen Eindruck, statt ihn zu widerlegen.⁸⁵ Denn erstens hat man es hier mit einem ohnehin bekannten Autor zu tun, der ›lediglich‹ im Netz einen weiteren Vertriebskanal wählt. Und zweitens kann der Blog eines Todkranken, der am Ende Selbstmord begeht, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf ein massenmediales *people interest* rechnen.

Billers Klage über die Entliterarisierung der Polemik innerhalb der digitalen Öffentlichkeit verweist also im Grunde auf die übergeordnete Frage nach den Folgen eines Kommunikationswandels, die tatsächlich gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können, und für die polemische Kommunikation eher Symptom denn Ursache ist.⁸⁶ Die polemische Öffentlichkeit des Netzes folgt jedenfalls eher den Regeln einer virtuellen entinstitutionalisierten Versammlung von Privatpersonen, die zwar medial schriftlich erfolgt, konzeptionell aber dem mündlichen Gespräch unter Anwesenden verpflichtet ist.⁸⁷ Die Literatur, darin ist Billers Diagnose immerhin zuzustimmen, hat auf diesem Feld nur vergleichsweise wenig zu hoffen. Ihr größtes polemisches Potential könnte heute weniger in polemischer Rhetorik als vielmehr im ostentativen Verzicht auf die Spielregeln einer polemischen Öffentlichkeit und dem Beharren auf einer Öffentlichkeit der Literatur, verstanden als ästhetische und

⁸⁴ Vgl. dazu die klassische Studie von Manuela Günther: Im Vorhof der Kunst. Mediengeschichte der Literatur im 19. Jahrhundert, Bielefeld 2008.

⁸⁵ <https://www.wolfgang-herrndorf.de/2010/04/eins/> (zuletzt 24.09.2020); und als Buch: Wolfgang Herrndorf: Arbeit und Struktur, Reinbek b. Hamburg 2013.

⁸⁶ Vgl. etwa Bernhard Pörksen: Die große Gereiztheit. Wege aus der kollektiven Erregung, München 2018.

⁸⁷ Ich folge hier der Unterscheidung von Wulf Oesterreicher: *Verschriftung* und *Verschriftlichung* im Kontext medialer und konzeptioneller Schriftlichkeit, in: Schriftlichkeit im frühen Mittelalter, hg. v. Ursula Schaefer, Tübingen 1993, S. 267–291.

ethische Praxis, bestehen. Das jüngste Buch von Peter Handke, dessen Werk sich immer wieder gegen die Zumutungen einer journalistischen Vereinnahmung zur Wehr setzt,⁸⁸ die Erzählung »Das zweite Schwert«, beginnt mit einer extremen polemischen Geste, dem »Rachefeldzug«⁸⁹ des Ich-Erzählers gegen eine Journalistin. Es endet freilich mit den Sätzen:

Sie, die Übeltäterin, sie und ihresgleichen gehörten nicht in die Geschichte, weder in diese noch in sonst eine! Es war darin kein Platz für sie. Und das war meine Rache. Und das genügte als Rache. Das war und ist Rache genug. Wird genug an Rache gewesen sein, amen. Nicht das Schwert aus Stahl, sondern das andere, das zweite.⁹⁰

Mit diesem »zweiten Schwert« rekurriert Handke noch einmal auf das »Waffenversprechen«⁹¹ der rhetorischen Polemik, um es zugleich literarästhetisch umzudeuten und gleichsam zu »entschärfen«. Nicht mehr die polemische Schreibweise, und erst recht nicht ihre performative Einlösung in der Gewalt, sind Kennzeichen einer solchen Haltung. Sie findet ihren Ort in der gänzlich anderen Öffentlichkeit der Literatur, die aus jenen Geschichten besteht, die dem journalistischen Diskurs verschlossen bleiben, weil sie seiner nachrichtengeleiteten Aufmerksamkeit entgehen. Relevanter als Billers Invektive dürfte – auch mit Blick auf aktuelle politische und soziale Entwicklungen – die Frage sein, wie es dazu kommen kann, dass eine Geschichte wie diejenige von Emmanuel, der »kaum mehr über die Grenzen des Departements hinausgekommen«⁹² ist, als polemische Provokation einer globalisierten medialen Öffentlichkeit aufgefasst werden kann.

88 Im Zentrum steht dabei nicht zufällig Handkes Haltung zu den Jugoslawienkriegen der 90er Jahre, genauer gesagt zur medialen Berichterstattung darüber, auf die auch deswegen immer wieder rekurriert wird, weil das Thema in der publizistischen Debatte anschlussfähig ist; kritisch dazu schon Ulrich Breuer: Parasitenfragen. Medienkritische Argumente in Peter Handkes Serbienreise, in: *Mediensprache, Medienkritik*, hg. v. Ulrich Breuer, Jarmo Korhonen, Frankfurt a.M. [u.a.] 2001, S. 285-303.

89 Peter Handke: *Das zweite Schwert. Eine Maigeschichte*, Berlin 2020, S. 13.

90 Ebd., S. 157.

91 Johann Mattheson: *Plus ultra, ein Stückwerk von neuer und mancherley Art*. Vierter Vorrath dazu, Hamburg 1756, S. 708. – Handke bezieht sich laut Motto seines Buches auf Lukas 22,36-38. Dabei handelt es sich um eine Bibelstelle, die auch für die (theologische) Polemik von Relevanz ist, da hier das Schwert Christi angesprochen wird, das in Gut und Böse scheidet, mithin als richtende moralische Instanz fungiert.

92 Handke [Anm. 89], S. 47.

Autor*innenverzeichnis

Giancarlo Corsi ist Professor für Allgemeine Soziologie an der Universität Modena-Reggio Emilia. Seine aktuellen Arbeitsschwerpunkte sind Öffentlichkeit und Kommunikationsmedien; Evolution und Organisation.

Elke Dubbels ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Literaturgeschichte des 17.-21. Jahrhunderts, Literatur und Medien, Gerüchteforschung, Öffentlichkeitsgeschichte, deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte.

Jürgen Fohrmann ist Prof. emer. für Neuere deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Literatur- und Medientheorie, Wissenschaftsgeschichte, Literatur- und Kulturgeschichte des 18. bis 21. Jahrhunderts.

Rupert Gaderer ist Privatdozent und Akademischer Oberrat a.Z. am Germanistischen Institut der Ruhr-Universität Bochum. Seine Forschungsschwerpunkte sind Literatur- und Medienwissenschaft.

Karolin Kupfer ist Promotionsstipendiatin der a.r.t.e.s. Graduate School for the Humanities Cologne, Universität zu Köln. Im Rahmen ihres Dissertationsprojekts untersucht sie Be- bzw. Entschleunigungsnarrative sowie affektive Dimensionen von Zeiterfahrung in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur und dem zeitdiagnostischen Diskurs.

Johannes F. Lehmann ist Professor für Neuere deutsche Literatur- und Kultlwissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

Seine Forschungsschwerpunkte sind Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts und kulturwissenschaftliche Fragen zur Genealogie der Moderne: Theater, Anthropologie, Recht, Zorn, Rettung, Gegenwart.

Dirk Rose ist Universitätsprofessor für Neuere deutsche Literatur und Medien an der Universität Innsbruck. Seine Forschungsschwerpunkte sind Polemik, Medienkritik, Anthologien und Frühnezeitforschung.

Andrea Schütte ist Privatdozentin für Neuere deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Literatur- und Medientheorie, Kulturtheorie, Migration Studies und Gegenwartsliteratur.

Dorothea Walzer arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Universität Bochum. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Literatur und Öffentlichkeit, Populäre Formen, künstlerische Avantgarden, Alexander Kluge, Literatur und Mündlichkeit.

Niels Werber ist Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Siegen, außerdem Sprecher des SFB 1472 »Transformationen des Populären«. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Populäre Kulturen, Soziale Insekten, Selbstbeschreibungsformeln der Gesellschaft, Literatur und ihre Medien sowie Geopolitik der Literatur.

Literaturwissenschaft



Werner Sollors

Schrift in bildender Kunst

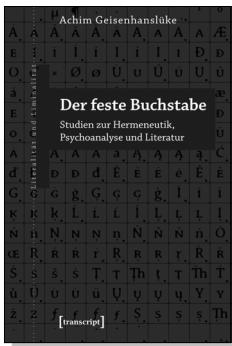
Von ägyptischen Schreibern zu lesenden Madonnen

2020, 150 S., kart., Dispersionsbindung, 14 Farabbildungen, 5 SW-Abbildungen

16,50 € (DE), 978-3-8376-5298-7

E-Book:

PDF: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5298-1



Achim Geisenhanslücke

Der feste Buchstabe

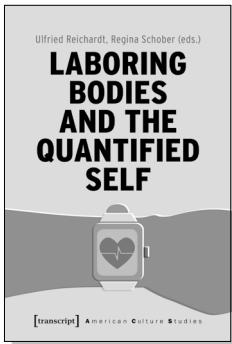
Studien zur Hermeneutik, Psychoanalyse und Literatur

Januar 2021, 238 S., kart.

38,00 € (DE), 978-3-8376-5506-3

E-Book:

PDF: 37,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5506-7



Ulfried Reichardt, Regina Schober (eds.)

Laboring Bodies and the Quantified Self

2020, 246 p., pb.

40,00 € (DE), 978-3-8376-4921-5

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4921-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Literaturwissenschaft



Renata Cornejo, Gesine Lenore Schiewer,
Manfred Weinberg (Hg.)

Konzepte der Interkulturalität in der Germanistik weltweit

2020, 432 S., kart., Dispersionsbindung, 6 SW-Abbildungen

50,00 € (DE), 978-3-8376-5041-9

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-5041-3



Claudia Öhlschläger (Hg.)

Urbane Kulturen und Räume intermedial

Zur Lesbarkeit der Stadt in interdisziplinärer Perspektive

2020, 258 S., kart., 10 SW-Abbildungen

40,00 € (DE), 978-3-8376-4884-3

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4884-7



Wilhelm Amann, Till Dembeck, Dieter Heimböckel,
Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer, Heinz Sieburg (Hg.)

Zeitschrift für interkulturelle Germanistik

11. Jahrgang, 2020, Heft 2:

Das Meer als Raum transkultureller Erinnerungen

Januar 2021, 258 S., kart., Dispersionsbindung,

25 SW-Abbildungen

12,80 € (DE), 978-3-8376-4945-1

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-4945-5

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**